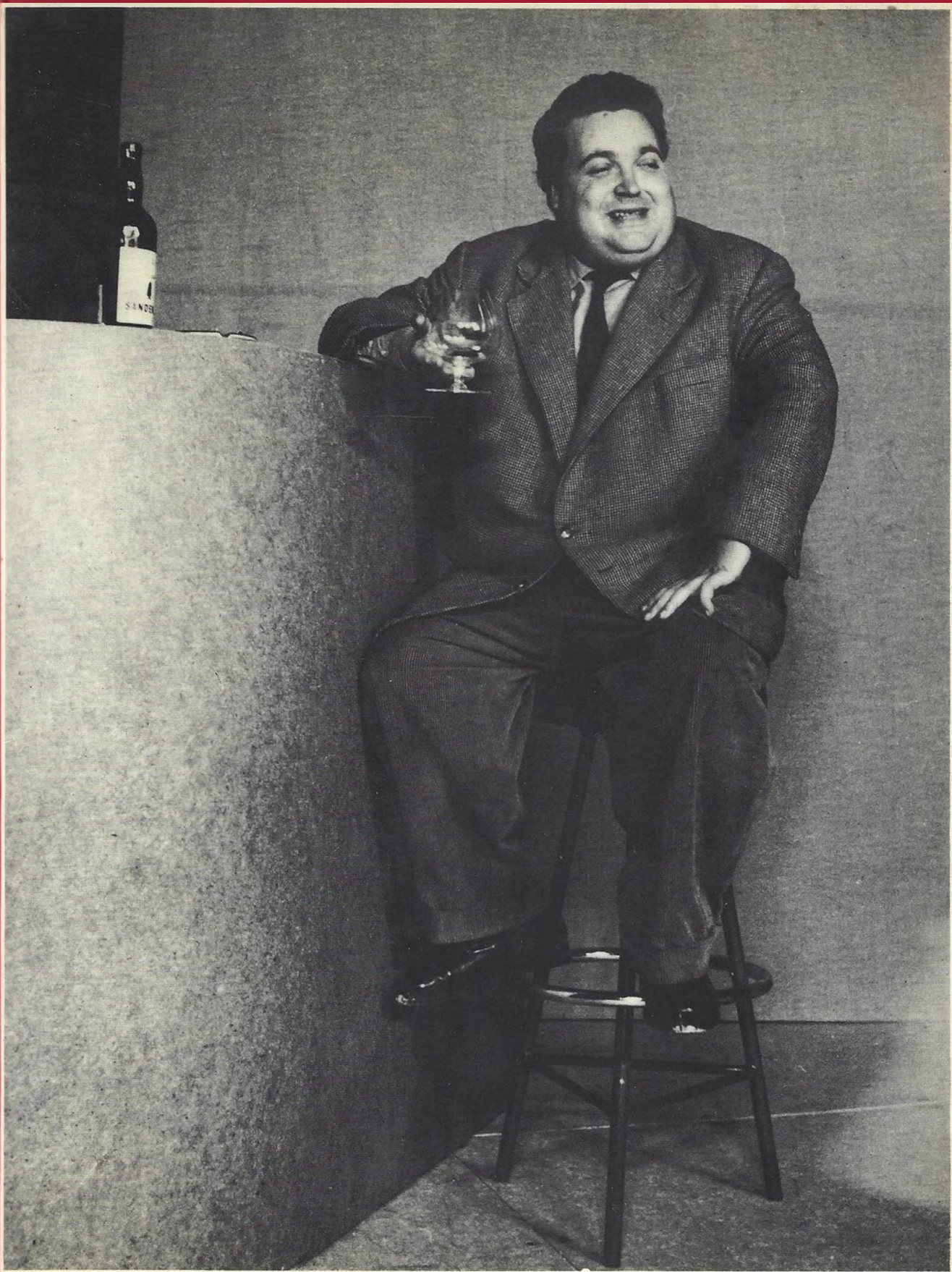


**Vom
Dritten Reich
zum
Dritten Mann**

Wolfgang Kudrnofsky

**Helmut
Qualtingers
Welt der
vierziger
Jahre**

Molden



HELMUT QUALTINGER

Helmut Qualtinger und Wolfgang Kudrnofsky erinnern sich. An die Zeit, als in Österreich das Leben ein Kampf ums Überleben war, als nach Hitlers Sendboten die Sowjets und die Alliierten kamen und als die Freiheit viel langsamer zurückkehrte, als man sie verloren hatte.

In diesem Buch wird Alltägliches und Ungewöhnliches glossiert und kommentiert. Zeitgenossen Qualtingers treten auf und berichten:

Nikolaus Maasburg von seinem Weg vom „Kurier des Kaisers“ zu einem „Vater der Zweiten Republik“.

Der Bildhauer *Fritz Wotruba*, um den sich in der Nachkriegszeit ein Kreis junger Künstler sammelte, von denen seither viele Karriere gemacht haben.

Der Modezar *Fred Adlmüller*, der im Mai 1945 seine Hand zum „Deutschen Gruß“ erhob: vor einem Sowjetoffizier...

Das Schlageridol *Horst Winter*, der zeitweise kriminalistischen Spürsinn entwickeln mußte. Der berühmte Jazzklarinettist *Fatty George*, der damals noch der Pressler Franz war.

Michael Kehlmann, der als „neuer Theatermessias“ auftrat.

Der Kolumnist *Paul Popp*, der mit seiner Hitler-Parodie die Leute wieder das Lachen lehrte.

Kurt Radlecker, der ein neuer Anouilh hätte werden können.

Der Phantastische Realist *Rudolf Hausner* und der „Zwanz'gerhaus“-Direktor *Schmeller*, die sich an eine Zeit erinnern, als die „Wiener Schule“ noch ein Kindergarten war. *Hans Weigel*, der im Café Raimund saß und jungen Dichtern Hebammendienste leistete.

Jörg Maubke, der bei Rot-Weiß-Rot zwischen „Radiofamilie“ und „Watschenmann“ pendelte.

Filmregisseur *Karl Hartl*, der den Nazis Wiener G'schichten machte.

Die Brüder *Fritz* und *Otto Molden* und schließlich *Helmut Qualtinger* selbst, der mit viel Ironie „seine“ vierziger Jahre beschreibt. Viele Erinnerungsfotos und Dokumentationen aus jenen Jahren illustrieren den an Zwischentönen reichen Text, der mit Ernst, aber auch mit sezierendem Witz das Panorama näher österreichischer Vergangenheit erstehen läßt.

HELMUT QUALTINGER, Jahrgang 1928, Kabarettist, Schauspieler, Satiriker und Schriftsteller, wurde in den fünfziger Jahren durch die Brisanz seines Kabarettts im gesamten deutschen Sprachraum bekannt.

DR. WOLFGANG KUDRNOFSKY, Jahrgang 1927, Autor zahlreicher Sachbücher, Theaterstücke und Romane, TV-Mitarbeiter in Österreich und Deutschland.

(Fortsetzung auf der hinteren Klappe)

VERLAG FRITZ MOLDEN

WOLFGANG KUDRNOFSKY

VOM DRITTEN REICH ZUM DRITTEN MANN

HELMUT QUALTINGERS
WELT DER VIERZIGER JAHRE

MIT 175 BILDERN UND 99 ZEITDOKUMENTEN

VERLAG FRITZ MOLDEN ■ WIEN – MÜNCHEN – ZÜRICH

BILDQUELLENVERZEICHNIS

Foto Dr. Wolfgang Kudrnofsky: S. 10 (oben), 20, 109 (mit freundlicher Erlaubnis von Professor Ernst Fuchs), 152 (unten), 196, 215, 217, 219, 222, 223, 228, 229, 233, 234, 235 (2), 236, 238 (oben), 242, 244, 246 (oben), 249, 250, 252, 253, 254; – Archiv Helmut Qualtinger: S. 10 (unten), 12, 14, 16, 17, 23, 25, 33, 35, 241 Foto-Croy, München: S. 13, 56, 59, 95, 101, 105, 107, 117, 118, 120, 138, 147, 178, 180, 195; – Archiv Dr. Hilde Weinberger, Wien: S. 26, 170, 190, 191, 192, 193; – österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Archiv: S. 29, 94; – Archiv Dr. Wolfgang Kudrnofsky, Wien: S. 31, 40, 49, 52, 54, 88, 102, 103, 130, 137, 144 (4), 169, 204, 220, 225, 245; – Archiv Christine Maasburg: S. 36, 39, 47, 51, 122, 123; – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes: S. 41; – Landesstelle für Bild- und Tondokumentation, Graz: S. 43; – Archiv Fritz Molden, Wien: S. 62 (2), 64 (3), 65, 75, 79, 81, 82; – Verlagsarchiv: S. 68/69 (6), 157; – Foto Gottfried, Maria Enzersdorf-Wien: S. 71, 77, 114, 240; – Erich Lessing, Magnum-Photos, Paris: S. 84 (unten); – Archiv Professor Fritz Wotruba, Wien: S. 84 (oben), 87, 89, 90, 92, 96; – Archiv Fred Adlmüller, Wien: S. 98 (oben), 111; – Peter Lehner, Wien: S. 98 (unten); – Archiv Otto Schlegel, Wien: S. 112; – Foto Tirol, Wilhelm Angerer, Kitzbühel: S. 127; – Archiv Horst Winter, Wien: S. 128 (oben), 131, 132, 133; – österreichische Nationalbibliothek, Wien: S. 134, 135; – Archiv Fatty George, Wien: S. 140 (oben), 143, 149, 151; – Pressefoto Klinsky (Kurier-Archiv), Wien: 140 (unten); – Archiv Dr. Roland Kovac: S. 152 (oben), 154, 155, 158, 160, 163, 165; – Universalfilm Wien: S. 164; – Foto Felicitas Timpe, München: S. 166; – Archiv Paul Popp, Wien: S. 173, 183, 184, 185; – Archiv Johannes Mario Simmel, München: S. 174; – Kurier-Archiv, Wien: S. 176 (unten); – Pressefoto Bruno Völkel, Wien: S. 188 (oben); – Foto Edwin Pak, Wien: S. 188 (unten); – Archiv Otto Molden, Wien: S. 198 (2), 202, 203, 209, 210; – Foto Schulda-Müller, Wien: S. 200; – Foto Hilscher, Wien: S. 205; – Foto Peter Kovach, Wien: S. 212 (unten); – Gerhard Sokol (Kurier-Foto): S. 212 (oben); – ORF-Fotodienst, Wien: S. 238 (unten), 256 (unten); – Harry Weber (Kurier-Archiv): S. 246 (unten); – Foto Votava, Wien: S. 256 (oben).

1. Auflage

Copyright© 1973 by Verlag Fritz Molden, Wien – München – Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlag und Ausstattung: Hans Schaumberger, Wien

Lektor: Leo Mazakarini

Technischer Betreuer: Herbert Tossenberger

Schrift: Garamond-Antiqua

Satz und Druck: Carl Ueberreuter, Wien

Bindearbeit: A. Günther, Wien

ISBN 3-217-00479-5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

INHALT

Vorwort eines Vierzigjährigen, der über die vierziger Jahre schreibt	8
Wie man im Bett den Krieg überwindet <i>Helmut Qualtinger</i>	11
Vom Kurier des Kaisers... <i>Nikolaus Maasburg, 1. Teil</i>	37
Achtung, Beutefunkgerät – nicht stürzen! <i>Fritz Molden</i>	63
Mit Karl Liebknecht unterm Stadtbahnbogen <i>Fritz Wotruba</i>	85
«Was mich interessiert, ist die Mode...» <i>Fred Adlmüller</i>	99
.. .zum Vater der Zweiten Republik <i>Nikolaus Maasburg, 2. Teil</i>	113
«Ein hübsches Jungengesicht mit einer gewaltigen Brille...» <i>Horst Winter</i>	129
Der Franz von der Eisenhandlung <i>Fatty George</i>	141
«Dann kommen die Mädchen und machen Pi-Pa-Po» <i>Roland Kovac</i>	153
«Ich bin nämlich der neue Theatermessias!» <i>Michael Kehlmann</i>	167
Karl May – jugendgefährdend! <i>Paul Popp</i>	177
Als Kobalek noch Kohlenhändler war... <i>Kurt Radlecker</i>	189
«Hände hoch! Die Ilias will ich hören!» <i>Otto Molden</i>	199
Als die «Wiener Schule» noch ein Kindergarten war <i>Art-Club</i>	213
Wohnadresse: Café Raimund <i>Hans Weigel</i>	239
Script-Department – was ist das? <i>Jörg Mauthe</i>	247
«Reden Sie mit dem Karas...» <i>Karl Hartl</i>	257

«Wir waren eine verfluchte Partie»

(Helmut Qualtinger über seine Kollegen von damals)

Vorwort eines Vierzigjährigen, der über die vierziger Jahre schreibt

Der Vierziger, der heute über die vierziger Jahre schreibt, verfasst damit auch seine Memoiren. Sehr viel mehr kann ja nicht mehr kommen: die Jahrgangskollegen, über die man berichtet, haben ihre Karrieren gemacht, und eine Zukunft, die abenteuerlicher sein könnte, als die Vergangenheit es war, ist uns Vierzigern kaum noch beschieden.

Also ziehen wir Bilanz. Und dabei zeigt es sich, dass die Ereignisse von damals auch durchaus beglückende Aspekte bieten. Das hat nichts mit dem Wiener Zuckerl «Gute Alte Zeit» zu tun, an dem sich viele noch Ältere gerne in den Schlaf lutschen.

Was die Freunde Qualtingers – und um solche handelt es sich bei den folgenden Erzählern – an diesen aufregenden vierziger Jahren bemerkenswert gefunden haben, ist ja weniger die Zeit, als die Art, wie jeder von ihnen mit ihr fertig geworden ist, ihr widerstanden hat.

Fast alle Männer, die hier zu Wort kommen, haben eine Geschichte zu bieten, in der sie sich als wi-

dersetzlich darstellen, aufmüpfig, oppositionell. Wobei sie sich auch noch glücklich fühlen.

Das hat nichts mit jenem öden Opportunismus zu tun, der vor allem die unmittelbare Nach-Näzi-Ära so unerträglich gemacht hat: Damals wollte es keiner gewesen sein, war jeder «natürlich immer schon dagegen», hat «die Dinge kommen sehen» – und dazu womöglich noch das Knistern des Antifaschisten-Ausweises in der Tasche . . .

Nein – was hier an «Dagegensein» sich offenbart, ist einfach der jugendliche Hohn von damals gegenüber einem System, das in seiner bestialischen Würde jeden zum Widerstand reizen musste, der jung und trotzdem nicht so blöd war, sich dieser lächerlichen Kopie eines cäsarischen Hochstapler-Staates zu verpflichten. Und aus Hohn und Verachtung haben sich immer noch die abenteuerlichsten Geschichten ergeben.

Handke nennt uns Vierziger geringschätzig «die Luftwaffenhelfer-Generation», Böll spricht von

„Pimpfen-Demokratie«. Na ja. Der eine ist zu jung, der andere zu alt, um sich das richtig vor stellen zu können.

Natürlich waren es in der Hauptsache ehemalige Luftwaffenhelfer, die nach '45 die heutige Wohlstandsgesellschaft in ihr Faulbett geführt haben. Aber die Weichen auf dieser Fahrt stellten auch hier wieder die Älteren: Die Besatzer haben sich ihrer bedient, weil es bereits Personalbögen über sie gab, während wir Jungen unbeschriebene Blätter waren.

Und so wurde eben von unseren alten Herren munter dort fortgesetzt, wo man vor Hitler aufgehört hatte – bedenkenlos und geradeso, als wäre nichts gewesen und die Kausalität lediglich eine Erfindung der Physiker.

Von «Pimpfen-Demokratie» kann man da also wirklich nicht reden.

Und so war der Schock von 1968, ausgelöst durch den Aufstand der nächsten Generation – der heute Jungen –, für viele von uns besonders nachhaltig. Hier rebellierten wieder einmal Söhne gegen ihre Väter. Aber sie taten dabei, als wäre die Welt, die sie zum Kotzen fanden, erst vor zwanzig Jahren geplant und angefertigt worden. Also von uns Vierzigjährigen.

Das hat uns ziemlich irritiert – wo wir uns doch schon befreit wussten von einer Zeit, die noch scheusslicher war als die heutige. Aber diese Zeit haben die Jünglinge von '68 ja nicht mehr erlebt.

Viele von denen, die hier zu Wort kommen, haben

die entsprechenden Vorwürfe ihrer Söhne als eine tiefe Kränkung empfunden. Und die Interviews, die sie gaben, waren daher sichtlich von dem Bestreben geleitet, zu zeigen, dass ihre eigene Jugend auch voll des Protestes war und der Rebellion gegen die eigenen Väter.

Das Bild eines Jahrzehnts, das dadurch entstanden ist, wurde mithin auch zum Zeugnis für eine ganze Generation beleidigter Väter. Und wer beleidigt wird, klammert sich – allein schon aus Selbstachtung – umso heftiger an das, was man ihm vorwirft.

So ist das Erinnern an die Zeit zwischen 1940 und 1949 vorwiegend auch ein insgeheimer Versuch mancher Beteiligter, sich, seine Moral und Handlungen von damals zu rechtfertigen.

Dies umso mehr, als man ja nicht nur von den eigenen Söhnen soeben ziemlich mitleidlos entthront worden ist; auch der biologische Prozess des Alterns spielt hier noch mit hinein und setzt entsprechend zu: So weiss die Medizin, dass, abgesehen vom Haarausfall, auch das Hirn eines Vierzigjährigen bereits um fünfzig Gramm weniger wiegt als das eines Zwanzigjährigen. Und um diese fünfzig Gramm erleichtert sich dann eben auch die Weltgeschichte, über die man als Vierziger referiert.

Es sind, hat sich herausgestellt, glücklicherweise in den meisten Fällen die entbehrlichsten fünfzig Gramm.

Wolfgang Kudrnofsky



Uniformen:
Helmut Qualtinger, 12, als «Pimpf» (oben)
und unter Rittersleuten (unten).



Wie man im Bett den Krieg überwindet

HELMUT QUALTINGER

Wenn Qualtinger sich an seine Kindheit erinnert, fallen ihm spontan nur Personen ein, die etwas mit Widerstand zu tun hatten: kein Wunder, denn auch er war damals schon ständig in Opposition, zu Beginn gegen die Lehrer, später auch noch gegen andere.

1940 war Qualtinger zwölf und Schüler der Hagenmüller-Schule im dritten Bezirk – in der Nähe des Jugendgerichtes. «Der Direktor, einer der wenigen sympathischen Lehrer, die ich hatte – er sah aus wie der Tegetthoff –, hatte einen Sohn, der bei der SA war. Und dieser Sohn wurde in einem marschierenden SA-Trupp von einem Auto überfahren, erlitt eine Schädelfraktur und wurde daraufhin Widerstandskämpfer.»

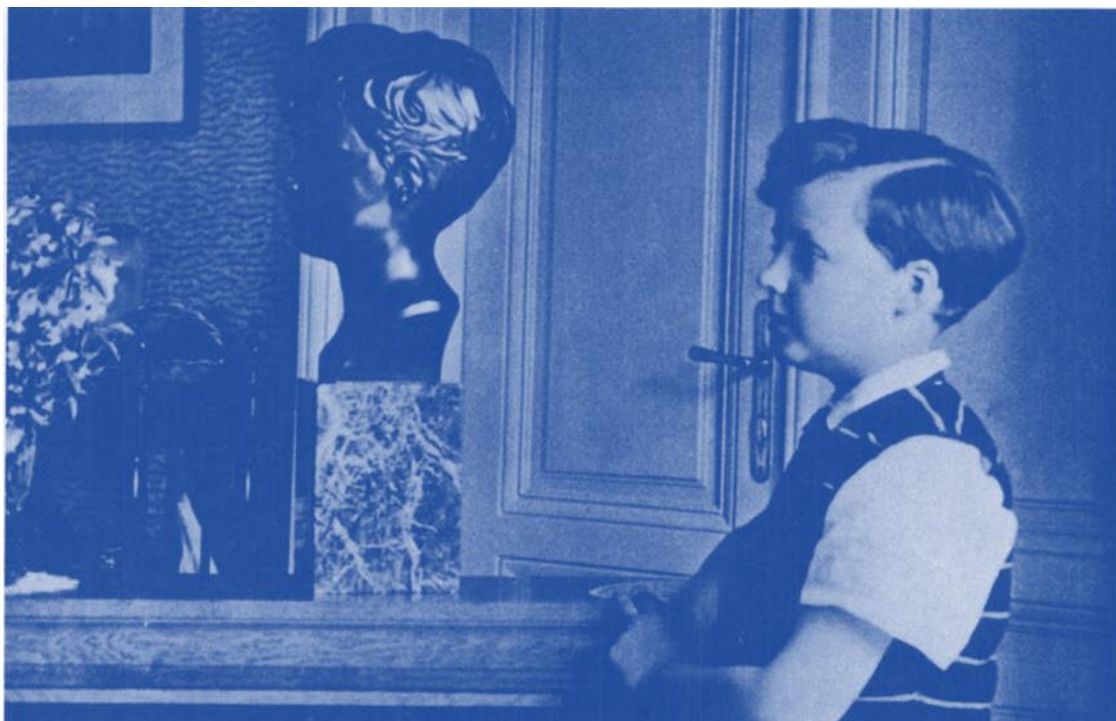
Von ihm bekommt Qualtinger das Buch «Adolf Hitler» von Konrad Heiden, erschien 1936 in Zürich, in dem sich eine Beschreibung betreffender Person durch den Rassenhygieniker Max von Gruber findet: «Gesicht und Kopf schlechte Rasse, Mischling, niedere, fliehende Stirn, unschöne Nase, breite

Backenknochen . . . Gesichtsausdruck ... eines wahnwitzig Erregten . . .» Mit diesem wenig gloriosen Porträt seines Führers in der Brust erlebt der junge Qualtinger den Nationalsozialismus.

Weitere eindrucksvolle Persönlichkeiten aus dieser Zeit? «Ein Esperantolehrer im dritten Bezirk, der als Spinner verschrien war, ein Kommunist.»

In dieser Schule gab es eine Gruppe von Schülern, die Flugblätter gegen das Regime verteilt hatten und dabei geschnappt worden waren. «Sie kamen ins Jugendgericht und hätten so lange dortbehalten werden sollen, bis sie volljährig gewesen wären – nur sind die Russen dem zugekommen.»

Qualtinger zieht sich hinter Bergen von Büchern zurück. Von einer Art Lesewut erfasst, bemächtigt er sich der Literatur, wo immer er sie findet. Er wird Mitglied von Leihbüchereien – eine davon die «Last» –, entlehnt Bücher von Freunden und Bekannten, manchmal auch, ohne erst zu fragen. Und so waren die Eltern schon daran gewöhnt, dass Leute



Profile: Der achtjährige Qualtinger und seine Büste.

bei ihnen auftauchten, um nach verschollenen Büchern zu fahnden. Mutter Qualtinger führte sie dann in das Zimmer ihres Sohnes und liess sie dort kramen.

Qualtingers bevorzugte Themen waren damals: Marxismus, Parapsychologie und das, was man heute Science fiction nennt.

«Und dann ist noch etwas zu erzählen aus dieser Zeit, und zwar, dass ich und ein Freund von mir aus chemischen Interessen eine Telefonzelle in die Luft gesprengt haben. Zufällig war das gerade am 20. Juli 1944.» Den Vätern der beiden gelang es nur mit Mühe, ihre Söhne aus dem, was dann kam, herauszuhauen.

Wenn Qualtinger nicht gerade selbst aggressiv war, waren es die anderen ihm gegenüber: «Ich kann mich an einen Mitschüler erinnern – Edi hat er geheissen –, der ein Zwerg war. Eines Tages sitzt' ich im Schulhof und lese eine Zeitung. Auf einmal

krieg' ich eine fürchterliche Watschen, durch die Zeitung hindurch. Es war dieser Edi, und ich weiss bis heute nicht, warum der das getan hat.»

Edi – auch wieder typisch, dass er Qualtinger im Gedächtnis geblieben ist – war von der HJ wegen zu geringer Körpergrösse abgelehnt worden; aber gerade er wäre sehr «darauf gestanden», ein Jüngling Hitlers zu werden; er muss sich also wegen dieser Zurücksetzung furchtbar gekränkt haben.

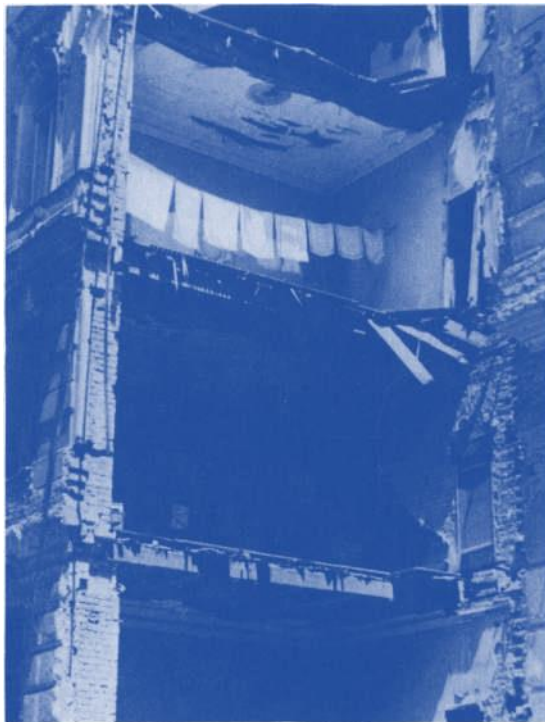
Eines Tages – viele Jahre danach – trifft Qualtinger während einer Bahnfahrt im Schlafwagen einen ehemaligen Schulkollegen. Man erinnert sich der alten Zeiten. Schliesslich fällt der Name «Edi». Und da erzählt der Kollege, was mit diesem später geschehen war: Er hat, als Student an der Wiener Universität, fast unmittelbar nach dem Krieg die erste neofaschistische Sektion gegründet. Und als es ihm auch diesmal nicht gelang, seinen alten Hitlerjun-

gen-Traum zu verwirklichen, hat er sich erschossen.

Als Edi noch sein Mitschüler war, in der Hagenmüller-Schule, lebte Qualtinger bei seinen Eltern in einer kleinen Wohnung auf dem Klopsteinplatz, gleichfalls im dritten Bezirk. Diese Wohnung wurde am 10. September 1944 während eines amerikanischen Luftangriffes ausgebombt. Alles, was die Familie besass, wurde dabei vernichtet, unter anderem auch eine Bronzebüste, die den kleinen Qualtinger im Alter von acht Jahren darstellte. Sie war von einer Bekannten der Familie aus Sievering – «also gleich ums Eck von dort, wo ich heute lebe» – angefertigt worden. Als das Haus einstürzte, wurde sie zusammen mit der übrigen Habe im Schutt vergraben.

Nach dem Krieg begannen die Engländer, den Schutt in ihrem Bezirk wegzuräumen. Als sie die Überreste des Hauses auf dem Klopsteinplatz mit ihren Bulldozern beackerten, stiessen sie auch auf jene Kinderbüste.

«Sie war total zerquetscht, und man kann sich vorstellen, wie ich selbst ausgesehen hätte, wäre ich damals zufällig in der Wohnung gewesen. Aber neben meinem zerquetschten und zerrissenen Gesicht lag auch ein Karton mit leeren Einsiedegläsern. Und die-



«Offene Zimmer»: Zerbombtes Haus, Wien 1945.

Je größer die Zerstörung unserer Städte, desto unbeflegbarer werden wir... Hunger, Ruinen und Asche sind die Garantien unserer Größe.

Ansprache des Wiener Bürgermeisters, SS-Brigadeführer Dr. Blaschke, am 16. März 1945

se Gläser hatten alles überstanden. Sie waren so heil und unbeschädigt, als hätte man sie gerade aus dem Kasten geholt.»

Nach dieser Ausbombung hat Qualtinger noch mehrere andere erlebt. Die Familie ist zu Verwandten gezogen – wird wieder ausgebombt, und noch ein drittes und viertes Mal: Überall, wo Qualtinger Unterschlupf findet, fallen kurze Zeit später die Bomben und vernichten die Bleibe. Schliesslich lebt er

nur noch vazierend: bei Freunden, eventuell bei einem Mädchen.

Und zwischendurch immer wieder Luftschutzräume. Die Angst vor den Bomben wird zuletzt so gross, dass Qualtinger mehr in Kellern als auf der Erdoberfläche lebt – «Underground» der frühen vierziger Jahre . . .

Parallel dazu wechselt er auch immer wieder die Schule. Teils, weil er sich's mit den Lehrern verscherzt, teils, weil diese bei ihm verspielt haben und er in der Folge jede Lust verliert, sich von ihnen noch was sagen zu lassen.

Einmal hat er sich beim Korbballspielen den Arm gebrochen. Er wird ins Kinderspital eingeliefert und macht dort einen Heilungsprozess durch, der von einer Serie von Folterungen begleitet ist: Man bricht ihm immer wieder den Arm, weil er entweder schlecht verheilte, schief zusammengewachsen war und so weiter.

Nach einer sehr langen Rekonvaleszenz kehrt er in



Qualtingers Puppentheater gastiert auf dem Land, August 1936.

seine Schule zurück und damit auch zu dem damals üblichen Turnbetrieb. «Da war ein Mann namens Keith – siehe Wedekind –, ein bleicher Kerl in einer Klothhose, der eigentlich Deutschlehrer war und im Turnen nur suppliert hat. Und der hat uns nun auf die Leiter hinaufgejagt – auch mich. Als ich oben war, hab’ ich gemerkt, wie mein linker Arm, der gebrochene, immer schwächer wurde. Jetzt hiess es also, möglichst mit heilen Gliedern wieder unten ankommen – und während ich mich nun vorsichtig dranmache, abzusteigen, höre ich meinen Lehrer laut höhnen: ‚Da schaut euch nur dieses miese Schwein an, wie es da oben hängt – wie mies und ängstlich – und ich hab’ nur gedacht: ‚Nicht hinunterfallen, nur nicht hinunterfallen!’».

Dennoch erreicht er mit heilen Gliedern den Boden. Aber: «Von da an war das Turnen für mich vorbei – Sport, Boxen, Schifahren, das hab’ ich alles

noch gemacht, aber Turnen war ein für allemal erledigt.»

In der Folge redet er sich auf seinen kranken Arm aus, wenn wieder einmal Turnstunde ist. Er muss dann in der Garderobe sitzen und bis zur Pause warten. Einmal kommt einem Schulkollegen Geld weg – zwei oder drei Reichsmark. An diesem Tag lädt Qualtinger ein paar Freunde zum Eisessen ein – er hat von seinem Vater gerade Taschengeld bekommen. Das gemeinsame Eisessen kommt dem Direktor zu Ohren; er glaubt plötzlich zu wissen, dass nur Qualtinger der Dieb sein kann. Peinliche Verhöre, natürlich ohne Ergebnis.

«Das ist nämlich die Methode, mit der man einen wirklich zum Stehlen bringen kann; ich hab’ dann später tatsächlich meine Eltern bestohlen, ich hab’ ihnen Geld gestohlen, ich habe meiner Frau einen Teppich versetzt. . . So wird man dazu erzogen; das

ist genau die Art, wie man aus jemandem einen Dieb macht. . .»

Ein anderes Mal lädt man ihn ein, sein Marionettentheater in die Schule mitzubringen. Qualtinger hat das Puppentheater bereits als Kind bekommen, er liebt es sehr und nimmt es auch immer in die Ferien mit, wo er dann den Bauernkindern Märchen vorspielt. Jetzt soll er es also seinen Mitschülern zeigen, ihnen ein Stück vorführen.

Es läuft alles programmgemäss. Qualtinger hat seinen Spass, die Mitschüler beteiligen sich amüsiert. Aber einige verlängern das Vergnügen auf ihre Art noch über die Stunde hinaus. Auf dem Heimweg überfallen sie Qualtinger und demolieren sein kleines Koffertheater.

«Trotzdem spiele ich heute noch. Zumindest auf fremden Bühnen. Aber das ist auch so etwas, warum ich heute – bis auf wenige Ausnahmen – keinen meiner damaligen Schulkollegen wiedersehen möchte. Also diese ganzen Maturantentreffen, die es da gibt – ich würde nie zu so was hingehen.»

Gelegentlich gibt es auch ganz gute Stunden in der Schule, etwa, wenn Qualtinger machen darf, was ihn interessiert, wie damals in der Stubenbastei, wo ein gewisser Friedrich Gulda und ein Otto Schenk seine Mitschüler waren: da liess man ihn Nestroy inszenieren.

Nestroy war damals ein Leibgericht, wenn Qualtinger wieder einmal der Lesehunger überfiel: «Ich bin manchmal sogar während eines Luftangriffes im Wienerwald spaziergegangen und hab' dabei Nestroy gelesen.»

Man gibt ihm also Gelegenheit, im Festsaal der Schule ein Nestroy-Stück zu inszenieren. Der Mann, der ihm das ermöglichte, hiess Wolf, «war Deutschlehrer, ein dicker Mensch, ich könnte ihn heute noch zeichnen. Und dieser Deutschlehrer Wolf hatte einen berühmten Ausspruch: ‚Sie arisches Schwein!‘ Man muss sich vorstellen: mitten im Krieg! Er wurde auch prompt vor die Gestapo zitiert. Dort verantwortete er sich etwa folgendermassen: ‚Arier zu sein bedeutet heute eine Auszeichnung. Wenn aber ein Schüler glaubt, er könne sich daneben benehmen, ist er eben in meinen Augen ein Schwein, weil er damit

das hehre Bild des Ariers besudelt – daher arisches Schwein. . .‘ Die Gestapo liess ihn laufen. . .»

Für Wolf ist Qualtinger jedenfalls kein arisches Schwein; ihn begünstigt er sogar, indem er ihn Nestroys «Judith und Holofernes» spielen lässt. Und Qualtinger dankt es seinem Lehrer: Er macht aus der

The image shows a rectangular sign with a dark background and light-colored text. The text is in German and reads: "Der völkische Staat wird dafür sorgen müssen, durch eine passende Erziehung der Jugend dereinst das für die letzten und grössten Entscheidungen auf diesem Erdball reife Geschlecht zu erhalten..."

Adolf Hitler, *Mein Kampf*

Rolle des Holofernes eine Hitler-Parodie – mitten im Krieg.

Zu dieser Zeit hat Qualtinger bereits seine ersten Erlebnisse mit Mädchen. Aber auch hier verläuft es problematisch: «Es ist bemerkenswert», meint er heute, «dass man an den klassesten Mädchen in der Vorpubertät, die zu einer Beziehung bereit gewesen wären, vorbeigegangen ist, und dass man sich dann ausgerechnet in die ‚G’frasta’ verliebt hat.»

Da gab es zum Beispiel ein Mädchen, das zu einer bestimmten Zeit mit einem Geigenkasten in der Hand bei der Strassenbahnhaltestelle gewartet hat: «Ich hatte mich in dieses Mädchen heftig verliebt, hab’ mich aber nicht getraut, sie anzusprechen. Und ein Schulkollege, so ein richtiger Feschak – heute würde man Playboy sagen, weil er nämlich dreimal repetiert hat –, dieser Feschak also hat zu mir gesagt: ‚Was ist los! Warum red’st sie nicht an? Du bist wie ein alter Mann! Du musst ein junger Mann sein, sonst steht kane auf dich!‘ Also war ich damals schon ein alter Mann, weil ich immer nur das Negative g’sehn und mir nix zugetraut hab’.»

Dann war da noch ein Mädchen aus einer Laienspielgruppe: «Die hat das Gretchen so vorgespochen, wie ich es seither nie mehr gehört hab’: klar, einfach und ohne Schmäh...

Ich glaub' ja überhaupt, dass eine solche Art heute der einzige Ausweg wäre, den ganzen überhochmetzten Theaterbetrieb noch zu retten – ‚Geschichten aus dem Wienerwald‘ unter einem Quargelsturz etwa. Das ist bitte kein Faschismus, aber das Theater hat sich heute bereits so überdreht, dass es an der Zeit

Das Leben des Führers: Als Junge ist er alles andere als ein Stubenhocker. Mit seinen Kameraden tollt er viel im Freien umher und wird bald ihr Anführer. Als der Führer 13 Jahre alt ist, stirbt sein Vater, der als Beamter in österreichischen Diensten steht. Auch der Führer soll Beamter werden, aber er hat andere Ziele. Sein Wunsch ist, Kunstmaler zu werden. Immer wieder versucht er, auf eine Kunstschule zu kommen. Ebensooft wird er abgewiesen, weil er nicht genügende Vorbildung besitzt. Trotzdem gibt er den Kampf um sein Ziel nicht auf. Er wird Bauarbeiter in Wien und lernt hier die sozialen Fragen und die Nöte des Arbeiterstandes kennen. In seinen Freistunden gibt er seine letzten Gelder für seine eigene Weiterbildung aus. Er kauft Bücher, geht in die Theater, besucht Museen und erwirbt sich so selbst das ungeheure Wissen, das wir heute immer wieder an ihm bewundern . . .

Immer, wenn er zu uns sprach - in Potsdam 1932, in Nürnberg auf dem Reichaparteitag oder in Berlin am Feiertag der Schaffenden Nation -, immer sprach er davon, wie deutsche Jungen sein sollen und wie sie werden müssen, welch großes Vertrauen er in seine Jugend, in uns, setzt. Er zeichnete uns das Bild des deutschen Jungen der Zukunft: schlank wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.

Aus: *Pimpf im Dienst. Ein Handbuch für das Deutsche Jungvolk in der HJ.* – Herausgegeben von der Reichsjugendführung

wäre, wieder einmal zu vereinfachen und zu entrümpeln.»

Mit besagtem Mädchen hat Qualtinger also sehr oft auch Theatervorstellungen besucht. Einmal im Volks theater «Judith und Holofernes», Tragödie von Friedrich Hebbel in fünf Akten, wobei er aus Courtoisie den letzten Akt versäumt, denn das Mädchen soll nach elterlichem Befehl noch vor zehn daheim sein, und er muss sie doch nach Hause begleiten! («Auch wieder typisch für diese Zeit; so war damals



Qualtinger bei der «Deutschen Jugend» . . .

die Erziehung, und so hat man mitgespielt – eigentlich blöd, nicht?»)

Gelegentlich findet man ihn auch auf der Bühne der Staatsoper – als Statist. Er hat dort einen Freund, der wesentlich älter ist. Mit dem geht er nach der Vorstellung stundenlang spazieren. «Auch das war eine Mode damals, auf der Strasse auf- und abzugehen wie beim Corso und dabei zu diskutieren. ‚Ich begleite dich nach Hause, heisst es, und wenn man am Ziel ist, dreht man um und lässt sich wieder von dem anderen nach Hause begleiten. Und so ging's immer hin und her.»

Die beiden führen Gespräche über Parapsychologie, Metaphysik und die letzten Dinge. Der Mann hat Bücher von Kipling daheim, so lernt Qualtinger die Welt des indischen Dschungels und des englischen Militarismus kennen.

Er selbst ist zwar einfaches Mitglied der HJ, das Marschieren hat man ihm natürlich nicht beibringen



... und als «Normalverbraucher» (1945).

können. Er hat bei einer Spielschar Unterschlupf gefunden, und sobald er dort Theater spielen kann, trägt er in Gottes Namen auch noch das braune Hemd mit dem ledernen Schulterriemen und dem Hakenkreuz am Arm. Das Tragen von Lederhosen hat er sich in dem Augenblick abgewöhnt, als man ein solches Kleidungsstück bei allen anderen, selbst bei Mädchen sieht.

«Lederhosen waren plötzlich ein modischer Artikel. Für Homosexuelle wurden sie ein Reizmittel; sie haben sie aufgekrempelt, damit möglichst viel von den Hoden sichtbar wurde, und man konnte Lederhosen in Balletten und in Filmen sehen.»

Was er hauptsächlich trägt, sind Knickerbocker, damals Pumphosen genannt, praktische Kleidungsstücke, die nur den einen Fehler haben, dass die Beinverschlüsse so leicht fransen; auf diese Weise trug man bald das eine Hosenbein oben, während das andere um die Knöchel baumelte . . .

Gelegentlich, einem Mädchen zuliebe, versucht er sich auch als Feschak, aber dafür hat er keine Begabung, obwohl er damals noch schlank ist und eine sportliche Figur besitzt, dick wurde er erst in den fünfziger Jahren: irgendwie hatte sich in ihm die fixe Idee gebildet: «Wenn ich dick bin, werde ich auch berühmt.» Und so wurde er dann eben dick und tatsächlich berühmt.

Nach dem Krieg bekam er aus Amerika CARE-Pakete. In einem waren auch Hosen drin, die ersten Hosen mit Zippverschluss, «was mir eher Schwierigkeiten bereitet hat, hauptsächlich bei den Damen . . .»

An außerschulischem Vergnügen gab es damals noch zwei Dinge: das Radfahren und das Geigespielen. Das Radfahren übte er auf der «Lände» des Donaukanals, unterhalb der Schlachthausbrücke, das Geigespielen bei einem Lehrer, der ihm sogar ausserordentlich sympathisch war. «Leider brachte ich es aber selbst bei ihm nicht über die ‚Kleine Nachtmusik‘ hinaus.»

Das Musizieren auf der Geige fand durch die Kriegereignisse ein natürliches Ende. «Viele Wiener haben damals nämlich geglaubt, sie retten ihre

Habe, indem sie diese auf dem Land bei Bauern einlagern. Was haben die aber gemacht, als dann die Russen da waren? Sie haben gesagt: ‚Nehmt’s das von den anderen. Und die Russen haben ‚das von den anderen genommen, und nicht das von den Bauern.‘»

Auf diese Art hat Qualtinger seine schöne Familiengeige verloren, eine echte «Hawelka»-Geige von einigem Wert. Sie lag in einem Koffer in Maria Anzbach; in dem Koffer war aber auch das Foto eines gefallenen Fliegeroffiziers, eines Schülers des Chemieprofessors Qualtinger, seines Vaters, und das hat die Russen so verärgert, dass sie mit den Stiefeln in den Koffer getreten sind, und da lag auch noch, wie gesagt, die Geige drin . . .

Wenn Qualtinger heute eine Geige in die Hand nimmt, kann er nicht einmal die «Kleine Nachtmusik» herausholen: so hätte er etwa einmal in einem Film als Clown Geige spielen sollen, aber «ich hab’s nicht mehr gekonnt». Ebenso wenig ist er imstande, auf einem Fahrrad zwanzig Meter geradeaus zu fahren. Das Radfahren hat er nach dem Krieg noch einmal in der Schweiz probiert, «aber da bin ich so oft auf die Gosch’n g’fallen, dass ich es lieber bleiben hab’ lassen . . . Woraus hervorgeht, dass an dem Gerede nicht viel dran ist, wonach man Dinge wie das Radfahren und das Geigespielen niemals verlernt.»

Damals konnte er jedoch noch beides, aber es brachte ihm nichts ein, und er konnte es nicht verwenden, denn da kam auch schon die Zeit der Luftwaffenhelferei, 1944, und Qualtinger wurde zur Heiniatflak eingezogen.

«Das war auch wieder ein Hohn. Ich war zuletzt Schüler der Oberschule auf der Stubenbastei. Als wir gehört haben, dass wir zur Heimatflak kommen würden, waren wir natürlich froh – froh deshalb, weil wir auf diese Weise wenigstens vorzeitig der Schule ent-rinnen konnten. Doch was geschah? Wir wurden zwar Luftwaffenhelfer, blieben aber trotzdem in der Schule; man hat das Gebäude einfach in eine Kaserne verwandelt. Und so waren wir jetzt auch noch nachts dort, während wir früher wenigstens nachmittags nach Hause gehen konnten.»

Nun begann für die Burschen eine andere Art von Kleinkrieg, eine Art Gewerkschaftskampf: der Kampf um die Rechte als Soldat. Denn man hatte sie ja als Hi tier jungen eingezogen, die damals Fünfzehr- oder Sechzehnjährigen; sie sollten kämpfen

erfand man Spezialgerichte – eine Art «Ollapodrida», zum Beispiel: «Alles, was die Burschen von daheim mitgebracht hatten, wurde in eine Riesenpfanne geworfen und auf dem Kanonenofen gebraten»; oder: Toast aus Kommissbrot: «Eine Scheibe Brot auf die Platte des Kanonenofens – meist lagen da irgendwelche Stiefel zum Trocknen drauf, die wurden zur Seite geschoben –, rösten und dann mit Margarine bestreichen und salzen.»

Solcherart innerlich und äusserlich abgehärtet, schickte man die Batterie zunächst nach Osnabrück, holte sie aber nach ein paar Wochen schon wieder nach Österreich zurück. Was Qualtinger in Osnabrück erspart blieb – obwohl dort die Bomben ziemlich dicht fielen –, musste er in Münchendorf erleben: vier tote Luftwaffenhelfer in seiner Batterie, durchwegs Fünfzehnjährige.

Es hatte schon einmal Tote in seiner Batterie gegeben. Damals hatte der Befehl geheissen: Bei direktem Beschuss hinter den Munitionsbunkern Deckung suchen! Nun wollte es der Oberleutnant besser machen und gab Befehl zum Ausschwärmen. Als der

Auf je eine abgeschossene feindliche Maschine entfallen:
 4941 Schuß der leichten Flak und
 3343 Schuß der schweren Flak.
 Daraus ergibt sich eine Erfolgsquote
 bei Tag von 0,8 Prozent und
 bei Nacht von 0,65 Prozent.
 (nach einer deutschen Statistik)

wie Soldaten, sterben wie Soldaten, aber leben wie Soldaten sollten sie nicht dürfen. Wenn es ums Rauchen oder um den Besuch von Kinos ging, waren sie auf einmal Hitler jungen mit besonderen Idealvorstellungen. Die Luftwaffenhelfer begannen also, um ihre Rechte zu streiten.

Die NS-Behörden gaben nur widerwillig nach; die Soldaten indes, die mit den jugendlichen Helfern zusammenlebten, zeigten sich mitunter ausgesprochen kameradschaftlich und grosszügig: «Ich habe einen mildtätigen Unteroffizier gekannt, der mit den Burschen ins Puff gegangen ist. Ich hab' da zwar nicht mitgemacht – ich hab' eh mein Mädchen gehabt –, aber die Tatsache, dass es auch solche Leute gegeben hat, war schon sehr tröstlich.»

Seinen militärischen Schliff erhält Qualtinger auf der Jesuitenwiese, später kommt er nach Wiener Neudorf: «Eine Wildweststadt mit Kantinen, Kinos und vielen Mädchen.» Statt des Colts standen Kanonen zur Verfügung.

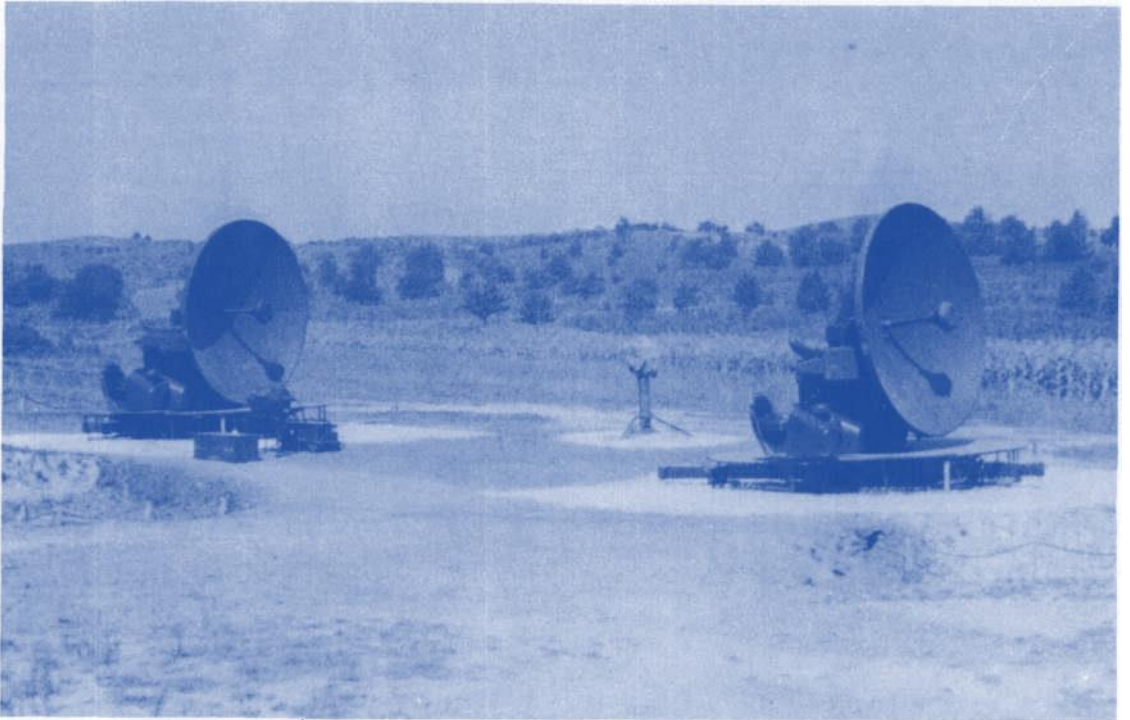
Und auch mit dem Essen war es anders als zur Pionierzeit, denn es gab sehr viel Kunsthonig in Bakelitdosen – «etliche Villenbesitzer von heute haben damit ihr Vermögen gemacht» – und Fischpaste.

Um Abwechslung in den Speisezettel zu bringen,

Sunkmeßgerät 39 T (D) „Würzburg“
 Gerät zur elektrischen Zielerfassung mittels Leitstrahlenpeilung.
 Gesamtgewicht: 1500 kg
 Reichweite: 20–30 km
 Meßgenauigkeit: 25–40 m
 Peilgenauigkeit: 5–9°
 Zur Meßstaffel gehört noch das Umwertungsgerät „Malsi“ zur Umrechnung der von anderen Batterien eingehenden Werte.

Luftangriff beendet war, lagen vier tote Luftwaffenhelfer auf der Wiese ausserhalb der Stellung. Der Oberleutnant kam vor den Auditor und wurde freigesprochen.

Das Gemetzel unter seinen Kameraden hat Qualtinger ziemlich zugesetzt. Er wird nervös, gerät in Panik, sobald Sirenen heulen, und isst fast nichts mehr. Man versetzt ihn in den Flakbunker am Arenbergpark.



Funkmessgerät 1944: Sinnbild der Luftwaffenhelfer-Generation.

Zuvor hatte er einen Ausbildungslehrgang am Funkmessgerät mitgemacht – «Würzburgriese» –, und zwar in Rust am Neusiedlersee. Die Entfernung zwischen Wiener Neudorf, südlich von Wien, und Rust beträgt etwa fünfzig Kilometer, also weniger als eine Autostunde. Damals dauerte die Fahrt zwei ganze Tage – «mit Aufenthalt am Ostbahnhof; dort war ein Wehrmachtsheim mit Kino und Hinweisen auf die nächstgelegenen Puffs; dann *Bruck an der Leitha und dann so weiter. . .*».

In Oggau angekommen, wird Qualtinger das angenehme Schicksal zuteil, Insasse der Krankenbaracke zu werden – sei es durch das bereits von anderen strapazierte Schuhwerk oder durch die Nähe des Neusiedlersees: Qualtingers Haut an den Füßen beginnt jedenfalls jäh zu jucken, wirft Blasen und beginnt sich zu schälen. Während die anderen um den «Würzburgriesen» – eine Art Weltraum-Radar für die Flugzeugerkennung – herumtanzen und Zahlen

vor sich hinbeten, liegt Qualtinger in der Sanitätsbaracke und schmökert in dem einzigen Buch, das es dort gibt, einem alten Operettenführer. Er und ein Kamerad aus der Zirkusgasse – der ist dann sehr bald gefallen – lesen einander unbekannte Operetteninhalte aus der Gründerzeit vor: «Wobei wir damals noch nicht ahnten, dass das deutsche Theater in den sechziger und siebziger Jahren einmal nur von solchen Operetten erhalten werden wird!» Sein Ekzem führt Qualtinger also in die Welt der Operette ein und verhindert gleichzeitig, dass er in Sachen Flugabwehr zum Routinier wird.

Im Arenberg-Bunker – der nächsten Stätte seines Wirkens als Luftwaffenhelfer – setzt man ihn dann auch prompt nicht am «Würzburgriesen» ein, oben auf dem Dach, sondern steckt ihn in den Gefechtsstand im Inneren des Bunkers ans Malsi-Gerät, eine Art Rechenmaschine aus Kurbeln und Kabeln, Vor-

läufer des heutigen Computers.

Aber er bringt auch dieser Einrichtung nur wenig Interesse entgegen; sobald er auf seinem Stühlchen sitzt, zieht er einen Nestroy-Band aus der Tasche und beginnt – während es um ihn herum zischt, knattert und explodiert – zu lesen. Das trägt ihm mehrfach Bunker ein – Bunker im Bunker –, aber auch den Entschluss, zusammen mit seinen Kameraden Nestroys «Nur keck» – in einer Bearbeitung des damals im Untergrund lebenden Fritz Eckardt – zu inszenieren.

Man sieht sich in der Umgebung nach einem geeigneten Lokal für die Vorstellung um. «Wir haben das Ganze natürlich nicht kommerziell aufgezogen, sondern eben als Unternehmen einer Laienspielgruppe, für Angehörige und Soldaten. Und da hab' ich wieder einmal den Wiener Geiz erlebt. . .»

Im dritten Bezirk gibt es mehr Theatersäle – und hat es damals schon gegeben – als in anderen Bezirken. Die gehören politischen Gruppen, Pfarreien, Jugendverbänden und anderen Vereinigungen. «Wir haben diese Säle alle besichtigt und versucht, sie mit unserem zusammengelegten Geld zu mieten. Aber die Besitzer waren alle stur und haben Irrsinnpreise verlangt.» Und die konnten die jungen Leute nicht bezahlen...

Die einzig Fairen waren die Tschechen. In der Komenski-Schule überlässt man ihnen den Turnsaal. Es beginnen die Proben, ein gewisser Kurt Sowinetz – Maler und Anstreicher in Zivilberuf – macht die Bühnenbilder. Und zur Premiere kommt Heimito von Doderer, Hauptmann und Regimentskamerad von Qualtingers Vater «demonstrativ mit einem Stock und ganz privat in Altwiener-Dress».

Auch sonst spinnen sich in diesem Jahr 1944 Fäden für Qualtinger, die geradlinig ins Heute weiterlaufen. An ihnen arbeitet er sich nun in die Vergangenheit zurück: «Den Gustav von Manker zum Beispiel hab' ich damals schon gekannt; in einem Luftschutzkeller hab' ich ihn kennengelernt. Und Hans Putz. Wir sind einmal nebeneinander auf dem Bauch

gelegen, das war auf dem Michaelerplatz während eines Luftangriffs.»

Als Luftwaffenhelferkollegen von derselben Batterie im Arenbergpark nennt Qualtinger den heutigen Disc-Jockey und Hillbillie-Forscher Conny «Tex» Hat und den Schauspieler Walter Kohut. Mit Kohut verbindet ihn eine stumme Freundschaft, die ihre Ursache in einem Zwischenfall hatte, bei dem Kohut sich durch sein Verhalten als Gentleman auswies.

«Ich hab' einmal – ich weiss tatsächlich nicht, wieso – den ‚Heiligen Geist‘ bekommen . . .» «Heiliger Geist», das war eine besonders bei den Pimpfen und Hitlerjungen verbreitete Einrichtung, eine Art Lynchjustiz im Sinne der grossen Volksgemeinschaft. «Du bist ahnungslos in die Baracke gekommen, plötzlich hast du eine Decke über dem Kopf gehabt, man hat dir die Hose heruntergezogen und dich mit dem Koppel so lange verdroschen, bis die Haut auf deinem Hintern rot war. Dann hat man dir Fischpaste oder schwarze Schmoll-Paste draufgeschmiert; für letzteres wäre das heute eine ganz gute Reklame!»

Damals war es jedoch nur ein Akt massiver Brutalität mit latent homosexuellem Einschlag, ausgelöst meist durch die Intrige eines Vorgesetzten – «ein

Schwere Flakbatterien im Großraum Wien:

432 Rohre - Personalstand: 16.200 Personen, davon:
4000 Flaksoldaten
4000 Luftwaffenhelfer
4100 Helferinnen
1500 Mann ausländisches Hilfspersonal

(Stand vom November 1944)

typischer Mittelschülerbrauch», um einen Aussen-seiter zur Räson zu bringen, ohne sich selbst dabei die Hände schmutzig zu machen.

Dieser «Heilige Geist» überkam eines Abends also auch Qualtinger. Gemeinsam warf man die De-

cke über ihn, gemeinsam verdrosch man ihn. «Der einzige – und das habe ich durch die Decke sehen können –, der dabei nicht mitgemacht hat, war der Walter Kohut. Und das werd' ich ihm nie vergessen.»

Es gab aber auch unter den Vorgesetzten hin und wieder freundliche Erscheinungen, wie etwa jenen Wachtmeister aus Berlin, der, ohne es zu wissen, Qualtinger geholfen hat, den Krieg zu vergessen. «Er war eigentlich uns allen recht sympathisch, schon deswegen, weil er sich oft hinter das Klavier setzte und dann verbotenen Jazz spielte – oder das, was er eben unter Jazz verstand: ‚It's night on Mississippi und ähnliche Weisen aus amerikanischen Musicals.»

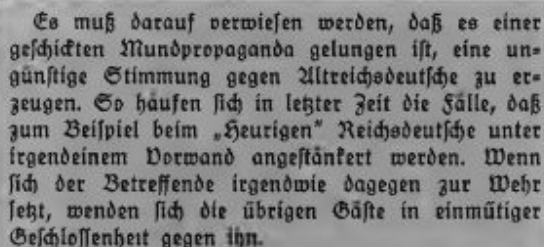
Dieser Wachtmeister hatte nun eine Geliebte in Wien, die er regelmässig besuchte. Das war unter den Luftwaffenhelfern allgemein bekannt; er wurde deshalb bewundert und beneidet.

Der Krieg ist vorüber. Nach einer durchbummelten Silvesternacht fährt Qualtinger mit der Strassenbahn heim. Da sieht er ein Mädchen, das ihm gefällt, dennoch spricht er es nicht an: «Ich bin äusserst ungeschickt im Mädchenansprechen!» Dennoch kommt auf irgendeine Art der Kontakt zustande. Das Mädchen nimmt ihn mit in ihre Wohnung: «Es war in einem Gemeindebau», und sie verbringen den Rest der Neujahrsnacht miteinander. Plötzlich entdeckt Qualtinger ein Bild an der Wand – das Foto seines ehemaligen Wachtmeisters aus Berlin. Qualtinger ist überrascht: «Den kenn' ich doch!» sagt er. «Ja», antwortet das Mädchen, «das ist mein Verlobter; er ist jetzt irgendwo in Deutschland.»

«Und das», erklärt Qualtinger heute, «hat mir geholfen, die letzten unangenehmen Erinnerungen an den Krieg zu überwinden – im Bett.» Mit seiner Erinnerung an den Flakturm im Arenbergpark wird Qualtinger allerdings erst später fertig, denn da schiebt sich etwas dazwischen, das die ganze Misere noch einmal wachruft: G. W. Pabsts Nachkriegsfilm: «Der letzte Akt». Die Szenen in der Wolfschanze, dem letzten Führerhauptquartier, hat man ausgerech-

net dort gedreht, wo auch für Qualtinger der letzte Akt seiner Militärtätigkeit für Grossdeutschland stattgefunden hat – im Flakbunker auf dem Gelände des Arenbergparkes.

Entlassen aus den Diensten Reichsjugendführer Axmanns und Reichsmarschall Hermann Görings – Herbst 1944 –, beschliesst Qualtinger, von nun an keine Uniform mehr zu tragen. Einberufungsbefehle, die ihm der Briefträger bringt, wirft er in den Ofen. Zufällig kommt einmal ein solches Poststück an ei-



Es muß darauf verwiesen werden, daß es einer geschickten Mundpropaganda gelungen ist, eine ungünstige Stimmung gegen Altreichsdeutsche zu erzeugen. So häufen sich in letzter Zeit die Fälle, daß zum Beispiel beim „Heurigen“ Reichsdeutsche unter irgendeinem Vorwand angestänkert werden. Wenn sich der Betreffende irgendwie dagegen zur Wehr setzt, wenden sich die übrigen Gäste in einmütiger Beschlossenheit gegen ihn.

Gestapo-Lagebericht vom 1. bis 31. Juli 1939

nem Tag, da sein Vater, Hauptmann Qualtinger, auf kurzem Heimaturlaub in Wien weilt. Der Vater redet dem Sohn zu, doch wenigstens zur Musterungskommission zu gehen, um nicht strafbar zu werden. Widerwillig folgt der Sohn. Vor der Tür zum Oberarzt lässt ihn Vater Qualtinger zurück. Er geht hinein und ersucht den Doktor um eine Unterredung.

Der Hauptmann bespricht sich mit dem Oberarzt. Es wird eine Art Konsilium draus – er schildert den schlechten Gesundheitszustand des Sohnes, seine hochgradige Nervosität, beschreibt, was dieser bisher alles mitgemacht hat, die Toten in der Batterie, seine Angst vor Luftangriffen . . . Als die Besprechung vorbei ist, steht in dem Formular der Musterungskommission: «Untauglich für den Militär-



Mutter Ida Qualtinger
mit ihrem Sohn Helmut
während des Krieges.

dienst». Qualtinger braucht in der Folge keine Einberufungsbefehle mehr zu verbrennen.

Der Vater fährt wieder zu seinem Kommando zurück. Nun wird einige Zeit vergehen, ehe er und sein Sohn einander wiedersehen; es ist bereits Februar 1945: In zwei Monaten wird der Krieg zu Ende sein, und dann kommt noch die turbulente Nachkriegszeit mit ihren langwierigen Familienzusammenführungen.

Vorläufig geht die Familie Qualtinger einmal auseinander. Nachdem der Vater abgereist ist, will die Mutter zusammen mit dem Sohn Wien verlassen und die letzten Kriegstage auf dem Land – nahe bei Gresten in Niederösterreich – abwarten. Doch der Sohn sträubt sich. So fährt die Mutter allein.

Nun beginnt für Qualtinger eine wilde Zeit, genauer, es ist die Wildheit der Zeit, der er nun hilflos

ausgesetzt ist. Der Luftschutzstollen unter dem Türkenschanzpark wird ihm zur Höhle, in der er Zuflucht sucht, wenn die Bomben fallen und die Granaten explodieren. Er isst fast nichts mehr, verbringt ganze Tage und Nächte in dem feucht-kalten Zementlabyrinth im Inneren des kleinen Berges mit Namen «Türkenschanze».

Als der Spuk draussen zu Ende ist, kommt er halb verhungert ans Tageslicht gekrochen. Durch den Schutt der Stadt arbeitet er sich zu den Wohnungen von Freunden vor. Nachdem er mit einigen von ihnen gesprochen hat, überkommt ihn plötzlich eine vitale Lust, aktiv zu werden. Er ist knapp siebzehn, aber was Freiheit ist, hat er bislang noch nie so recht erfahren: da war zunächst die Schule, mit der er sich nie zurechtfinden konnte, dann die tödliche Bedrohung durch die Kanonen, an die man ihn gestellt hatte. Jetzt ist das alles vorüber. Seine Eltern sind fort, keiner kann ihm mehr dreinreden. Er darf nun machen, was er will. Und was er will, das weiss er natürlich genau: Theaterspielen will er! Alles andere ist ihm lediglich Mittel zum Zweck.

Er gründet eine Jugendbühne. Zu dieser Zeit sind in Wien die Russen Alleinherrscher. Also muss er sich bei ihnen Hilfe holen. Er projiziert, verhandelt um ein Haus. Das machen zu dieser Zeit auch andere; Ensembles bilden sich da und dort. Und alle wollen sie feste Häuser haben und Licht und Material für Kostüme und Kulissen. Es kommt zu Eifersüchteleien und zu Intrigen. Nun gehören Intrigen beim Theater zwar zur Substanz, aber es ist doch etwas anderes, ob sie zu Zeiten gesponnen werden, da ihre Auswirkungen harmlos sind, oder dann, wenn die Intrige dem anderen Kopf und Kragen kosten kann.

Im Frühsommer 1945 wird Qualtinger verhaftet und in die Rossauerkaserne eingeliefert. Die Freundin eines Konkurrenten hat ihn angezeigt – pikanterweise eine ehemalige Schülerin seines Vaters, des Chemieprofessors Qualtinger. Auch so kann Rache werden. Als die Mutter aus ihrem niederösterreichischen Asyl nach Wien zurückkommt, ist ihr Sohn verschollen. Niemand weiss, was aus ihm geworden

ist. Erst eine Tante kann Näheres berichten. Ihr hat er eine Nachricht zukommen lassen, dass er in der Rossauer Kaserne sitzt, auf ein Verfahren wartet und Hunger hat.

Die Mutter will ihn besuchen, man lässt sie nicht vor. Sie wendet sich an den Kommissar, den sie für verantwortlich hält, dass ihr Sohn verhaftet worden ist – «damals waren unter der Polizei mehr Schmarotzer und Kriminelle als in den Gefängnissen» –, sie will endlich erfahren, wo ihr Sohn ist, warum er überhaupt eingesperrt wurde; sie bekommt aber immer nur die stereotype Feststellung zu hören: «Ihr Sohn ist ein Verbrecher, einer der übelsten Verbrecher, ein Verbrecher . . .» Doch was er verbrochen haben soll, weiss der Mann nicht, kann es auch gar nicht sagen, denn er kennt ja nicht einmal den Akt; er muss ihn sich erst kommen lassen.

Die mütterliche Intervention hatte jedoch ihr Gutes: man ist wieder aufmerksam geworden auf Qualtinger, und da man ihm nichts nachweisen kann, wird er schliesslich – nach drei Monaten Haft – aus den Kellern der Rossauerkaserne in die sommerlichstauartige Luft des Wien von 1945 entlassen.

Qualtinger ist abgemagert, er wiegt nur noch achtundvierzig Kilogramm. Er fährt zunächst zu seiner Mutter aufs Land, um sich zu erholen. Für die damals stattfindenden ersten Wahlen zur neuen Zweiten Republik ist er noch zu jung. Er geht aber

Sommer 1945: Täglicher Kaloriensatz für Normalverbraucher: 850 Kalorien (wenn vorhanden)
Sommer 1946: 1500 Kalorien (theoretisch)
September 1948: 2100 Kalorien

auch später nicht wählen. «Ich habe noch nie in meinem Leben gewählt», erklärt er heute. «Ich bin oft gefragt worden, warum. Die Antwort ist einfach: Ich lasse mich nicht vor Entscheidungen stellen, die andere bereits getroffen haben. Wenn eine Partei also Kandidaten aufteilt, so ist das eine solche Entscheidung. Und den Standpunkt des ‚kleineren Übels‘,



Der Journalist Helmut Qualtinger arbeitet in der zerbombten Wohnung einer Tante (1948).

den gibt's für mich nicht. Ebenso wenig wie das Argument: ‚Du hilfst mit Deiner nichtabgegebenen Stimme den Faschisten oder den Kommunisten‘ – Ich weiss, dass Politik ein sehr schwerer Beruf ist, ich weiss aber auch, dass dieser Beruf in unseren Breiten äusserst verantwortungslos gehandhabt wird.›

Politik ist also nicht das Genre, das Qualtingers

besondere Sympathien findet. Für ihn ist sie ein Gegenstand, der einer Glossierung bedarf, der Brechung mittels Satire und Ironie. Seine ersten Leistungen auf diesem Gebiet vollbringt er im Rahmen des «Studios der Hochschulen» in der Kolingasse.

Dieses Studio war bereits während des Krieges gegründet worden, «in den letzten Kriegsmonaten,

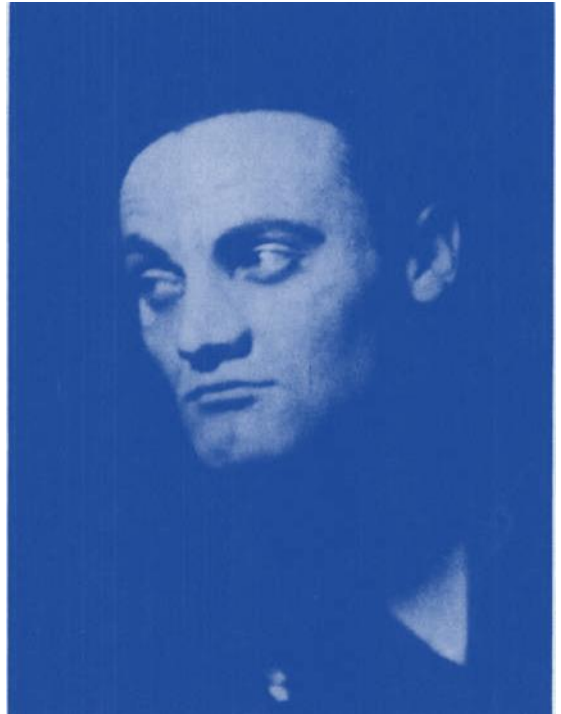
und zwar von Studenten des Theaterwissenschaftlichen Instituts. Die Leute, die später den Ruhm dafür beanspruchten, sind die falschen. Massgeblich für das Entstehen dieses Studios war tatsächlich eine gewisse Frau Hilde Weinberger, die heute noch in der Wiener Volksbildung arbeitet, eine Dame also, die nie in den Schauspielerberuf gegangen ist. Die Stars damals waren im Grunde auch nur Amateure, wie etwa Freund Radlecker, der heute doppelter Doktor ist und als Rechtskonsulent der Stadt Wien arbeitet. Martina Rohner war eine Zeitlang Journalistin und ist jetzt verheiratet. Und Paul Popp, der damals das erste Kabarett machte, noch lange vor mir.»

Paul Popp, das war gleich nach dem Krieg ein Markenname. Man konnte ihn auf den Plakatsäulen lesen: Popp trat nicht nur im Studio auf, sondern auch in Mitternachtskabarets und Matineen. Seine Spezialität war das Parodieren vergangener Nazigrößen, Hitler, Goebbels, Göring; er nahm sich auch Schauspielertypen vor wie zum Beispiel den Hans Moser oder den Richard Romanowsky – «eben das, was heute auch der Peter Alexander macht, nur Popp war eben damals ein bisschen besser.»

Das erste Qualtinger-Kabarett wurde mit Leuten gemacht, von denen einige heute in Deutschland arbeiten, als Schauspieler oder als Regisseure: Werner Kreindl oder Michael Kehlmann etwa. Gerhard Bronner war zu dieser Zeit noch gar nicht in Wien, er lebte als Emigrant in Haifa.

Dieses erste Kabarett – es hiess «Die Grimasse» – war eine Sache, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. «Es waren immer nur ein paar Freunde, die zu uns in die Vorstellungen gekommen sind; und auch später, wenn wir Kabarett gemacht haben, waren immer nur die gleichen paar Freunde bei uns. Und wie wir dann den ersten sogenannten Erfolg hatten, hat es uns eigentlich schon nicht mehr gefreut.»

Denn: «Das Wiener Publikum kommt leider immer zu spät. Und wenn es einmal auf etwas draufge-



Ein Kollege aus dem «Studio der Hochschulen»: Werner Kreindl

kommen ist, bleibt es auch dabei, selbst wenn's schon wieder nicht mehr gerechtfertigt ist.»

Damals war das «Kleine Brettl» das beste und bekannteste Kabarett. Hier gab es als Schlager einen «Neuen Jedermann», geschrieben von Kurt Nachmann.

Das Kabarett »Die Grimasse« unter der künstlerischen Leitung von Michael Kehlmann gastiert ab morgen, Samstag, in den Kammerspielen mit seinem neuen Programm: »Wir stellen fest«. Die Eintrittspreise wurden um ein Viertel ermäßigt.

Welt am Abend, 11. Juni 1948

Als Antwort dichteten Kehlmann-Qualtinger für ihre «Grimasse» einen «Neuen Faust» – einen Nachkriegs-Faust: keine Parodie, sondern das, was man

im literarischen Kabarett der dreissiger Jahre das «ernste Mittelstück» nannte.

Eine andere Nummer aus diesem Programm war eine «Chinesische Legende», «die wir auf die damalige politische Situation gemünzt hatten. Ich hab' den Le-Fi gespielt, also den Leopold Figl, und der Werner Kreindl den Ha-Sli. . .» Ha-Sli für «Haslinger» – das war damals in der «Volksstimme» eine kleinbürgerliche Witzfigur wie etwa während der Ersten Republik der «Adabei».

Dies alles spielte sich in dem Haus in der Kolingasse nächst der Rossauerkaserne ab. Aber auch sonst ging es in diesem Gebäude sehr bunt zu. Es waren da untergebracht: die Redaktion einer Wochenzeitung, ein österreichisch-amerikanischer Studentenklub, eine Studenten-Mensa, die Israelische Botschaft sowie das Büro des «Österreichischen College». Alle diese Lokalitäten wurden von einem Mann bewacht, einem Portier namens Wolf, «der beherrschte hauptsächlich zwei Phrasen: «Jjjaaaa . . .» und «A zehn null ochtauffzg' – also die Telefonnummer des Hauses».

Eines Tages juckte es Qualtinger wieder einmal, einen Telefonstreich zu spielen. Er hatte durch das Fenster des «Studios» bemerkt, dass im hinteren Trakt des Hauses, also jenseits des Hofes, die Leute vom «College» eine Sitzung abhielten, eine Sitzung mit ziemlich vielen Teilnehmern; auch Prominenz war darunter.

Qualtinger griff zum Telefon und rief den Herrn Wolf in der Portierloge an. «Wie üblich meldete sich Herr Wolf mit ‚A zehn null ochtauffzg‘. Darauf ich, mit schneidigem Ton: ‚Sie sind der Portier des Hauses in der Kolingasse, wo auch das ‚Österreichische College‘ seinen Sitz hat?‘ Herr Wolf «Jjjaaaa . . .» Ich: «Geben Sie acht, was ich Ihnen nun zu sagen habe: Mein Name ist Wachtmeister Brand von der Rossauerkaserne. Durch eine vertrauliche Mitteilung haben wir davon Kenntnis erhalten, dass in besagtem Österreichischen College eine Orgie stattfindet . . .» «Das war nämlich gerade die Zeit, wo man laufend das «Schmutz-und-Schund-Gesetz» in Anwendung brachte, die Zeit der Privatirkel, der «Kinderjausen»

und der Pornofilmproduktionen; die Zeitungen waren täglich voll mit Meldungen dieser Art. – Qualtinger benutzte diesen Umstand und erfand also seine «Orgie im College».

Als Herr Wolf hörte, dass ein amtlicher Befehl an ihn ergehen sollte, stand auch er am Telefon hörbar stramm und harrete der Anordnungen des angeblichen Wachtmeisters Brand.

«Dienstliche Anweisung!» schmetterte Qualtinger als Wachtmeister Brand nun ins Telefon. «Das Gebäude ist sofort hermetisch abzuschliessen! Lassen Sie niemanden hinaus, solange wir nicht da sind!» Und Herr Wolf liess tatsächlich niemanden hinaus, solange sie nicht da waren, die Herren von der Polizei in der Rossauerkaserne.

«So haben wir vom Fenster gegenüber beobachten können, wie die Leute vom College langsam aufbrechen, die Stiegen hinuntergehen und im Flur verschwinden. Dann hört man durch die Tür zum Studio die laute und für diesen Anlass sogar zackige Stimme des Herrn Wolf: «Dienstlicher Befehl! – I darf Ihnen net ausselassen, bevor net die Polizei da is!» Es war das erste Mal, dass Herr Wolf einen zusammenhängenden Satz von sich gab, worauf man kurz danach die Sitzungsteilnehmer die Treppe zum College – heftig debattierend – wieder emporklettern sah.»

Es dauerte eine geraume Weile, ehe auch Herr Wolf davon überzeugt war, dass die Polizei nicht nur nicht so bald, sondern wahrscheinlich überhaupt nie kommen würde. Sein «A zehn null ochtauffzg» hatte jedenfalls von da an einen unüberhörbaren Beiklang von Misstrauen aufzuweisen . . .

In dieser Zeit kamen auch die ersten satirischen Zeitschriften auf. Ihnen allen war kein langes Leben beschieden: «Ich hab' selbst mit ein paar Mitarbeitern den Versuch gemacht, eine Zeitschrift zu gründen, «Der Basilisk', die über drei Nummern nicht hinausgekommen ist.» Die erste Nummer hatte als Titel: «Österreich – Brücke zwischen Ost und West»; darunter war die Zeichnung einer einstürzenden Brücke mit Hunderten Strichmännchen, die in die Donau purzeln. Hinter dieser Zeitschrift stand ein

Werte Freunde!

... Ich besuchte den neuen argentinischen Staatspräsidenten Señor Martino Borman. In Zistersdorf bohrte ich nach deutschem Eigentum, in den Basaren Bagdads kaufte ich Inku-Waren... In Griechenland gab mir der Sängerheros Morpheus, der derzeit Partisanenlieder komponiert, an den in Wien lebenden singenden Engel Giacomo Offenbach-Genter einen Brief mit, in dem er die Wiener Volksoper einen Forstschaden nennt. Im huzulischen Meerbusen hörte ich den berühmten Koloratur-Baß Nikotini bukowinische Heldenlieder aus »Maske in Braun« von Jirko Melusich singen. Auf den Prärien Nordamerikas spielte Horst Winnetou mit seinen Rot-Weiß-Rot-Häuten die neue indische Bundeshymne »Land der Schleicher«. In Peru kam ich gerade zurecht, wie der Film »Es ist nicht alles Gift, was schlecht« verboten wurde... Im pazifischen Ozean entdeckte ich eine neue Inselgruppe, die Lemuren. Sie ist hauptsächlich von entregistrierten Österreichern bewohnt... Und in Kaukasien fuhr ich auf dem Kolchos-»Ernst-Fischer«-Traktor nach der Melodie von »Unrasiert und fern der Heimat«. Ich war dabei, als Mahatma Gandhi seinen neuen philosophischen Leitsatz prägte: »Zeig mir, mit wem Du schlafen gehst, und ich sage Dir, womit Du aufstehst.«

... In Österreich kam ich gerade zurecht, als man die Befreiungstaxe in Form einer Währungsreform eintrieb... Ich zog mich ins Hochquellwassergebiet des Amazonas zurück und schreibe jetzt unter dem Pseudonym »Alfred Rosenberg« historische Romane und Traktätchen. Meine nächste Arbeit erscheint im »O, Du mein Österreich-Verlag« Figlopol und führt den Titel »Der Leidensweg Österreichs. Von Globotschnig zu Kopenig«.

Mit vielen Grüßen verbleibe ich
Euer alter Weltenbummler
Helmut Qualtinger

Basilisk, 2/1/1948

Mann, dessen kaufmännische Leistung hauptsächlich darin bestand, dass er den Mitarbeitern die Honorare schuldig blieb. »Worauf ich mir eines Tages eine Russenuniform anzog, in die Redaktion ging und zu dem Mann sagte, er müsse die Genossen Mitarbeiter bezahlen – was er dann auch tat.« Wobei zu

bemerken ist, dass die Redaktion in der amerikanischen Zone lag, die für einen Russen in Uniform auf jeden Fall tabu gewesen wäre... .

Seine Fertigkeiten als Autor von Kabarett-Texten, Bühnenwerken, von Beiträgen für satirische Zeitschriften, seine Routine als Schauspieler, Kabarettist und Regisseur hat Qualtinger weder in einer Schule noch durch einen bestimmten Lehrer gelernt; er hatte zwar ein paar Wochen lang das Reinhardt-Seminar besucht, und zwar durch Vermittlung eines Kameraden von der Luftwaffenhelferei – sein Name ist Ernst Meister –, war aber dort lediglich als Gasthörer anwesend. Er hätte es wahrscheinlich anders auch gar nicht ausgehalten.

Schon mit der Schule hatte er seine Schwierigkeiten gehabt (und sie mit ihm): Während des Krieges hatte er sie nicht beenden können, und als man nach dem Krieg Überbrückungskurse zur Matura veranstaltete, war Qualtinger neben Erich Neuberg sowie Leuten in russischer und amerikanischer Uniform zwar bald auch in einem solchen zu finden – Austragungsort: die heutige Mädchen-Mittelschule in der Albertgasse. Doch nicht für lange. »Nach einem solchen Krieg kann man die Leute nicht mehr dazu bringen, noch einmal ‚Feuerzangenbowle‘ zu spielen«. Als er in der Lateinstunde einmal »in matrimonium ducere« als »unter die Haube bringen« übersetzte, war auch dieses Intermezzo für ihn erledigt, und er wandte solchen und ähnlichen Ausbildungsstätten für immer den Rücken.

In dieser Nachkriegszeit war der Hunger nach bislang Versäumtem und Aufzuholendem besonders gross. Neben den zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriften-Verlagen, Filmfirmen und Plattenproduktionen schossen auch Theater aus dem Boden.

Eines hiess »Theater der 49« und stand auf dem Naschmarkt, also auf historischem Boden; denn in dieser Gegend hatte sich während der Zeit der Ersten Republik das Kabarett befunden, in dem die legendäre »Literatur am Naschmarkt« präsentiert worden war. »Theater der 49« nannte es sich aus zwei Grün-



«Basilisk», erster Jahrgang, Nr. i, Titelseite.

den: einmal, weil es im Jahre 1949 zum erstenmal bespielt wurde, und zweitens, weil es nur 49 Sitzplätze aufwies. Bei 50 Sitzplätzen und mehr wäre es bereits steuerlich nicht mehr tragbar gewesen.

Aber nicht einmal diese 49 Sitzplätze gelang es damals zu füllen. Das Theater war mehr den Bedürfnissen der Schauspieler, Autoren und Regisseure als jenen des Publikums angemessen. «Die Vorstellungen waren oft so leer, dass wir die Damen Prostituierten» – der Naschmarkt war immer schon ein bekannter Strich gewesen – «gebeten haben, hereinzukommen und zuzusehen. Und sie sind gekommen und waren ein sehr gutes Publikum. Nach der Vorstellung haben sie uns dann, um sich zu revanchieren, auf Würstel oder ähnliche Delikatessen eingeladen.»

Sonst war die Hauptnahrung der Mimen vom «Theater der 49» zu dieser Zeit – «und das hat uns ungeheuer geschmeckt» – Salzstangerln mit Senf, «eine Ersatzhandlung für Würstel». Vorher – zur Zeit des «Studios der Hochschule» – war es, weil es am billigsten war, Gulaschsuppe mit Mayonnaise-salat gewesen.

Für Qualtinger war diese Zeit als Schauspieler in Bühnenstücken die intensivste. Er stand in fast sämtlichen Kellertheatern, die es damals in Wien gab, auf der Bühne, auch des «Parkringtheaters» – einer wichtigen Institution dieser Jahre. Man spielte Stücke von Horvath und Sternheim, lange bevor diese Autoren in der Bundesrepublik ihre Renaissance erlebten.

«Da war etwa eine historische Aufführung im Konzerthaus theater von Sternheims ‚Hose‘, mit einer der besten Rollen, die ich bis heute gespielt hab‘, die aus – glaub‘ ich – zehn Sätzen besteht; die Figur kommt zweimal und hat je fünf Sätze: ‚Heisse Stengelhöh, hasse Kindergeschrei . . .‘»

Diesen «Stengelhöh» hat Qualtinger in der Maske des Werner Krauss gespielt-mit eingequetschter Nase (Klebetip: Tixo-Band).

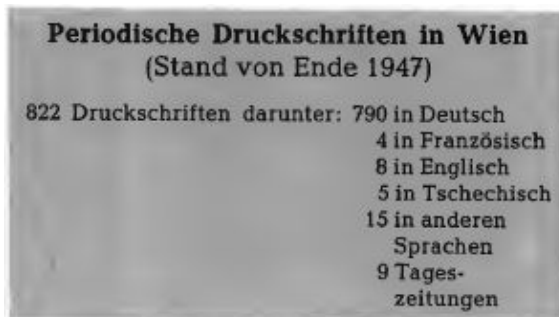
«Und bei der letzten Vorstellung ist dann auch noch der Gerhard Bronner als Untermieter aufgetreten, und dann sind immer noch Untermieter und noch weitere Untermieter gekommen, bis die Bühne schliesslich übergequollen ist von Untermietern. Es war wie bei den Marx-Brothers.»

Der Jux breitet sich über die Grenzen Österreichs aus. Einmal machte die Truppe des «Hochschul-Studios» von der Kolingasse – unaufgefordert und ohne jegliche Einladung! – eine Tingeltournee durch Italien. Mit dem «Urfaust».

«So haben wir unter anderem auch in Rom gespielt, in der ‚Citta Universitä‘, im ‚Teatro Atineoc Um die offizielle Erlaubnis dafür zu bekommen, mussten wir vorher die entsprechenden Plakate an die Präfektur schicken. Und da waren lauter falsche Namen drauf! Der Regisseur, der tatsächlich Helmut Wagner hiess, hiess auf dem Plakat plötzlich Lukas

Wolf, weil die beiden Portiere von der Kolingasse Lukas und Wolf geheissen haben, und dann standen drauf: Horst Winter und Rudolf Forster – also berühmte Namen, was dazu führte, dass nach der Vorstellung tatsächlich Leute kamen und nach Horst Winter und Rudolf Forster verlangten, weil sie diese noch aus der Vorkriegszeit kannten.»

Ein Freund hatte für diese Tournee ein Bühnenbild angefertigt, das hauptsächlich aus gotischen Staketen bestand; sehr luftig und leicht, eben für Reisezwecke angefertigt. «Wir standen also in ‚Auerbachs Kellen, wo diese Staketen zur Dekoration aufgestellt waren, Dr. Friedrich Langer, der Erich Neuberger und noch ein vierter Bursch, und waren allesamt einermassen betrunken. Wir suchten also Halt, indem wir uns gegen die Dekoration lehnten, worauf diese Staketen langsam, aber unaufhaltsam in den Zuschauer-



raum kippen. Am nächsten Tag stand dann im ‚Messaggero‘ oder sonstwo: ‚Gli attori sono eccellenti, ma la scena in cantina non era eccellente‘.»

Da Qualtinger zu dieser Zeit auch als Journalist arbeitete, verfertigte er nach seiner Heimkehr eine Artikelserie über die Erlebnisse der Truppe während ihrer italienischen Tournee. Mit dem Ergebnis, dass die amtliche «Wiener Zeitung», in der diese Berichte damals erscheinen sollten, bereits bei der dritten Folge den Abdruck verweigerte.

Immerhin war diese Arbeit als Talentprobe überzeugend genug, um Qualtinger als Filmrezensent für die damalige «Welt am Abend» zu engagieren. Bei

den Redaktionskonferenzen in der Wollzeile sitzt er mit Johannes Mario Simmel, der damals hauptberuflich als Journalist arbeitete, und Michael Kehlmann zusammen und knobelt Themen aus. Sein Pseudonym ist Hans Helmut, er schreibt unter diesem Namen, denn sein Chefredakteur und spätere «Anatol Aber» bei der Illustrierten «Quick», stellt gleich zu Beginn fest: «Qualtinger darf man nicht heissen, wenn man Karriere machen will.» Bei den Namen der übrigen Mitarbeiter – Paul Popp, Michael Kehlmann, Thomas Sessler, Johannes Mario Simmel – ist er weniger kritisch.

Hans Helmut wird überall hingeschickt, wo sich Filmisches ereignet. Unter anderem wird er eines Tages zu einer Pressekonferenz in ein Filmatelier im sechsten Bezirk eingeladen. Ein Produzent hatte die Idee, eine Schauspieler-Kartei anzulegen, mit allen Filmstars und -Sternchen, die es damals gab, samt Massen, Gewichten und noch so allerhand.

«Die Kartei sollte auch der Gewerkschaft offenstehen zur Förderung ihres Mitgliederstandes und so weiter – also ein hochoffizielles Unternehmen und ‚bona fide‘.»

Bei der – ebenso hochoffiziellen – Pressekonferenz im Filmatelier des Produzenten sind unter anderem auch anwesend: Regisseur Marischka sowie der Herausgeber der Literaturzeitschrift «Der Plan», Otto Basil; Johannes Mario Simmel hat zuvor in der «Welt am Abend» einen grossen Artikel geschrieben, und darin die Wichtigkeit des Unternehmens unterstrichen, nun ist sein Kollege Hans Helmut (Qualtinger) gekommen, um die Sache live mitzerleben. Und was da folgte, war tatsächlich ein Erlebnis.

«Wir sind also in dieses Atelier gekommen – ein ehemaliges Maleratelier, nun aber mit Dekorationen und Lampenpark ausgestattet. Ich hab’ ein bisschen geblödel, so auf kabarettistisch. Daraufhin begann ein Mädchen einen Bauchtanz – erst angezogen, dann war sie auf einmal ausgezogen. Noch während sie tanzte, kamen Leute, die einen Teppich aufgebretet haben – und schliesslich tauchten noch zwei Damen auf.»



Der «Plan» war die erste Kulturzeitschrift Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Herausgeber: Otto Basil

Und was diese Damen nun taten, hätte der holländische Frauenarzt und Sexualforscher Theodor Hendrik van de Velde – Kollé gab's damals ja noch keinen – unschwer als «Cunnilingus» qualifizieren können.

«Sie taten dies aber völlig teilnahmslos und desinteressiert. Es war wie in einem bürgerlichen Salon, wo die Töchter des Hauses den Sonntagnachmittagsgästen vierhändig Klavier vorspielen. Mir ist schlecht geworden, aber nicht wegen der Damen, sondern weil ich schon besoffen war, und so habe ich die Dinge, die sich daran anschlossen, nicht mehr erlebt.»

Die Kollegen von der Presse waren damals immerhin so fair, den Vorfall zu verschweigen – «was sie heute wahrscheinlich nicht mehr täten. – Aber was mir ewig schleierhaft geblieben ist: Was nämlich in dem Hirn von diesem Menschen vorgegangen

ist, der das inszeniert hat. Vermutlich hat er in seiner Primitivität gedacht: „Journalisten sind käuflich. Wenn ich ihnen was Derartiges biete, hab' ich sie schon für mich gewonnen!“ Anders ist es jedenfalls nicht erklärbar.»

Es war die Zeit der ersten Nachkriegssexwelle, und

Der Savoy-Film (Harald Röbbeling) plant — anscheinend angestachelt von dem Publikumserfolg des Films »Schleichendes Gift« — zwei aktuelle Filme unter dem Titel »Prostitution« und »Anders als die anderen« zu drehen. Der erste will versuchen, die Materie der Prostitution künstlerisch zu erfassen, der zweite basiert auf den Erkenntnissen von Dr. Magnus Hirschfeld und befaßt sich mit der Homosexualität.

Welt am Abend, 6. September 1947

diese Welle rollte mindestens so intensiv wie jene der späten sechziger Jahre, nur weniger oberflächlich, weil man sie damals noch den Blicken der Staatsanwälte entziehen musste. Öffentlich vorgeführte diesbezügliche Filme hiessen daher auch nicht «Sex-Filme», sondern trugen die beschönigende Bezeichnung «Aufklärungsfilme»; die Motive, warum die Leute sie besuchten, waren gewiss nicht sehr verschieden von jenen des heutigen Porno-Publikums.

Einer dieser sogenannten Aufklärungsfilme hiess

Neuerkrankungen an Geschlechtskrankheiten (nur Wien)

1945	1946	1947	1948	1949	1950
12.181*)	19.147	12.915	9.804	6.344	4.046

*) nur Juli—Dezember 1945

«Schleichendes Gift». Qualtinger kannte einige Schauspieler, die dabei mitgemacht hatten. «Diese Kollegen traten in den Spielszenen auf. Und dann kam eine Überblendung auf irgendeine nässende Pappel oder auf einen Primäraffekt – und schon

dachten die Leute: ‚Den haben sie wohl engagiert, weil er selbst krank ist.‘ Was dazu führte, dass diese Kollegen eine Zeitlang wie Aussätzigte behandelt wurden. Ansonsten sind die Leute aus der Vorstellung gegangen und haben’s genauso getrieben wie vorher, wenn nicht sogar noch ärger.› – Aufklärung also, die sich gerade nur für die Aufklärer nachhaltig auswirkte. Jedenfalls ist die Zahl der Geschlechtskrankheiten trotz solcher Filme immer weiter gestiegen, und daran waren gewiss nicht nur die Besatzungssoldaten schuld. Und gewiss auch nicht die modischen Reizmittel der Damen, die zumindest auf Qualtinger eher eine dämpfende Wirkung ausübten. So gab es damals – und hatte es auch schon während

30.000 Paar Strümpfe verschoben

Schlagzeile der *Welt am Abend*, 22. Oktober 1946

des Krieges gegeben – eine dunkelbraune Tinktur, die «Strumpfzauber» hiess. Diese Flüssigkeit strichen sich die Mädchen und Frauen an warmen Tagen auf die Beine, womit sie sich den Kauf von Strümpfen ersparten, denn die waren damals entweder gar nicht oder nur ganz teuer im Schleichhandel zu haben.

«Ich bin einmal mit einem Mädchen im Wald gewesen, und es war auch schon so weit. Ihr Rock war nach oben geschoben, und als ich einmal kurz hinschaue, bemerke ich, dass sie gar keine Strümpfe an den Beinen hat, sondern jene ‚Strumpfzauber‘-Maleri. Sie hatte sie in den oberen Regionen so lieblos hingepinselt wie ein kleiner Bub einen Himmel aus Wasserfarben – weil’s ihn eben nicht mehr interessiert. Was bei mir eine so heftige physische Reaktion auslöste, dass ich zu Weiterem nicht mehr fähig war.»

Dieser «Strumpfzauber» hatte etwas anderes zur Voraussetzung: Die Beine der Mädchen mussten unbehaart sein, sonst wäre der Zauber ja nicht glaubhaft gewesen. Also erfand die Industrie damals ein anderes Mittel, einen Haarentferner: Das war nun wieder

eine Salbe, die sich die Dame des Abends auf die Beine strich, und wenn sie morgens aufwachte, lagen die Haare auf dem Leintuch. Die Prozedur ging unter Entwicklung heftigen Gestanks vor sich, die Haare wurden nämlich halb von den Beinen gesengt, und wer je Haare verbrannt hat, weiss, wie sehr so etwas stinkt.

Aber offenbar war die Zeit damals schon eine allgemein haarige, denn es kursierten auch etliche Witze zu dieser Frage, wie etwa der: «Meine Freundin schaut aus wie a Reh!» – «So schlank?» – «Na – so behaart. . .»

Schreiben und Spielen – das waren damals in den ausgehenden vierziger Jahren Qualtingers Haupttätigkeiten. Was lag näher, als endlich beides zu verquicken und selbst Spiele zu schreiben. So wurde Qualtinger Bühnenautor. Er hat damals etliche Stücke geschrieben, «aber die meisten hab’ ich dann doch weg-g’haut.»

Eines wurde Frühjahr 1948 in Graz uraufgeführt: «Jugend vor den Schranken», ein Halbstarckenstück, das auf einem realen Fall basiert, der sich in Berlin zugetragen hatte: ein jugendlicher Mörder, der durch die Hilfe eines geschickten Anwalts freigesprochen wird. Zur Premiere fährt Qualtinger im Autobus nach Graz. Der Zwanzigjährige ist stolz, dass seine Arbeit endlich auch ein grösseres Publikum finden soll, und so nimmt er seine damalige amerikanische Freundin mit. Dies gab den Grazern Anlass zu Gerüchten: «Ich wäre ein Ami-Söldling, und diese Frau hätte die Aufführung finanziert.» Es kommt zu einem Theater-skandal. «Jugend vor den Schranken» erlebt gerade noch seine Uraufführung, am nächsten Tag hat man es bereits abgesetzt. Immerhin ist es das erste Mal, dass Qualtinger Schlagzeilen macht.

Wenig später startet Qualtinger einen zweiten Versuch, diesmal in Wien. Es ist ein Stück, das er zusammen mit seinem Freund Reinhard Federmann geschrieben hat: «Reportage». Erich Neuberg besorgt die Inszenierung. Aus Rücksicht auf die Bühnenarbeit vermeiden es die beiden Autoren, bei den Proben dabei zu sein. Erst bei der Generalprobe se-



Qualtinger (links) besucht 1948 mit seiner amerikanischen Freundin die Grazer Uraufführung seines Stücks «Jugend vor den Schranken».

hen sie das Resultat – und sind enttäuscht. Und nicht nur sie sind enttäuscht, sondern auch der Regisseur, denn was er sich ausgedacht hat, funktioniert entweder nicht oder kommt nicht an. Am Premierentag beschliesst man, das Stück gar nicht erst aufzuführen. Und als die Gäste und Kritiker am Abend ins Theater kommen, treten die Beteiligten vor den Vorhang und

erklären, warum es zu keiner Premiere kommen kann. Da die meisten Gäste Freunde des Hauses sind, unterbleibt diesmal der Skandal.

Die Freunde: das waren hauptsächlich die jungen Maler Wiens, jene, die sich in den ausgehenden vierziger Jahren im «Art-Club» zusammengefunden hatten. Dieser «Art-Club» war zunächst eine Vereinigung von Künstlern, die sich zur Avantgarde zählten.

Damals waren sie noch arm und verhöhnt. Die Kunstauffassung der Nachkriegsjahre ergötzte sich nach wie vor an Gemälden aus dem «Haus der deutschen Kunst», und so blieb dem «Art-Club» nichts anderes über, als in den Keller zu gehen – heute würde man «Underground» dazu sagen, wobei es

Beginn der Vorarbeiten für Österreichs Staatsvertrag

Welt am Abend, 14. Jänner 1946

aber auch hier weder das eine noch das andere mehr gibt.

Der Keller der «Art-Club»-Leute befand sich im Souterrain eines Hauses in der Wiener Innenstadt. Darüber die Loos-Bar. Das Lokal wurde von Mäcki Lersch geleitet, einem Abenteurer, der oft nach Afrika ging und dort Filme drehte. Die Begegnung mit wilden Tieren war für ihn eine Routineangelegenheit, im Umgang mit betrunkenen Künstlern hatte er sich bereits die nötigen Praktiken angeeignet.

Die Eröffnung seines «Art-Clubs», also des Lokales, war jedoch alles andere als abenteuerlich. «Es war steif und stimmungslos. Es wurde Pernod serviert. Ich hab' den Mäcki damals auch noch nicht gekannt, ich hab' ihn erst später kennengelernt. Es war ein Lokal, zu dem ich mir damals gesagt hab': ‚Na, da geh' ich nicht mehr hin!‘ – Aber dann ist man doch noch einmal hingegangen, und da hat's auf einmal gefunkt. Es hat sich ein Freundeskreis gebildet, ein echter Freundeskreis, es sind Blödlereien entstanden, daraus haben sich wieder Vorträge und Sketches entwickelt. Dann ist aber so nach und nach das Pseudokünstlertum eingesickert. Das hat die Richtigen nicht mehr gefreut, und da war's dann auch schon aus.»

Einer dieser «Art-Club»-Künstler war ein Mann namens Rudolf Charles von Ripper. Wir begegnen seinem Namen im Zusammenhang mit den Erlebnissen des Widerstandskämpfers Baron Maasburg, die

dieser in Salzburg hatte, als er wieder einmal verhaftet werden sollte, und zwar zur Abwechslung einmal durch den amerikanischen CIC; sein Befreier damals war der in amerikanischer Captain-Uniform auftretende Emigrant aus Salzburg und Sohn eines österreichischen Admirals, Rudolf Charles von Ripper.

Qualtinger hatte Ripper bei Fritz Wotruba, dem Bildhauer – gleichfalls «Art-Club»-Mitglied – kennengelernt. «Dieser ‚Charles the Ripper‘ war auch mit Salvadore Dali befreundet gewesen, dies aus der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges, als Ripper auf rotspanischer Seite gekämpft hatte. Später hat er sich zusammen mit seiner Frau – wir nannten sie ‚die Giraffe‘, weil sie so gross war – auf Mallorca angesiedelt, wo er 1960 gestorben ist.»

Ripper war bis zuletzt eine seltsame Mischung aus Haudegen und Bohémien. Als Haudegen hatte er Baron Maasburg aus den Händen des amerikanischen CIC in Salzburg befreit und war als solcher auch Spanienkämpfer gewesen; als Bohémien malte er, erzeugte Schmuck und beschäftigte sich mit den Strömungen seiner Zeit.

So war er auch des Öfteren in Alpbach bei den Hochschulwochen gewesen, wo er Vorträge hielt und mit den Studenten schwatzte. Er fuhr dort meist mit seinem Auto vor und machte dann auch Fahrten in die Umgebung – und zwar über Stock und Stein.

«Einmal sind wir mit seiner Frau über eine Gebirgsstrasse gefahren. Als Kriegsheld – ‚war-hero‘ – hatte Charles ein so mörderisches Tempo vorgelegt, dass seine Frau beinahe aus dem Auto gefallen wäre: Giraffe im Hochgebirge unter Gelsen, das hätte sich nicht gut gemacht. Als wir dann am Ziel waren, hat die Giraffe ihm eine mächtige Watschen gegeben; eine stärkere hab' ich selten noch gesehen.»

Ripper war also eine ziemlich profilierte Persönlichkeit, aber auch sein Profil war einigermaßen profiliert – er hatte nämlich ein stark vorstehendes Gebiss. Dieses veranlasste Qualtinger, seinem Freund Herbert Fuchs, dem Fernsehregisseur – der Ripper der Statur nach eher entsprach als Qualtinger – die Maske «Charles the Ripper» zu verpassen: Er schnitt aus dem weissen Karton einer Zigarettenpa-



Der Kabarettist . . .

ckung eine Garnitur mächtiger Hauer, schob diese dem Regisseur in den Mund, malte einen Ripper-

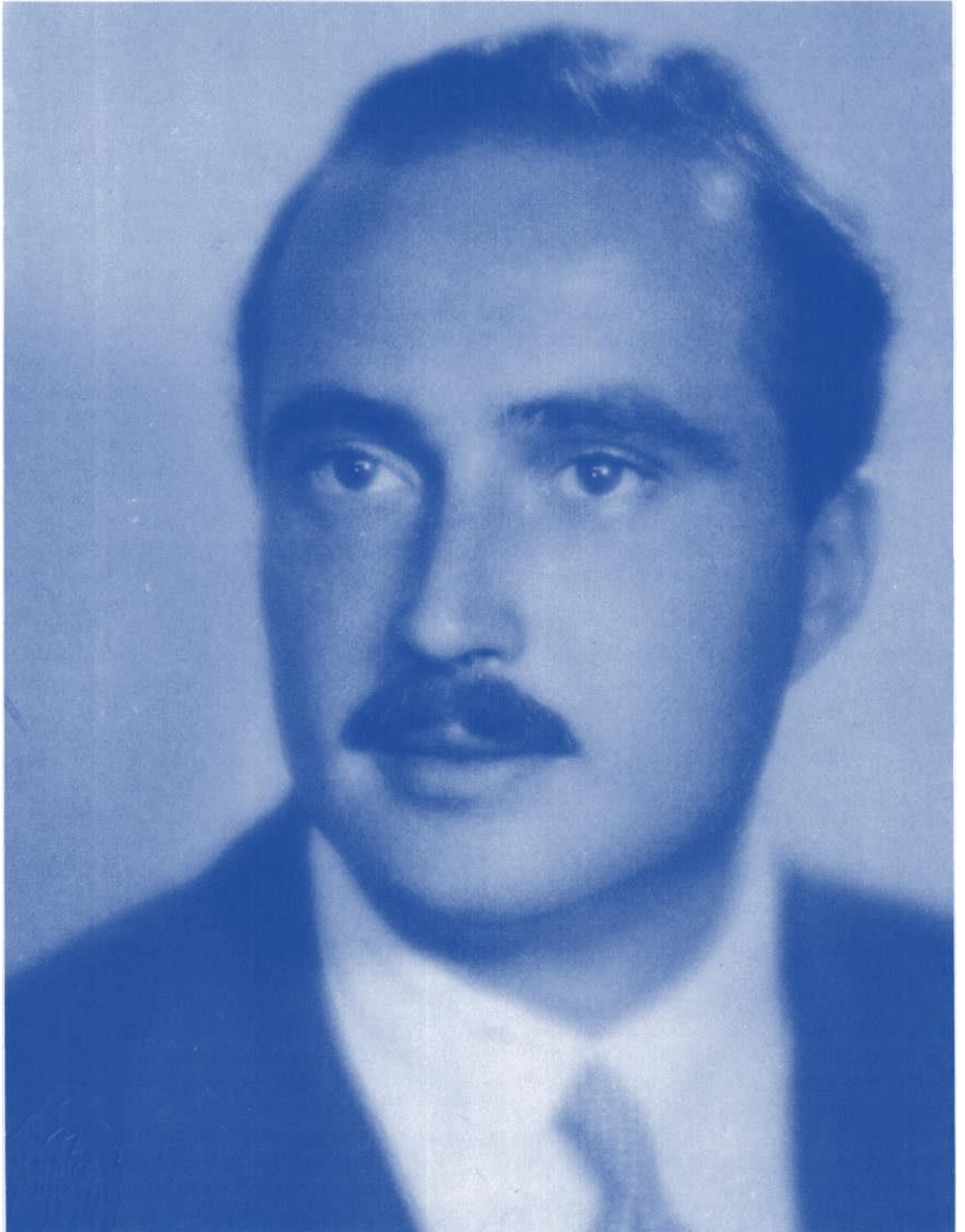
Vergnügungsstätten in Wien			
	Theater	Kinos	Varietés
1947	22	191	16
1950	17*)	213	16

*) davon vier nicht in Betrieb

Bart auf dessen Oberlippe und schickte den so maskierten Fuchs dann als Charles Ripper vor das Alpbacher Forum.

Über einen anderen Streich, den Qualtinger persönlich exekutierte, erzählt er selbst: «Ich habe in Alpbach Simon Moser kennengelernt, Professor für Philosophie, ein Schüler Heideggers. Und habe auch

kennengelernt die Ingrid Bernatzik, Tochter des Afrikaforschers und selbst auch Afrikaforscherin. Als ich wieder in Wien war, habe ich bei den Bernatziks angerufen – als Simon Moser: ‚Ihre Tochter‘ – mit Tiroler Dialekt – ‚hat mir versprochen, dass ich in Wien bei Ihnen Quartier haben kann.‘ – ‚Ja, wenn sie es Ihnen versprochen hat, sind wir natürlich . . .‘ – ‚Ja, ich hab‘ aber auch meine Frau mit?‘ – ‚Hm – Ihre Frau werden wir selbstverständlich auch gerne . . .‘ – ‚Ich hab‘ aber noch etliche andere Leute mit, Freunde, Sie verstehen . . .‘ – ‚Nun ja; wenn meine Tochter es Ihnen versprochen hat. . .‘ – ‚Das ist ja sehr verdienstvoll von Ihnen, dass Sie uns tatsächlich allen Quartier geben wollen . . . Zuletzt muss ich Sie aber noch auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen: Wenn Sie für mich das Bett überziehen, dann geben Sie unter das Laken bitte eine Kautschuk-Unterlage . . . Ich bin nämlich, das wissen nur wenige, Bettnässer seit meiner Kindheit.‘»



Baron Nikolaus Maasburg, um 1940.

Vom Kurier des Kaisers . . .

NIKOLAUS MAASBURG, 1. TEIL

Baron Nikolaus Maasburg ist 1965 gestorben. Qualtinger hat ihn noch gekannt, obwohl er jüngerer Generation angehörte. Aber bei Otto Benedikt Schlegel, in dessen Villa in der Felix-Mottl-Strasse im neunzehnten Bezirk während der fünfziger und sechziger Jahre regelmässig Partys stattfanden, brauchte man ja an der Tür nicht den Geburtsschein vorzuweisen. Es genügte ein gewisses Mass an Weltoffenheit, und wer es besass, bei dem war es egal, ob er sechzehn oder sechzig war.

Niki Maasburg, wie er von den Schlegelianern – Otto Schlegel ist tatsächlich ein Spross der bekannten Literaten- und Philosophenfamilie genannt wurde, gehörte jedenfalls mehr zu den Sechzigjährigen. Sein Geburtsjahr wird mit 1913 angegeben.

Das hinderte Baron Niki jedoch keineswegs, sich wie ein Dreissigjähriger mit jungen Mädchen zu umgeben. Qualtinger erinnerte sich noch genau einer Szene im Schlegelschen Haus: Niki sass in dem halbdunklen Zimmer der Parterre-Etage, gleich neben

dem kleinen Schwimmbad; um ihn standen, lagen, hockten die übrigen Gäste. Der Baron sprach mit seiner vom Rauch gerauhten Stimme zu ihnen; die anwesenden Mädchen, die viel zu jung sind, um diese Zeit miterlebt zu haben, sind fasziniert von den Erlebnissen und dem Erzähler. Vor diesem Publikum macht es Maasburg natürlich besondere Freude, von seinem Leben zu erzählen.

«Das hätte ewig so gehen können», meint Qualtinger, «Niki sass zufrieden in einem Sessel und erzählte den Mädchen stundenlang aus jener Zeit...»

Wahrscheinlich muss einer erst fünfzig Jahre hinter sich bringen, um solches fertigzubringen. Bis dahin hatte zumindest Maasburg nur wenig Anlass, zufrieden zu sein und auch anderen Zufriedenheit zu vermitteln. Baron Niki war nämlich ein politischer Mensch und fast immer dagegen. Das hat ihm dutzendfach Gefängnisstrafen eingebracht – von den

Haftanstalten Österreichs und Umgebung kannte er fast jede.

Seine erste politische Auseinandersetzung trug sich während der frühen zwanziger Jahre in Marburg zu: «Damals war ich noch Nationalist», erklärt der Baron auf dem langen Tonband, das er ein Jahr vor seinem Tod besprochen hatte – in vier ausgedehnten Sitzungen, «und habe die Österreicher gegen die Slowenen verteidigt.»

Das Trauma, das ihn später zu solchen Aktionen veranlasste, wurde schon während seiner Volksschulzeit gelegt. «Ich hab' slowenische Volksschule gemacht, und dort waren wir gerade nur drei deutschsprechende Schüler. Die hat man regelmässig zu den Sonn- und Feiertagen verprügelt – mich mehr, weil ich ein bisschen grösser war.»

In den frühen dreissiger Jahren hat sich die Prügel-Problematik dann verlagert. Damals besuchte der junge Maasburg die Bundeslehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik in Goessling. «Da hat sich das Nazitum schon bemerkbar gemacht – der Gegensatz zwischen alten Heimwehrlern und den neuen Nazis war da bereits spürbar.» Und als Beispiel dafür, wie sehr sich die Rechten von den Nazis haben einwickeln lassen, erzählt der Baron folgende Geschichte: «Da sind wir einmal durch die Grazer Herrengasse gegangen, ein paar Couleur-Studenten und ich. Auf einmal seh' ich, wie ein uns bekannter Nazistudent ein Paket in einen Briefkasten steckt und davonrennt. Sekunden später hat's dann 'kracht. In dem Paket war einer von den Böllern, mit denen die Nazis damals Briefkasten und Telegrafleitungen gesprengt haben. ‚Seht's, hab' ich zu meinen Spezeln gesagt, ‚jetzt wart's ihr alle Zeugen dafür, dass nicht ein Kommunist, sondern ein Nazi den Böller explodieren hat lassen!‘ – Das war nämlich eine beliebte Tour von den Nazis, solche Sachen den Kommunisten in die Schuhe zu schieben. Na – und prompt ist am nächsten Tag im ‚Kampf‘, das war die damalige Nazizeitung, gestanden: «Kommunisten haben in der Herrengasse ein Postkastl in die Luft fliegen lassens Als ich dann am Nachmittag mit meinen Spe-

zeln wieder zusammengekommen bin – was glauben S', was die g'sagt haben? ‚Es waren wahrscheinlich wirklich die Kommunisten. Schliesslich haben wir das Ganze ja nur aus der Ferne gesehen, und dass es der soundso war, ist ja gleichfalls nicht erwiesen!‘ – So waren die Rechten von damals – keine dummen Burschen, aber von einer Meldung in einem Naziblatt haben sie sich trotzdem hypnotisieren lassen!»

Das hat den Monarchisten Maasburg so sehr verbittert, dass er immer heftiger gegen die Nazis revoltiert hat, und erst recht, als diese ans Ruder kamen.

1936 machte der Maschinenbauingenieur Maasburg sein Einjährigjahr. 1938, als er den Hitlereid im Rahmen der nunmehr «Deutschen Wehrmacht» leisten soll, lässt er sich mit einem angeblich kaputten Meniskus krankschreiben und verbringt die Stunden der Vergatterung in einem Krankenrevier. Auf diese Art war er später, als er aktiv gegen Hitler kämpfte, nie in die Gefahr geraten, ausser «staatsgefährdend» auch noch wortbrüchig zu werden.

Während dieser Zeit hält er engen Kontakt mit den Aristokraten im Bundesheer; es gibt da zum Beispiel eine Offiziersrunde um den Erzherzog Felix, einem Bruder Otto Habsburgs, die daran äenkt, dem Hitler Widerstand zu leisten. Aber Bruder Otto winkt ab und rät Felix, nach Ungarn zu gehen. Was dieser dann auch macht, nicht ohne einen Teil seines Familienvermögens mitzunehmen. Was wieder den «Völkischen Beobachter» in den Schrei ausbrechen lässt: «Österreichischer Erzherzog flieht mit gestohlenem Silber ins Ausland!» Das empört den Baron Maasburg so sehr, dass er Otto in dessen belgisches Exil schreibt und ihn um Erlaubnis zu einem Dementi bittet.

Soviel Vasallentreue rührt Otto Habsburg, und so erhält der Baron eines Tages eine Einladung, auf das Schloss in Steenockerzeel zu kommen, das damals Otto und dessen Bruder Felix, den angeblichen Silberdieb, beherbergte. Die Bahnkarte war der Einladung bereits beigegeben.

«Ich erinnere mich noch genau», erzählt die Ton-



Maasburg als deutscher Unteroffizier, um 1942.

bandstimme des Barons. «Wie ich angekommen bin, ist schon der Felix auf dem Bahnhof g'standen und hat mich auf das Schloss gebracht. Nachdem ich mich für den Empfang mit dem Otto umgezogen hatte, musste ich noch schnell auf ein verschwiegenes Örtchen. Und als ich hineinstürzte, wen treffe ich da? Den Otto Habsburg!»

Das war also die erste Begegnung des Niki Maasburg mit diesem Mitglied der Habsburger gewesen. Dennoch war sie nicht dazu angetan, den Respekt des Barons vor dem Thronprätendenten zu mindern – im Gegenteil: die nachfolgenden Gespräche verfestigten die Verbundenheit zwischen ihnen so sehr, dass Niki fortan in Otto seinen obersten Befehlshaber erblickt.

Denn: «Der Otto hatte eine Organisation aufgezogen, die sogar mit Eidesleistung bekräftigt worden ist. Und ich bin da drin als der Organisator einer mi-

litärischen Widerstandsbewegung in der Steiermark vorgesehen gewesen.»

Gleich nach seiner Rückkehr aus Belgien fährt Baron Niki in seine alte Heimatstadt Marburg. Er gründet dort einen Kurier-Stützpunkt. Als er nach Wien kommt, wird er verhaftet – zum erstenmal während der Nazizeit. Das spielte sich um sechs Uhr früh im «Sacher» ab; «Ich komm' vom Bahnhof in mein Hotel, begrüsst mich der Portier – ein alter weisshaariger Mann, der schon meinen Vater gekannt hat und so weiter –, der hat ein so komisches G'sicht g'macht, wie ich hereingekommen bin. Und ich hab' noch g'sagt: ‚Was machen S' denn für a G'sicht!‘ Sagt er: ‚Herr Baron, Herr Baron, ich bitt' Sie – es geht um mein Leben!‘ – ‚Ja, was is denn geschehn?‘ – ‚Ich bitt' Sie, verraten S' mich nicht, aber die Gestapo wartet in Ihrem Zimmer auf Sie!‘»

Der Baron ist nicht geflohen, weniger aus Rücksicht gegenüber dem Portier, sondern weil er sich das Schicksal eines Emigranten ersparen wollte. Er hatte damals schon erkannt: Wer ins Ausland flieht, ist für alle Welt uninteressant. Das wollte er sich ersparen, und so ging er tapfer in sein Zimmer hinauf, hinein in die Arme der Gestapo.

Auf dem Morzinplatz muss er zunächst lange warten, ehe man ihn drannimmt. Als man ihn dann zum Verhör führt, trifft er auf einen alten Bekannten aus Graz – den ehemaligen Kriminalkommissar und jetzigen Gestapomann L. Dieser ist ihm gewogen – er hat die Mama des Barons gekannt, als sie noch lebte («Eine wunderschöne Frau, die auch meinen Lehrern sehr imponiert hat, ich bin durch sie immer wieder vom Ärgsten verschont geblieben»).

Das Gespräch ist beinahe freundschaftlich. Aber in diesem Haus haben auch Sympathien ihre Grenzen, und so gibt es zwischendurch immer wieder Fragen, scheinbar harmlose Auskünfte, die in Wirklichkeit Fallen sind, in die Maasburg hineinstolpern soll.

Man sagt ihm auf den Kopf zu, er sei der «Kurier des Kaisers».



Eine Illustrierte im Dienst des Krieges (1940).

«Kurier des Kaisers?» Maasburg stellt sich dumm. «Aber es gibt doch weit und breit keinen Kaiser!»

«Aber es gibt einen Mann, der Otto heisst, in einem kleinen Schloss residiert und eine Widerstandsgruppe gegründet hat.»

Die Gestapo weiss jedenfalls schon alles. Und es ist überhaupt ein Wunder, dass Maasburg noch bis nach Wien gekommen ist, wo er doch bereits zur

Fahndung ausgeschrieben war und schon bei seiner Einreise nach Österreich hätte verhaftet werden sollen. Maasburg wird nach Graz überstellt und neuerlich verhört. Dabei stellt sich heraus, wie die Gestapo überhaupt zu ihren Informationen gekommen ist: Ein junger Mann, den Maasburg nach seiner Unterredung in Marburg kennengelernt hat, hatte Freunden gegenüber damit geprahlt, er habe soeben

«mit dem Kurier des Kaisers wichtige Gespräche geführt». Das war bis zu den Beamten der Staatspolizei gedungen, und so kam es schliesslich zur Verhaftung.

Maasburg versuchte, die Angelegenheit zu bagatellisieren – er sei dem Hause Habsburg eben verbunden, und seine Reise zu Otto wäre nichts anderes als eine Art Freundschaftsbesuch gewesen. Das konnte er sich deshalb leisten, weil er allmählich erkannt hatte, dass die Gestapo über nicht viel mehr Informationen verfügte als über die prahlerische Behauptung des jungen Mannes; sonstige Beweise hatte man ihm jedenfalls noch keine geliefert. Ausserdem hatte er erst vor ein paar Tagen eine Rede Hermann Görings gehört, in der dieser feststellte, dass man mehr darauf achten müsse, den Geist des Antinationalsozialismus aus den Reihen der Jungen zu verbannen als ihn bei den Älteren zu verfolgen, die ja sowieso bald ausgestorben sein werden. Er, Maasburg, fühlte sich bereits der älteren Generation zugehörig; man könne ihm also eine gewisse Narrenfreiheit schon zubilligen.

Was der Sache aber dann endgültig die Spitze nahm, war eine Intervention des NS-Funktionärs Helferich. Dieser Mann war während der Studentenzahre Baron Nikis eine Zeitlang dessen Zimmergenosse gewesen und somit, wenn auch in Grenzen, mit Maasburg befreundet. «Den Maasburg», sagte er nun jovial zu seinen braunen Spionen, «den kenn' ich – der ist zwar ein vaterländischer Tepp, aber sonst recht harmlos. Lasst ihn laufen. Wenn er gefährlich werden sollte, können wir ihn uns immer noch holen.»

Sie liessen ihn also laufen.

Baron Nikolaus Maasburg nutzte seine wiedergewonnene Bewegungsfreiheit unter anderem dazu, einem Freund, der dem Regime entwischen wollte, einen gefälschten Pass zu verschaffen und ihn nach Triest zu schleusen, von wo aus er dann das Weite suchen konnte.

Dieser Freund besass nun Kontakte zum Secret



Antifaschistisches Plakat in London.

Service. Und so versuchte er Maasburg zu überreden, auch für den britischen Geheimdienst zu arbeiten. Das kam wieder der Gestapo zu Ohren, und so luden sie ihn eines Tages sehr freundlich ein – ein Nichtnazi mit Auslandskontakten war für sie ein höchst nützliches Exemplar; so jemanden musste man wie ein rohes Ei behandeln –, mit einem Offizier der deutschen Abwehr Verbindung aufzunehmen.

«Wir haben uns in einem Kaffeehaus getroffen. Der betreffende Herr war in Zivil und sehr nett. Er hat meinen Vater gekannt und auch meinen Grossvater – von der Kadettenschule her, wie das halt in Österreich so war. Und dann hat er über seine Arbeit bei der Abwehr gesprochen, wobei er immer wieder betont hat, dass das eine rein militärische Angelegenheit sei und mit Politik nichts zu tun habe. Und schliesslich hat er folgenden netten Satz gesagt, den

ich bis heute nicht vergessen habe: ‚Ich weiss, Sie sind ein Legitimist, schauen S’, wenn wir den Krieg verlieren, kommt eh der Otto, und wenn wir ihn gewinnen, kommt er eben nicht; Sie werden dazu gar nix beitragen. Bleiben Sie von mir aus Legitimist, aber machen S’ um Himmels willen nix Gefährliches, sonst werden S’ noch den Kopf verlieren!‘»

Dann machte er Maasburg den Vorschlag, zur Abwehr zu gehen. Dieser hat sich sechs Wochen Bedenkzeit erbeten: «Schliesslich hab’ ich damals noch meine Braut in Marburg sitzen gehabt, mit der wollt’ ich das alles besprechen.» Der Offizier in Zivil war einverstanden. «Sie kriegen selbstverständlich das Visum von uns», meinte der Mann von der Abwehr.

«Fein», dachte Maasburg und erinnerte sich seines Freundes vom Secret Service, «dann werde ich auch für immer abhauen.» – Man trennte sich wieder.

Der Baron fährt nach Marburg, begrüsst seine Braut und ist auch schon wieder über alle Berge. Mit einem gefälschten jugoslawischen Pass fährt er nach Zürich, wo er seinen alten Freund, den Erzherzog Felix, Ottos Bruder, trifft, um ihm das Ganze zu erzählen. Der Erzherzog ist begeistert und reibt sich die Hände. «Das ist ja das beste Angebot, das man dir machen konnte! Du gehst unbedingt zur Abwehr! Dort hast du doch jede Gelegenheit, für uns zu arbeiten!»

Maasburg ist es recht. Eine solche Konstellation brachte allen Beteiligten Vorteile – der deutschen Abwehr die Genugtuung, einen Mann in ihren Reihen zu haben, der Kontakte zu den britischen Branchenkollegen besass, dem Baron nahezu unbeschränkte Bewegungsfreiheit und Otto Habsburg einen Spitzel in den Reihen der deutschen Abwehr. Maasburg gibt seinen Plan, abzuhausen, auf und kehrt in die Heimat zurück. Er meldet sich bei dem Gesprächspartner aus dem Kaffeehaus und gibt seine Bereitschaft bekannt, in Hinkunft für die deutsche Abwehr arbeiten zu wollen.

Man ist sehr erfreut, und der frischgebackene Abwehrmann Baron Nikolaus Maasburg bekommt

gleich seinen ersten Auftrag: Er soll wieder einmal nach Marburg fahren, seine Braut besuchen und sich dann in Agram ein wenig umschaun. Dort ist nämlich die französische Spionage sehr aktiv, und darüber hätte man gerne Näheres gewusst. Ausserdem

Ich muß zum Beispiel bei all meinem Abscheu vor dem Nazitum, das ich als eine auf falschen Voraussetzungen beruhende fanatische Scheinreligion kompromisslos verwerfe, die paradoxe Tatsache feststellen, daß unter den Anhängern des größten Verbrechers der Weltgeschichte sich ein erheblicher Prozentsatz reiner Idealisten befunden hat, deren Schuld nur an mangelnder Kritik, aber keineswegs an niedriger Gesinnung gelegen war. Es soll mit dieser Feststellung die Gefährlichkeit der Nazireligion keinesweg verkleinert werden, denn wir müssen uns das eine merken:

Am Unglück der Welt sind nicht die Schurken schuld, sondern die verblendeten Fanatiker!

soll Öl gebohrt werden in Jugoslawien – «Schauen S’, dass Sie darüber was erfahren ... Ja, und dann bringen S’ mir vielleicht noch Damenstrümpf’ mit, und einen Speck, und Briefmarken sammle ich auch.»

Und so ist der Baron also nach Marburg hinunter, hat Damenstrümpfe besorgt, einen Speck und Briefmarken. Ja, und natürlich auch Informationen. Die hat er sich aus jugoslawischen Tageszeitungen zusammengeschrieben, hat sie abgeschickt, und als er das alles erledigt hatte, ist er ausgiebig auf die Jagd gegangen, denn seine Braut besass ja bei Cilli ein Schloss namens Wisell samt Gut mit grossen Wäldern, und das alles wollte natürlich auch betreut werden.

Bei seinen Streifzügen durch die jugoslawischen Reviere lernt er einen serbischen General namens Nedelkovic kennen. Dieser, Leiter des jugoslawi-



Graz 1941: Deutsche Truppen kehren aus dem Jugoslawienfeldzug zurück.

schen Nachrichtendienstes, ist ein fanatischer Nazi-Gegner. Die beiden Männer fassen bald Vertrauen zueinander, und so fragt der General vom jugoslawischen Nachrichtendienst eines Tages den Hauptmann von der deutschen Abwehr, ob es in seiner Heimat Widerstandsgruppen gäbe, die Waffen benötigten: man wolle das Netz der Resistenz vom Balkan aus über Mitteleuropa weiterknüpfen.

Maasburg ist von dem Plan begeistert und fährt sofort nach Zürich, um die Angelegenheit mit Erzherzog Otto zu besprechen. Da Felix diesmal verhindert ist, schickt Otto einen gewissen Baron Eierl nach Zürich.

«Ich hab' mir», sagt die Tonbandstimme des verstorbenen Barons belustigt, «noch gedacht: Was ist denn das wieder für ein blöder Deckname, Baron Eierl...! Bis ich dann nach Jahren draufgekommen bin, dass das gar kein Deckname war! – Der hat wirklich ‚Eierl‘ g'heissen!»

Baron Eierl nimmt alles zur Kenntnis, man trennt sich wieder, Eierl fährt nach Frankreich zurück, Maasburg setzt sich in den nächsten Zug nach Salzburg, um sich wieder einmal bei seiner Abwehrstelle zu melden – denn dort war er ja schon lange nicht gewesen.

An der Grenze steigen zwei Herren ins Abteil. Maasburg wird verhaftet und nach Wien auf den Morzinplatz gebracht – ins Hauptquartier der Gestapo. «Da war mir allerdings schon ausgesprochen z'wider zumut. Denn diesmal hab' ich ja schon einiges auf dem Kerbholz g'habt. . .»

Und prompt – schon die erste Frage während des Verhörs zielt auf den Kern der Sache ab: «Wie ist das eigentlich mit dem Waffenlager in Jugoslawien?» Dem Baron wird gleich anders. «Jetzt is es aus», denkt er. Doch dann hat er einen genialen Einfall. Er erinnert sich, gleich zu Beginn seiner Tätigkeit bei

der Abwehr ein Papier unterschrieben zu haben, in dem er sich zum Schweigen verpflichtet hatte. «Darüber», sagt er nun kühn dem Gestapo-Menschen, «darf ich keine Auskunft geben. Ich bin Offizier der Abwehr und zum Schweigen verpflichtet.»

Das trägt ihm zunächst nur Hohngelächter ein. Aber er geht nicht ab von seiner Behauptung, und so droht man, ihn in den Keller zu schicken. Wer die Räume auf dem Morzinplatz kannte, weiss, dass das kein gewöhnlicher Keller war.

Dann kam der Herr Toifl, ein berühmter Gestapo-Kommissar, und begann mit Maasburg zu brüllen. Und als das nichts nutzte, mischte sich der oberste Chef ein, ein gewisser Huber, und der brüllte noch mehr: was das denn solle, die Gestapo sei immerhin die höchste Behörde, da gäbe es keine Schweigepflicht. . .

Und weil sich alle so aufregten und ihm immer noch nichts passiert war, wusste der Baron, dass er die richtige Taktik eingeschlagen hatte, und grinste sich innerlich eins. Man schickt ihn in die Zelle zurück.

Am nächsten Tag wird er neuerlich zum Verhör geführt. Bei der Vernehmung ist auch ein Offizier von der Abwehr aus Salzburg anwesend. Maasburg fällt ein Stein vom Herzen. Er fühlt sich auf einmal wie geborgen.

Zum Schein brüllte nun auch der Offizier mit ihm: «Was fällt Ihnen ein, Maasburg, solche Kinkerlitzchen zu machen; das mit der Schweigepflicht gilt doch nicht für eine staatliche Behörde!» Dabei macht er ihm aber ein Zeichen, den Mund zu halten.

Dann zieht er ihn unauffällig zum offenen Fenster – Maasburg erfasst erst hinterher, dass er damit eventuell vorhandene Abhöranlagen überlisten will – und beginnt mit dem Delinquenten ein Spezialverhör. Und das hörte sich etwa so an:

Offizier (laut:) «Also, jetzt sagen Sie mir einmal, Maasburg – was haben Sie da unten überhaupt gemacht?»

Maasburg: «Na ja, also, ich war eben auf Befehl...»

Offizier (heimlich:) «Nix sagen, was von Bedeutung wäre...» (und laut): «Was für einen Befehl?»

Maasburg: «Also ich hatte doch den Befehl, zunächst einmal Informationen über die französische Abwehr . . .»

Offizier (leise:) «Sehr gut haben S' das g'macht, Maasburg, die Sache mit dem Waffenlager bleibt unter uns, das geht die Gestapo gar nix an . . .» (laut:) «Also, wie war das mit der französischen Abwehr?»

Nach diesem Dialog mit doppeltem Boden wird Maasburg wieder in seine Zelle gebracht. Nach vier Tagen lässt ihn Toifl zu sich kommen. Der Scharfmacher vom Morzinplatz ist kaum wiederzuerkennen: sein Gesicht strahlt Milde aus, als er dem Häftling Maasburg sagt: «Also, Herr Maasburg – Sie können nach Hause gehen. Sie sehen, wir von der Gestapo sind gar nicht so. Wenn Sie uns das alles gleich gesagt hätten, wären Sie schon längst frei.»

Während Toifl salbadert, entdeckt Maasburg zufällig auf dem Schreibtisch ein Telegramm aus St. Gallen: «Herr Meier teilt uns mit, dass ein gewisser Maasburger in Zürich mit einem Herrn Eierl, Kurier des Kaisers Otto Habsburg, über Waffenlager an der jugoslawischen Grenze verhandelt hat.» «Aha», denkt er, «das war also die Grundlage für meine Verhaftung! Wenn die tatsächlich nicht mehr Beweise haben, dann hätten sie mich wohl noch lange verhören müssen.» In diesem Augenblick springt ein kleines Männchen mit zornrotem Kopf hinter Toifl hervor und kräht: «Mir können Sie nix weismachen, Maasburg! Für mich sind Sie ein falscher Fuffziger!»

Und Toifl, verärgert über den Ausfall seines Untergebenen: «Werden Sie wohl still sein? Der Fall ist abgeschlossen. Herr Maasburg ist ein Mitarbeiter der deutschen Abwehr und als solcher beauftragt, den französischen Nachrichtendienst in Jugoslawien auszukundschaften. Nur um glaubhafter dazustehen, hat er sich in dieses Waffengeschäft eingemischt . . .!»

«Da», kreischt das Männchen neuerlich und deutet mit dem Zeigefinger auf seine Halsschlagader,

«lass' ich mich hineinstechen, wenn das stimmt. . .»

Toifl, dem die Sache allmählich peinlich wird, beeilt sich, Maasburg zu verabschieden. Wenige Minuten danach ist der Baron wieder frei.

Ein Viertel] ahrhundert später sagt er über die Geschichte: «Ich glaub', alle haben's überzogen. Und der Toifl hat sich gedacht: ‚Ah, auf einen Wirbel mit der Abwehr werd' ich mich nicht einlassen!‘ Und nur der kleine Unterläufel hat geglaubt, er muss sich seine Sporen verdienen, und ist mit der Wahrheit herausgeplatzt!»

Maasburg geht nach Salzburg zurück. Für eine Weile ist das Verhältnis zwischen ihm und der deutschen Abwehr ungetrübt – auf Grund ihrer Intervention bei der Gestapo erwarten sich die Herren, dass Maasburg schon aus Dankbarkeit nun mit doppeltem Eifer bei der Sache sein wird. Sie hoffen auf wichtige Informationen. Doch Maasburg arbeitet mehr in umgekehrter Richtung, nämlich für die kaiserliche Familie in Frankreich; und so sehen die Offiziere in Salzburg bald ein, dass sie mit dem österreichischen Baron einen schlechten Fang getan haben, und schieben ihn ab zum 137. Infanterieregiment nach Glasenbach. Dort führt er eine Zeitlang ein sehr gemächliches Leben als Unteroffizier.

Eines Tages ist seine Kompanie zu einer Feldübung ausgerückt. Maasburg ist daheimgeblieben, um sich einmal ordentlich auszuschlafen. Da kommt der Gefreite vom Dienst in die Baracke gestürzt. «Gut, dass du da bist, Maasburg! Beim Regiment suchen sie einen Unteroffizier. Zieh dich an und geh gleich 'rüber in die Schreibstube!» Er bekommt den Befehl, scharfe Munition auszufassen.

«Wie ich ‚scharfe Munition‘ gehört hab', war mir sofort ungemütlich. Ich hab' mich erkundigt, was los ist, und da sagt man mir: ‚Ja, du musst ein Erschiessungskommando anführen!‘»

Es stellte sich heraus, dass an diesem Tag zehn Mitglieder der Sekte «Zeugen Jehovas» hingerichtet

werden sollten. Sie hatten den Wehrdienst verweigert, und da man sich mitten im Krieg befand, stand darauf die Todesstrafe.

«Und ausgerechnet ich hätte das Erschiessungskommando führen sollen! Ich hab' das gehört und hab' sofort alles liegen- und stehenlassen, bin bei der Kasernentür hinausspaziert und in den ‚Österreichischen Hof‘ gegangen. Dort hab' ich eine zweite Wohnung gehabt, und in der bin ich den ganzen Tag geblieben.»

Erst am Abend, als alles vorüber ist, kehrt er wieder zurück zur Kompanie.

«Ich war auf alles Mögliche gefasst, dass man mich verhören und einsperren wird. Und in Wirklichkeit war es dann so, dass mir überhaupt nichts passiert ist. Ja, man hat mich nicht einmal gefragt, wo ich den Tag über gewesen war!»

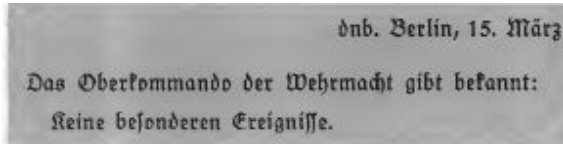
Für Maasburg ist dies ein Beweis, dass man im Dritten Reich durchaus nicht gezwungen war, alles mitzumachen, was an Greulichem passiert ist. Es musste schon eine gewisse Bereitschaft beim Einzelnen da sein. Aber mit solchen Einzelnen wurde dann immerhin Geschichte gemacht.

Maasburg jedenfalls war für solche Sachen nicht zu haben. Er war in Bezug auf die Nazis und deren zivile und militärische Aktivitäten ein permanenter Verweigerer. So stellt er im Verlauf seines langen Gespräches einmal fest: «Ich bin ja ewig Unteroffizier geblieben. Mir ist es gelungen, vier Jahre Krieg mitzumachen und keinen Orden und keine Chargenerhöhung zu erhalten; und ich hab' das nie bedauert.»

Dass er, obwohl einst Schüler der Militärakademie in Wiener Neustadt, beim deutschen Militär lediglich als Unteroffizier und nicht in einem höheren Rang eingestellt wurde, verdankt er einem Hauptmann Mühlbacher, Bataillonsadjutant im 137. Infanterieregiment in Glasenbach. Nachdem die deutsche Abwehr auf die weiteren Dienste des kaisertreuen Barons verzichtet und ihn nach Glasenbach geschickt hatte, war er zunächst vor den besagten Hauptmann Mühlbacher zitiert worden. Dieser hatte

ihn angesehen und dann geraunzt: «Was wollen denn Sie da! Aus Neustadt kommen Sie, aus der Militärakademie? Na, da werden S' schon eine feine Ausbildung haben; dort lernt man doch nur Blödsinn!»

Maasburg hatte sich das angehört, und dann hat er



Völkischer Beobachter, 16. März 1940

zu dem Herrn Hauptmann gesagt: «Sie sind doch Österreicher, Herr Hauptmann. Dann werden Sie wohl auch eine österreichische Offiziersausbildung gehabt haben. Ich versteh' nur nicht, wie man in einer solchen Situation auf eine österreichische Militärakademie so schimpfen kann!»

«Werden S' net frech, Maasburg!» hatte Hauptmann Mühlbacher den Baron angeschnauzt und ihn zur Strafe zum Unteroffizier gemacht. Und der ist Maasburg bis Kriegsende geblieben. Der einzige Ehrgeiz, den Unteroffizier Maasburg beim deutschen Barras entwickelte, war: möglichst genau über Urlaubsbestimmungen Bescheid zu wissen. Darin hatte er es zum Fachmann gebracht.

Eigentlich hätte er ja gar nicht eingezogen werden dürfen. «Jeder kleine Bauer, der seine zwanzig Hektar g'habt hat, ist zumindest in den frühen vierziger Jahren freigestellt worden. Das war ja die grosse Kunst von dem Hitler, dass er die ganze Verpflegungsfrage mit dem drohenden Einrücken gelöst hat: Die Bauern, die nicht brav ihre Eier abgeliefert haben, sind prompt eingezogen worden. Na, da is die Alte natürlich g'rennt mit dem Eierkörperl und hat womöglich um fünf Eier mehr abgegeben, damit ihr Mann nur ja zu Hause bleiben darf!»

1941 hatte Maasburg geheiratet und war damit zum Herrn über einen grossen Gutshof bei Marburg geworden. Ausserdem hat seine Frau ein Kind be-

kommen – alles Gründe, die einen normal Sterblichen damals vor dem Militär gerettet haben. Maasburg hatte das zwar immer wieder geltend gemacht. Da aber in Sachen Freistellung nicht die Militärbehörde, sondern die NS-Kreisleitung das letzte Wort zu sagen hatte, hat es im Falle Maasburg nie dazu gereicht. So musste der Baron bis zum Schluss Uniform tragen.

In einer Angelegenheit jedoch wurden auch ihm die gewissen erleichternden Vorschriften zum Segen: er brauchte nicht an die Front, da er ein «letzter Sohn» und damit für die «Erhaltung des Stammes» wichtig war.

Trotz militärakademischer Ausbildung war sein Verhalten in der Deutschen Wehrmacht doch alles andere als militärisch. Was er im Lauf der Jahre innerhalb dieser Institution an Erlebnissen und Erfahrungen sammeln konnte – sie standen fast alle im Zusammenhang mit dem «Bau», dem «Bunker», dem Militärgefängnis. Meist kam er mit diesen Einrichtungen auf Grund irgendwelcher schwejschen Streiche in Berührung.

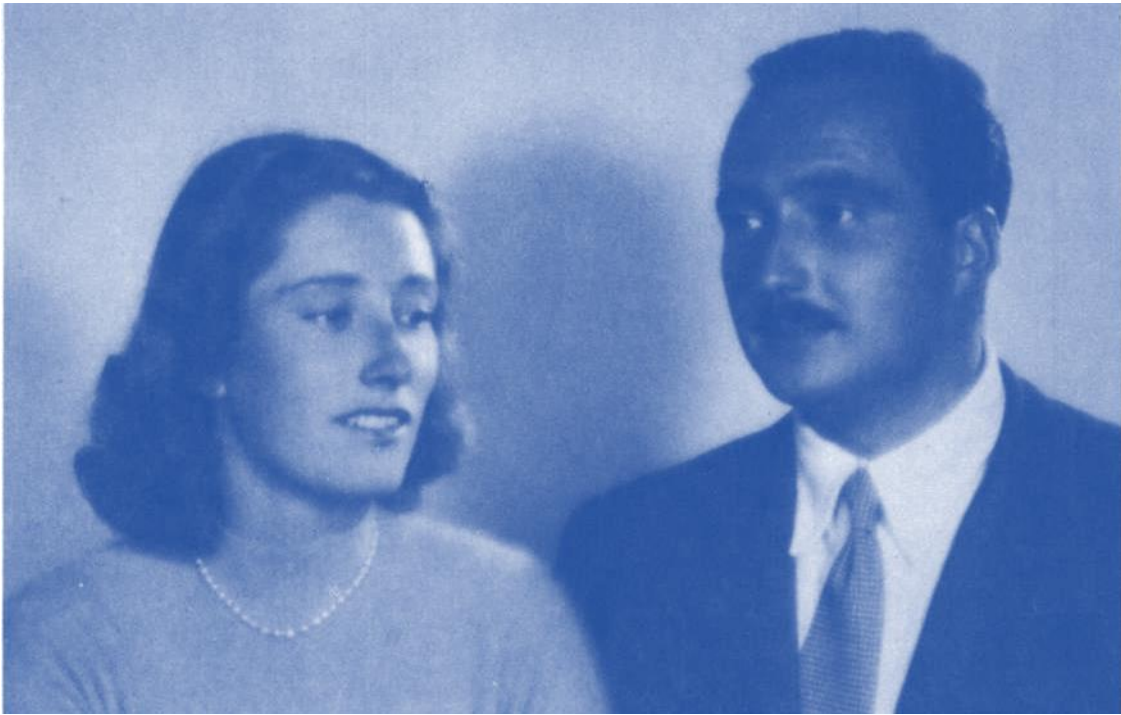
Wenn sich die Offiziere schon nicht mehr zu retten wussten vor den demoralisierenden Aktivitäten eines Unteroffizier Maasburg, liessen sie ihn strafversetzen. Das geschah 1942, nachdem der Baron sich geweigert hatte, seinen Schnurrbart zu entfernen.

„Nur Soldaten können so herzlich lachen!“

Aus der Zeitschrift *Kraft durch Freude*, Nr. 9, September 1940

Irgendein Oberleutnant hatte das eines Morgens beim Frühappell von ihm verlangt. «Gehen Sie in den Waschraum, Unteroffizier Maasburg», hatte er gesagt, «und schneiden Sie sich Ihren Schnurrbart ab.»

Nach zehn Minuten ist Maasburg wieder da – samt Schnurrbart an der Oberlippe. «Sie haben ja immer noch ihren Bart!» schreit der Oberleutnant. «Ich habe Ihnen doch befohlen, ihn abzurasieren!»



Christine und Nikolaus Maasburg, um 1940.

«Herr Oberleutnant», antwortet Maasburg mit schwejscher Penetranz, «ich kann Ihrem Befehl nicht folgen, weil ich den Sinn nicht einsehe.»

Unteroffizier Maasburg wird wegen Befehlsverweigerung zum Regimentsrapport bestellt. «Der Regimentskommandeur», erinnert sich Maasburg, «war ein Österreicher. Und sein Bruder war Portier in Triest bei der Schwiegerfamilie meiner Frau.» Mag sein, dass dieser Umstand den Kommandeur wurmte: er verurteilt jedenfalls Maasburg zu einundzwanzig Tagen verschärftem Arrest.

Diesmal ist es der Baron, der die Sache weitermeldet: er schickt eine Beschwerde an das Divisionskommando, worin er die Anhänglichkeit an seinen Schnurrbart damit begründet, dass «auch unser Führer und Reichskanzler einen Bart trägt». Die Kameraden freuen sich schon alle auf das Spektakel – auf jeden Fall wird es den Herrn Offizieren einige Unan-

nehmlichkeiten bringen, und so was wird bekanntlich in jeder Armee der Welt mit Genugtuung begrüsst.

Doch in diesem Fall kommt es ganz anders. «Es war halb ein Uhr mittags, ich werde das nie vergessen, kommt der Befehl durch den Lagerlautsprecher: ‚Unteroffizier Maasburg, sofort in der Schreibstube melden!‘»

Maasburg geht also in die Schreibstube und erfährt dort, dass er mit heutigem Tage nach Norwegen versetzt ist. «In einer Stunde sind Sie feldmarschmässig gerüstet und werden von zwei Feldwebeln zum Bahnhof nach Salzburg gebracht.»

Nach Norwegen abkommandiert, kaltgestellt, im wahren Sinn des Wortes. Der Oberleutnant, der die Unannehmlichkeit eines divisionsgerichtlichen Verfahrens vermeiden wollte, hatte den Prozess verkürzt und den Angeklagten einfach aus dem Weg geschafft.

Unteroffizier Maasburg lässt es sich trotzdem

nicht verdrissen. Mit seinen beiden Bewachern geht er noch vor der Abfahrt des Zuges in den «Österreichischen Hof» ein Hendl essen; dann aber beginnt die lange Reise, Richtung 66. Breitengrad.

Nach vielen Stunden Bahnfahrt erreicht der strafversetzte Unteroffizier Flensburg; dann geht es in einem plombierten Waggon ins neutrale Schweden. Auf dem Bahnhof von Stockholm wird er von kommunistischen Gruppen mit Flugblättern versorgt: «Willst Du Dich vom Wehrdienst befreien lassen? Dann binde Dir einen Stein unter das Knie, bis Dein Unterschenkel abfällt. Du kannst aber auch Tabak in den Kaffee tun. . .», und ähnlich gute Ratschläge. So kommt man allmählich nach Narvik.

Unteroffizier Maasburg wird einem Truppenübungsplatz zugeteilt. Die Besatzung besteht fast nur aus Kärntnern, aber mit ihr hat er nicht viel zu tun, denn er wird zur Bewachung von kriegsgefangenen Russen eingesetzt.

Auch hier macht er sich bei den Vorgesetzten unbeliebt, indem er mit den Gefangenen allzusehr fraternisiert. Um ein Haar hätte man ihn dafür vors Kriegsgericht gestellt. Doch ein kleines Fass Wein und eine Sendung Speck aus der Heimat, beides von der Feldpost zugestellt, retten ihn vor dem Schlimmsten: Man sieht ein, dass man in dem strafversetzten Unteroffizier einen nützlichen Zulieferer frugaler Grüsse aus der fernen Heimat hat.

Und weil der Baron mit dem Gutshof bei Marburg kein Knauser ist und immer alles mit den Kameraden teilt – selbst wenn diese die silbernen Schulterstücke der Offiziere tragen –, bekommt er sogar Sonderurlaub, um den entsprechenden Nachschub – Speck und Wein – zu organisieren.

In der Folge finden wir Unteroffizier Maasburg immer häufiger in seiner slowenischen Heimat. Und eines Tages kommt er überhaupt nicht mehr nach Norwegen zurück, sondern legt sich in Klagenfurt in ein Lazarett und lässt sich die kaputten Bandscheiben (Krankheitsbezeichnung auf der schwarzen Ta-

fel am Fussende: L 27 312) reparieren.

Doch selbst als Patient muss Maasburg noch seine Extratouren reiten: Er hat sich im Hotel Moser in Klagenfurt ein Zimmer gemietet; dorthin geht er abends, schläft und kehrt morgens wieder ins Spital zurück – zur Morgenvisite müssen die Bettnachbarn immer neue Märchen über den Aufenthalt des Kameraden erfinden; aber es wird ihnen reichlich mit Schnaps aus der Heimat des Barons vergolten.

Eines Abends sitzt Maasburg im Restaurant seines Hotels inmitten einer lustigen Runde – Damen und Herren aus dem heimischen Bekanntenkreis –, es stehen schon mehrere geleerte Weinflaschen vor ihnen. Am Nebentisch sitzen drei junge Offiziere bei einer einzigen Flasche Wein. Und nun ist auch die bereits ausgetrunken.

Der eine Leutnant ruft den Kellner: «Noch eine Flasche!» Der Kellner bedauert: Mehr als eine Flasche könne man nicht ausgeben, jetzt, mitten im Krieg.

«Aber der Herr da drüben hat ja bereits fünf Flaschen.»

Der Kellner beugt sich vor. «Das ist der Baron Maasburg», erklärt er diskret. «Er ist auf Genesungsurlaub – Sie verstehen.» Die drei jungen Offiziere verstehen, aber verzeihen können sie es trotzdem nicht, dass sie deswegen selbst keinen Wein mehr bekommen sollen. Sie brüten Rache und beschließen, der Sache auf den Grund zu kommen.

Schon am nächsten Tag wird Maasburg vor den Oberarzt zitiert. Es beginnt ein peinliches Verhör, mit dem Resultat, dass Unteroffizier Maasburg wieder einmal für einundzwanzig Tage in den Bau muss.

Dort findet er als Wachhabenden einen alten Freund aus Norwegen, der ihm sofort nahelegt: «Ich hab' g'hört, Maasburg, du hast ein Zimmer im Moser? Meinetwegen kannst dort weiterschlafen, unsere Wanzenburg is eh überfüllt; kommst halt in der Früh wieder her und meldst dich bei mir!»

Einmal ist keinmal, aber bei zweimal kann es bereits zur Staatsaffäre werden, überhaupt wenn dieser

Metallsammlung in
Wien anlässlich des
Führer-Geburtstages
1940.



Staat im Krieg steht und die Sache eine militärische ist: Auch diesmal fliegen die Privateskapaden des Unteroffiziers Maasburg auf; aber jetzt gilt es bereits als Desertion, und so droht Maasburg das Kriegsgericht. Er flieht nach Wien und bezieht zur Abwechslung wieder einmal im «Sacher» Quartier.

Schon in der ersten Nacht wird er aufgestört, als mitten im besten Schlaf das Telefon läutet und der Portier ihm durch den Draht ins Ohr flüstert: «Um Gottes willen, Herr Baron, die Wehrmachtsstreife ist im Haus!»

Das war etwas völlig Ungewöhnliches: Nobelhotels wie das «Sacher» oder das «Imperial» waren bis dahin immer noch verschont geblieben von den «Heldenklaus» in Feldgrau.

Maasburg weiss: jetzt geht es ihm an den Kragen. Seit Wochen trägt er bereits eine Pistole bei sich. Er ist also zum Äussersten entschlossen, und wenn es ihm gelingt, sich freizuschliessen, wird er in den Un-

tergrund gehen und nur noch für seine Widerstandsgruppe arbeiten.

Trotzdem versucht er noch eine letzte List: er schleicht auf den Korridor, entfernt die plastischen Ziffern 71 auf seiner Tür und klebt dafür das 00 der nächsten Klosettür an. Dann schlüpfte er wieder ins Zimmer.

Nach wenigen Minuten hört er draussen Schritte. Eine Stimme sagt: «Aber was is' denn dees, seit wann is' denn da ein Klo?» Es ist der Hausdiener, und der im Finsteren lauschende Maasburg möchte ihn am liebsten ungespitzt in die Erde schmettern.

Und da wird an der Tür auch schon geklopft. Maasburg – was bleibt ihm anderes über – sagt: «Herein!» Im nächsten Augenblick stehen zwei «Kettenhunde» an seinem Bett, Feldwebel der Heeresstreife mit dem Blechschild vor der Brust. Der eine von ihnen verlangt Maasburgs Papiere.

Der Baron greift unter das Kopfkissen; dort hat er beides: Papiere und Pistole. Er holt die Papiere hervor – ein alter, verfallener, längst nicht mehr gültiger

Urlaubsschein, gibt sie dem Feldwebel. Dann legt er die Hand wieder in die Nähe des Kissens; jetzt wird er gleich die Pistole brauchen. Der Feldwebel sieht sich die Papiere an, sagt kein Wort. . .

Nun reicht er sie zurück, sagt ausdruckslos: «Danke.» Er salutiert und geht mit dem anderen Feldwebel aus dem Zimmer, so, als wäre alles völlig in Ordnung.

Maasburg sinkt in sein Kissen zurück. Er kann es noch immer nicht glauben, denkt: «Jetzt werden sie gleich wieder zurück sein, wahrscheinlich holen sie nur Verstärkung!» – Aber nichts geschieht. Die Nacht verrinnt, und am nächsten Morgen geht Maasburg zum Frühstück wie immer, liest seine Zeitung wie immer, lebt wie immer.

Zwanzig Jahre später sagt der Baron über diese Nacht: «Ich weiss noch heute nicht, wie es möglich war – es *must* gewesen sein der Biedermann, und es *must* gewesen sein der Szokoll. Anders kann ich mir's nicht vorstellen!» – Beim Szokoll hatte er sich nämlich als Widerstandskämpfer bereits gemeldet gehabt.

So jedenfalls denkt Maasburg in seinem Tonbandgespräch darüber, doch die Vermutung, dass es die beiden Feldwebel Biedermann und Szokoll persönlich waren, haben doch nicht viel Wahrscheinlichkeit: Biedermann war zum Schluss Hauptmann, Szokoll Major, und da sich dieser Vorfall im Sommer 1944 abgespielt hat, war nicht mehr viel Zeit für ein derartiges Avancement.

Gleichviel, was sich in jener Nacht im «Sacher» ereignet hat, ist das, was man für gewöhnlich ein Wunder nennt, eine «wunderbare Errettung»; und dass sie mit geheimer Konspiration zu tun haben, ist mehr als wahrscheinlich.

Wie auch immer: gleich nach dem Frühstück am nächsten Morgen packt der Baron seine Koffer und übersiedelt schleunigst zu einem Freund in der Elisabethstrasse, «einem halbjudischen Sozialisten, den Herrn Deutsch. Ein sehr schneidiger Bursch», dessen Haus den Vorteil hatte, über ein Dach zu verfügen, über das man auf andere Dächer fliehen konnte. Von Hotels hatte Maasburg im Augenblick jedenfalls ge-

nug. Diese Wohnung ist die letzte, in der Maasburg gehaust hat, bevor der Krieg zu Ende ging. Denn im Januar 1945 übersiedelt er bereits endgültig in das Palais Auersperg im achten Bezirk, den Sitz der Widerstandsbewegung.

Und dazu war es auch höchste Zeit. Sein Schuldkonto bei der Deutschen Wehrmacht hatte er nämlich schon so weit überzogen, dass ihm bereits die Festungshaft drohte. Abgesehen von den immer wieder über ihn verhängten Arreststrafen und Gestapo-Einvernahmen gab es so viele schwarze Punkte in seinem Personalakt, dass die Sache früher oder später gewiss zum Platzen gekommen wäre: Verdacht auf Urkundenfälschung und die Vernichtung von Aktenstücken; dann natürlich das Schwenken des österreichischen Fähnchens bei jeder Gelegenheit, die ironischen Bemerkungen über die «deutschen Brüder», über Hitler und sein System, kurz: der Unteroffizier Nikolaus Maasburg war fällig wie eine reife Pflaume im Herbst, und es war höchste Zeit für ihn, von der Bildfläche zu verschwinden.

Bevor es dazu kam, hatte er jedoch noch viele Wochen und Monate in seiner slowenischen Wahlheimat verbracht – teils als legaler Urlauber, aber auch als Deserteur. In welcher Form immer – er genoss diese Tage, selbst wenn sie ihm scheinbar Ungemach brachten, wie etwa damals, als man daranging, Grenzmarken zur Befestigung des geplanten tausendjährigen Reiches zu ziehen: Da war die Untersteiermark – als deutsches Gebiet –, dem sich südlich das minderrassige Kroatien anschloss; und diese Gebiete mussten voneinander deutlich abgegrenzt werden. Dies wollte man mit Hilfe von Wehrbauern erreichen, die in diesem Grenzland angesiedelt werden sollten und eventuelle Türken-, Hunnen- und sonstige Einbrüche von rassisch minderwertigen Völkern abzuschlagen hatten.

«Da hat's damals in Graz einen gewissen Dr. Kastanien gegeben», erinnert sich Maasburg. «Dessen Doktorarbeit hat geheissen:



Wisell, das Maasburgsche Schloss bei Marburg.

„Die deutsche Wehrgrenze“. Auf der Basis dieser Arbeit hat die SS, das Reichssicherheitshauptamt, die Aussiedlungen in diesem Gebiet angeordnet.»

Aussiedlungen deshalb, weil man zunächst die ostischen Elemente beseitigen musste, um Platz für die nordischen Wehrbauernsippen zu schaffen. Diese wieder sollten sich in erster Linie aus bewährten Ritterkreuzträgern rekrutieren sowie aus Bessarabienbauern, die nach dem Kriege lieber in ihrer deutschen Heimat leben wollten.

Eines Tages – es war im Sommer 1942 – kommt der Baron wieder einmal nach Hause. Der Gutshof ist wie ausgestorben. Nur eine alte Magd steht am Brunnen und wascht Wäsche. «Ja», sagt sie, «die anderen sind alle auf der Wiese hinter der Kirche – dort ist eine Kommission aus Graz, die tut die Leute vermessen.»

Maasburg schwingt sich auf ein Pferd und reitet

ins Dorf hinunter. «Von Weitem hab’ ich schon eine riesige Menschenmenge gesehen. Und mitten auf der Wiese ist ein Tisch gestanden, um den etliche Herren in SS-Uniform gesessen sind», die «Rassenpolitische Kommission» aus Graz.

Die Schwarzuniformierten pflanzen sich zackig vor dem Baron auf und erstatten Meldung. («Bei denen war ich wieder der ‚deutsche Bauen – bei den Kollegen von der Gestapo habe ich indessen die Rolle des sechsmal eingesperrten Vaterland Verräters gespielt; aber das Verkörpern von widersprüchlichen Rollen war mir in dieser Zeit ja allmählich zur Gewohnheit geworden.»)

Der SS-Mann erklärt also dem «deutschen Grossbauern» Nikolaus Maasburg, was hier so vor sich geht. «Zufällig sind wir gerade dabei, Ihre geschätzte Frau Gemahlin rassisch zu erfassen, hebe!» lacht er in gewinnender SS-Manier.



«Volksdeutsche» vor dem Umsiedlungskommando.

«Und nun haben diese Trottel angefangen», schildert der Baron das Erlebte, «meiner Frau den Schädel zu messen. Da ist so ein Vogel am anderen Tischende gestanden, mit einem Zirkel und einem Massband, und die haben ihr damit die Frisur ruiniert.»

Das hat die Frau Baronin anscheinend so geärgert, dass sie, als nach den Messungen ein peinliches Interview beginnt, die Frage: «Und wie fühlen Sie?» prompt mit einem einzigen Wort beantwortet: «Italienisch!»

«Ich habe geglaubt», sagt der Baron, «ich fall' unter den Tisch. Sie war nämlich auch keine Italienerin, sie war ganz einfach eine Südtirolerin. Aber sie hat eben eine solche Wut auf diese Schneidergesellen mit ihrem Massband gehabt, dass sie sich nicht verkniefen konnte, das zu sagen.»

Um das Ärgste abzuwenden, sorgt der Baron zunächst dafür, dass reichlich Wein aufgefahren wird; mit Hilfe des bekannten Wiseller Weines gelingt es ihm, dass von nun an nur mehr ein geringer Teil der Leute auf der Strecke bleibt.

«Die waren laut Rassenkommission ostisch, haben ‚Punkt drei‘ bekommen und gleich wegmüssen. Dann sind die Volksdeutschen gekommen, mit ‚Punkt zwei‘, und die Elite waren dann die eigentlichen Deutschen.»

Die Aussiedlung ging meist gegen drei Uhr nachts vor sich. Da kamen mehrere Lastkraftwagen von der SS, die Uniformierten sind heruntergesprungen, haben das Dorf umzingelt, und währenddessen hat man die Aussiedler auf die leeren Ladeflächen zusammengepfercht. Dann ist man mit ihnen zu den verschiedenen Lagern gefahren: nach Reichenberg, nach Graz, nach Bautzen.

Und jedesmal, wenn eine solche menschenräuberische Nacht- und Nebelaktion stattgefunden hatte, ist dann der Baron mit einem Koffer voll Speck und Wein nach Reichenberg, nach Graz und nach Bautzen gefahren, hat die Lagerleiter bestochen und ist hierauf mit den freigekauften «Staatsbürgern der dritten Kategorie», den «Ostischen», nach Hause zurückgekehrt. «Auf diese Art hab' ich so sukzessive alle meine Leute wieder zusammengebracht.» –

Denn der Baron hat natürlich seine Arbeiter auf dem Gut gebraucht; aber auch sonst war's für ihn ein Riesenspass, durch solche Streiche den Herren von damals wieder einmal eins auszuwischen. Geradeso wie es ihm auch ein Vergnügen war, den einen oder anderen bei ihm arbeitenden Jugoslawen, der zu den Partisanen wollte, höchstpersönlich über die Grenze zu schmuggeln; das war dann schliesslich sogar zum Segen für Maasburg geworden, denn als sich das Blatt eines Tages wendete, war Maasburg der Einzige, der seine Familie vor dem Lager retten konnte, in das die Jugoslawen die Deutschen steckten, nachdem der Krieg zu Ende war.

Aber vorläufig waren es immer noch die Hitlerjungen aller Altersstufen, die den Ton angaben, und so konnte es der Baron nicht verhindern, dass auch hin und wieder die SS-Leute vom «Rasse- und Siedlungsamt» in sein Haus kamen. Eines Tages erschien solch ein hoher SS-Führer bei ihm. Er stellte sich als ein Herr von A. vor und verschaute sich Knall und Fall in die schöne Baronin Maasburg, jene «Italienerin» aus Südtirol. Jedenfalls verstand er es so einzurichten, dass er nun öfters auf dem Gutshof zu tun hatte, und das war dem Baron eigentlich gar nicht unwillkommen, denn auf diese Art konnte er in vielen Fällen bereits verhängte Aussiedlungsanordnungen wieder rückgängig machen und ersparte sich so die strapaziösen Bestechungsfahrten in die einzelnen Lager.

Jedesmal, wenn Herr von A. kam, brachte er der «gnädigen Frau» einen prächtigen Blumenstrauss mit. Dann musste man natürlich mit ihm Geselligkeit pflegen. Und so kam es gelegentlich zu allerlei aufschlussreichen Gesprächen.

«Eines Tages war auch meine Schwiegermutter zugegen, als dieser Herr von A. mit seinem Sträussl hereinspaziert kommt. Es hat ihm furchtbar imponiert, dass die alte Dame eine Fürstin war, und so hat er gleich von seiner eigenen Familie – er war ja verheiratet – zu erzählen begonnen.»

Und da kam's nun heraus: Der SS-Offizier hatte

Pech mit seinem Nachwuchs gehabt. Es waren ihm zwar zwei Kinder geboren worden. Aber: «,Wissen Sie', hat der Piefke g'sagt, ,mit dem einen Kind hat's nicht ganz geklappt, und so haben wir uns eben von ihm trennen müssens»

Mit anderen Worten: Der treue Paladin des Führers mit der doppelten Sigrune auf dem Kragenspiegel hatte so etwas wie einen «erbkranken Nachwuchs» in die Welt gesetzt und diesen dann – wie der gleichfalls geläufige Terminus damals lautete – «euthanasieren» lassen.

Als die alte Fürstin – sie war bislang dagesessen und hatte zu allem nur freundlich genickt – das hörte, bekam sie einen roten Kopf. «Aber Herr von A.!» rief sie empört, «wie können Sie das vor dem Herrgott verantworten! Das ist ja glatter Mord!»

«Ich gehorche nur meinem Führer!» hatte der schneidige deutsche Adelige da geschmettert, und dann musste Maasburg die alte Dame hinausführen, sonst wäre sie dem Mann wahrscheinlich an die Gurgel gesprungen. – Als Maasburg wieder hereinkam, entschuldigte er sich; es standen ja noch etliche Aussiedlungsaktionen auf dem Programm, die es zu verhindern galt: «Meine Schwiegermutter hat schon einmal einen Schlaganfall gehabt».

«Verstehe, verstehe – die alte Dame erregt sich leicht» war die verständnisvolle Reaktion des Familienplaners. Und dann kam er wieder auf seine rasenpolitischen Selektionsaufgaben zu sprechen, als wäre das die natürlichste Sache der Welt.

Den 20. Juli 1944 verbringt Maasburg im Lazarett. Er ist dort höchst freiwillig hingegangen, denn auf Grund seiner ständigen Opposition hatte man ihn wieder einmal strafversetzt – diesmal gleich zum Regiment Churfürst.

Dieses Regiment Churfürst war eine Art Todeskommando. Die Leute, die dort dienten, waren entweder im Zivilleben brutale Gewaltverbrecher gewesen, die man zu kühnen Haudegen umfunktionierte,



Wiener Staatsoper, 1940: Der «Deutsche Gruss».

oder es waren in den Augen der herrschenden Befehlshaber politisch Kriminelle, die durch ihre Unbotmässigkeit dem Führer gegenüber am besten aus der Welt zu schaffen wären.

Da so etwas beim Militär – und noch dazu während eines Krieges – mit nur wenig Schwierigkeiten zu bewerkstelligen ist, bildete man die Todeskandi-

daten einfach für lebensgefährliche Einsätze aus und hoffte, dass der Feind den Rest erledigen würde.

Ein Ort, an dem Derartiges gelehrt und geübt wurde – etwa das Nachlaufen hinter angreifenden Panzerwagen –, war das Ausbildungslager Mergentheim in Sachsen. Hierher sollte Unteroffizier Maasburg nun kommen – kam aber nicht, weil ein

Oberstarzt namens Hübner in Zusammenarbeit mit einem Sanitätsfeldwebel – «ein kleiner, netter Kerl, im Zivilberuf Zirkusclown» – wieder einmal die Weichen gestellt hatte.

Maasburg denkt überhaupt gerne an seine ‚medizinischen‘ Freunde von damals zurück: «Wenn die nicht gerade Parteigenossen oder karrierestüchtige Ehrgeizlinge waren, haben sie oft unendlich viel für die Leute getan, um sie vor Fronteinsätzen, Strafverletzungen und so weiter zu bewahren!» – Und er erinnert sich eines Falles im Wiener Rudolfs Spital, wo man einem zum Tode Verurteilten ein Bein amputiert hatte, um ihn vor der Exekution zu retten; die Sache ist damals aufgefliegen, die darin verwickelten Ärzte wurden verhaftet und eingesperrt.

Als sich am 20. Juli 1944 das Attentat auf den «Führer» ereignet, liegt Maasburg also wieder einmal in einem sicheren Spitalsbett. Abends verlässt er es nach alter Gewohnheit und schleicht sich in ein Kino, denn als Gesunder unter Todkranken liegen zu müssen, ist auf die Dauer doch einigermassen deprimierend.

Auf dem Weg dorthin trifft er einen Kameraden, der gerade aus der Vorstellung kommt. «Du, Maasburg», sagt dieser, «da ist gerade was Komisches passiert.» Und er berichtet, dass plötzlich das Licht angegangen sei, ein Mann in Uniform – der Kreisleiter oder so was – auf die Bühne gesprungen wäre und immer wieder gerufen habe: «Der Führer lebt!! – Der Führer lebt!!»

Die beiden gehen zurück ins Spital. Durch einen befreundeten Telefonisten erfahren sie von dem Attentat im Führerhauptquartier. Überall herrscht Aufregung, denn die ersten Meldungen sind sehr widersprüchlich, und man weiss nicht, ob Hitler nicht vielleicht doch . . .

Als dann aber endgültig feststeht, dass der Reichskanzler und oberste Kriegsherr von der «Vohrsehunk» wieder einmal zum Weiterwirken bestimmt worden war, wird es Maasburg doch einigermassen mulmig: Er ist zwar nicht an dem Attentat beteiligt gewesen, aber nun setzt ja eine Treibjagd auf alles

ein, das je sich gegen das Regime geäußert oder gar gegen dieses gearbeitet hatte.

Und obwohl Maasburg vor Kurzem erst seinen «Personalakt ins Häusel geschmissen hat», jenes Konvolut, auf dem sämtliche Verfehlungen des Barons – seine Gestapo- und sonstigen Haftstrafen verzeichnet waren –, weiss man doch allgemein, was dieser Unteroffizier Maasburg für ein Vogel ist. Der Vogel lässt sich also von dem ihm gewogenen Oberstarzt Hübner einen mehrwöchigen Urlaub verschreiben, nimmt Abschied von seinem Freund, dem Zirkusclown – dieser hatte ihm das Fieberthermometer täglich durch Reiben auf vierzig Grad hinaufgetrieben –, und zieht gen Süden in seine slowenische Heimat, um sich wieder einmal ein bisschen bei den Partisanenfreunden umzusehen.

Über die Gründe, warum das Attentat auf Hitler damals misslungen war, meint Baron Maasburg auf dem Tonband: «Einer, der bei dem Putsch hätte mitmachen sollen, war der General der Aufklärungstruppen gewesen. Dieser General hätte nun nach dem Attentat die Telefonzentrale im Führerhauptquartier in die Luft sprengen sollen. Wie er aber gehört hat, dass der Hitler nicht umgekommen ist, hat ihn der Mut verlassen, und er hat seine Sprengung nicht durchgeführt. – Wären die Leitungen tatsächlich unterbrochen worden, hätten sich die Leute um Stauffenberg entsprechend dem ursprünglichen Plan verhalten, und alles wäre gelaufen – trotz des Überlebens von Hitler.»

Nach seiner «Desertion» im Sommer 1944 taucht Maasburg in Wien unter. Er nimmt Kontakt mit den Leuten der «O 5» auf, jener gesamtösterreichischen Widerstandsorganisation, die damals immer mehr von sich reden machte, sei es durch Sabotageakte an kriegswirtschaftlich wichtigen Stellen oder durch Flugzettelaaktionen. An vielen Häusern Wiens findet sich plötzlich über Nacht das rätselhafte Zeichen «O 5», von dem nur wenige wissen, was es bedeutet: O wie Otto – diesmal jedoch nicht unbedingt Maasburgs oberster Chef im Exil – und 5, das auf den fünften Buchstaben im Alphabet hinweist, das E, also ein-



Vorfrühling 1945: Russischer Aufklärer überfliegt einen Flakturm.

gentlich «OE» = «Ö» wie Österreich. Erfinder dieser Bezeichnung und Begründer der Organisation selbst war Dr. Hans Becker, bis 1938 Propagandaleiter der Vaterländischen Front, danach prominenter KZ-Häftling in Dachau.

Für diese Organisation arbeitet Maasburg nun als U-Boot, also im Untergrund. Er bekommt den Auftrag, zusammen mit Dr. Zimmer-Lehmann auf sein

Schloss in die Südsteiermark zu fahren und Verbindung mit der 4. Partisanenzone Titos herzustellen; er arbeitet dort auch mit dem Wiener Rechtsanwalt Dr. Thun-Hohenstein zusammen, der im Februar 1945 in der Nähe von Schloss Wisell, dem Besitz des Barons, von Ustascha-Leuten ermordet wird.

Maasburg ist zu dieser Zeit bereits wieder in Wien, wo er am 25. März 1945 von Major Szokoll

den Auftrag erhält, zwecks einer koordinierenden Besprechung die führenden Leute der «O 5» zusammenzubringen. Militärische und zivile Widerstandsgruppen aller politischen Richtungen zwischen links und rechts finden sich nun, um den Plan zu einem Wiener Aufstand zu fassen: Prälat Fried, der liberale Hofrat Scheicheibauer, der Sozialist Felix Slavik und die Leute vom militärischen Widerstand kommen im Palais Auersperg an der Zweierlinie zusammen, wo der Baron seit Januar 1945 sein ständiges Quartier bezogen hat.

«Wir haben damals», erzählt Maasburg, «angefangen, Widerstandszentren anzulegen, und zwar hat ein gewisser Rubak eine Gruppe gesammelt, dann der Svetlik hat eine gehabt, dann war im Hochhaus eine Gruppe, in der Nibelungengasse und auch schräg gegenüber vom Auersperg-Palais, um es zu sichern, denn dort war ja unser Quartier.»

Die Gruppen hatten Waffen, nicht viele, aber immerhin doch zwei, drei Maschinenpistolen und einige Panzerfäuste – Spenden von Deserteuren.

Auch mit Agenten der Feindmächte hat Maasburg in dieser Zeit Kontakte. «Eines Tages kommt ein Blinder bei der Türe herein – mit Stock, dunkler Brille und einer gelben Binde am Arm. Er ist von einem Mann hereingeführt worden, der sich vorsichtig nach allem Möglichen erkundigt hat. Nachdem wir uns genügend ausführlich vorgestellt hatten, nimmt der Blinde plötzlich seine Brille herunter und verbeugt sich nun seinerseits: Es war ein russischer Generalstabsoffizier, der hinter der Front abgesprungen war und nun Verbindung mit den Kriegsgefangenen und den Fremdarbeitern gesucht hat.»

Diese Verbindung war durch kommunistische Widerstandsgruppen zustande gekommen, veranlasst durch die damals führende Kommunistin Hermine Hrdlicka, Mitglied der «O 5».

Zu dieser Zeit hatte der Baron schon einen Plan ausgearbeitet – er wollte beim Einmarsch der Russen mit seinen Leuten den Ersten Bezirk besetzen, um zu verhindern, dass dies später vielleicht die Fremdar-

beiter tun, die ja gleichfalls zum Teil bereits bewaffnet und organisiert waren.

Vom Palais Auersperg aus wäre eine solche Operation nicht unschwer auszuführen gewesen; Es war zentral gelegen, an der Ecke einer Ausfallstrasse, der Lerchenfelder Strasse, und es besass oben sogar einige Fenster, von denen aus man mit leichter Artillerie bis zum Ring und weiter hätte schiessen können.

Soweit war es indes noch nicht, und so begnügte man sich vorläufig mit Einzelaktionen wie jener, von der Maasburg an einer Stelle berichtet: «Ich hab' zum Beispiel einmal die Verbindung mit dem Slavik aufgenommen; der hat damals in der Gegend des Pratersterns gewohnt: Es hat sich darum gedreht, dass eine Gruppe von sozialistischen Eisenbahnern die Nordbahnstrecke sprengt, weil zu erwarten war, dass die Deutschen über diese Linie im Bedarfsfall einen Panzerentsatz bekommen würden. Die Sprengung ist auch tatsächlich ausgeführt worden, die Nordbahnstrecke wurde lahmgelegt.»

Ansonsten wird die Verbindung mit den anderen Gruppen in der «O 5» gepflogen, «einer Gruppe aus dem CV, einer anderen um die Molden-Brüder». Hauptsächlich aber ist Maasburg der Verbindungsmann zur Widerstandszelle im Wehrkreiskommando unter Major Szokoll, für den er die meisten Aufgaben übernimmt.

Daneben befasst er sich mit der Beschaffung von Autos, denn auch eine Widerstandsbewegung braucht ihren Fuhrpark, und den zu erstellen macht sich Maasburg nun erbötig. Er geht zu einem bekannten Autohändler.

«Wie er mich g'sehn hat, ist er leicht zusammengezuckt, und so hab' ich ihm g'sagt: ‚Schauen Sie, ich weiss, dass Sie in Schwierigkeiten sind. Wenn Sie sich nun Verdienste um unsere Sache erwerben, werde ich dafür sorgen, dass Sie bei einer späteren Abrechnung günstig davonkommen.›

Da hat der gute Mann erleichtert aufgeatmet und gefragt: «Wieviele Autos brauchen Sie?»

«Fünf», hat der Baron Maasburg gesagt, «aber mit ,rotem Winkel' und Fahrbefehlen!»

Ein ‚roter Winkel‘ auf der Nummerntafel allein, das Zeichen, dass ein Wagen für den zivilen Verkehr zugelassen war, genügte damals nicht mehr; man musste auch den entsprechenden Fahrbefehl haben.

«Wir haben gar net so schnell schauen können, schon haben wir unsere Autos gehabt, und zwar auch gleich mit einem Taferl hinter der Windschutzscheibe für kostenlose Serviceleistung durch die Firma bei eventuellen Defekten.»

Seine Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit mit der «O 5» hat dem Autohändler später wirklich sehr genützt; er entging durch entsprechende Interventionen dreimal der Verhaftung durch die Alliierten, und auch seine Firma blieb ihm erhalten.

Eine andere Aufgabe, der sich der Baron mit Freude widmete, war das Irreführen der Gestapo: Je-

Das Ganze schaut wie eine Verschwörung aus; es wäre gut, wenn Sie da einmal nachschauen täten!»

In Wirklichkeit fand die Zusammenkunft jedoch am Graben 13 oder anderswo statt; weil aber die Gestapo mit der Überprüfung der Adresse Herrengasse 5 alle Hände voll zu tun hatte, konnten die Verschwörer am Graben 13 – oder wo sonst die geheime Versammlung war – indessen ungeschoren verhandeln.

Einmal jedoch wäre die Sache beinahe schief gegangen. «Das war in einer Telefonzelle nächst dem ‚Sacher‘ hinter der Oper. Da hab‘ ich wieder einmal die Gestapo angerufen. Es meldet sich also das Fräulein von der Zentrale, und ich verlange den diensttunenden Beamten. Das Fräulein sagt: ‚Moment, ich muss umschalten!‘ Da macht es einen verdächtigen Knacks! Ich denk‘ mir: ‚Jetzt haben die wahrscheinlich die Fangtaste gedrückt^ und hab‘ aufgelegt. Dann bin ich ‚rüber ins Café, bin aber nicht ‚reingegangen, sondern im schrägen Winkel zurück; und schon ist die Gestapo vorgefahren und hat alles abgeriegelt. Die müssen direkt hinter einer Ecke gelauert haben. Ich bin wirklich nur knapp einer Verhaftung entgangen.»

Maasburg schätzte die Zahl der Widerstandsgruppen allein in Wien auf über zweihundert, das waren meist nur kleine Zellen, Organisationen innerhalb eines Betriebes, aus wenigen Mann bestehend – darum ja auch die Schaffung der Dachorganisation «O 5». «Und die hatten es oft sogar noch schwerer als die Widerstandsorganisationen im Ausland, denn die sprachen ja eine andere Sprache als die Gestapo-Leute, während wir die gemeinsame Sprache redeten und dadurch viel leichter bespitzelt werden konnten.»

Eine Zeitlang dachte man sogar – durch die Erfolge der «O 5» und die Stimmung unter den Wienern bestärkt –, dass sich ein Kampf um Wien zuletzt erübrigen würde. Auch die Garde der alten Nationalsozialisten war mittlerweile ja schon entsprechend gedämpft und «schmähstad» geworden. Scharitzer, der stellvertretende Gauleiter von Wien, hatte sogar

desmal, wenn irgendwo eine geheime Zusammenkunft von Widerständlern stattfand, rief Maasburg von einer Telefonzelle aus die Gestapo an und meldete: «In der Herrengasse 5 sind etliche verdächtige Gestalten in einer Wohnung zusammengekommen!

Die Entnazifizierung

500.000 (ca.) ehemalige Mitglieder und Anwärter der NSDAP in Österreich

30.000 (ca.) wegen ihrer Zugehörigkeit zu Nazi-Organisationen in alliierten Lagern (bis 1. 3. 1946)

Auf Grund der österreichischen NS-Gesetze wurden 1945–1947:

8.850 Verfahren eröffnet

35 Todesurteile verkündet und

5.659 Kerkerstrafen verhängt

1938–1945:

70.000 (ca.) Personen wurden noch im März 1938 verhaftet

25.000 (ca.) Österreicher mußten mehr als eine sechsmonatige Haft erdulden

685 Todesurteile aus politischen Gründen allein durch das Landesgericht für Strafsachen Wien



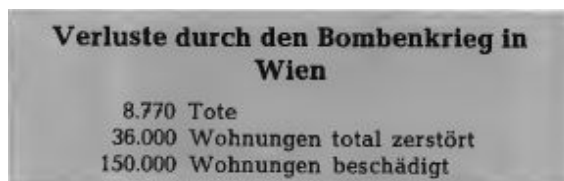
Die Ruine des Café Fenstergucker, Ecke Kärntnerstrasse/Opernring (1946).

bereits alles organisiert, um der Gestapo einen entsprechend unauffälligen Abgang zu verschaffen, er wollte seine Mannen zugleich mit der Wiener Feuerwehr aus dem Gefahrenbereich nach Oberösterreich umsiedeln. Aber eine kampflose Übergabe fand zuletzt dann doch nicht statt.

Im Gegenteil: die letzten Tage vor Kriegsende

waren gerade in Wien besonders dramatisch. Die «O 5» hatte einen Plan ausgearbeitet, nach welchem die Stadt beschleunigt und möglichst kampflos von den Nationalsozialisten und ihren Soldaten befreit werden sollte. Nach diesem Plan sollten am 6. April 1945 zunächst Unruhen in den Wiener Aussenbezirken einsetzen; zugleich sollten Lotsen den am Stadt-

rand kämpfenden russischen Truppen den Weg in die Stadt weisen. Währenddessen würden «O 5»-Gruppen die nationalsozialistische Prominenz verhaften und den Regierungspräsidenten zwingen, die Kapitulationserklärung zu unterschreiben; vorher aber



sollten noch das Rundfunkgebäude in der Argentinierstrasse besetzt und entsprechende Aufrufe an die Bevölkerung durchgegeben werden.

Zuvor hatte Oberfeldwebel Käs von der Deutschen Wehrmacht und bewährtes Mitglied der «O 5» Kontakt mit den Russen aufgenommen und deren Einverständnis erwirkt, bei dieser Aktion mitzumachen. Das Startzeichen für ihr Anlaufen sollte mittels roter Leuchtraketen signalisiert werden.

Für das Abschiessen der Leuchtraketen war Baron Maasburg eingeteilt. «Ich hab' diese Leuchtraketen – zusammen mit dem Autohändler, der chauffiert hat – aus einem fahrenden Auto abgeschossen, und zwar drei am Morzinplatz, drei weitere in Döbling und einige andere noch in Floridsdorf.» Als Antwort flogen bald danach drei russische Flugzeuge mit wackelnden Tragflächen über Wien – die Aktion konnte beginnen.

Es war mit den sozialistischen Zellen in der «O 5» beschlossen worden, den Tag mit einem Generalstreik in den Fabriken einzuleiten: «Um acht Uhr hätte sich die kroatische Ausbildungsbrigade zum Kriegsministerium zu begeben gehabt, der Hauptmann Kraus hätte mit seiner Artilleriebrigade vor der Polizeidirektion auffahren sollen, um die Übergabe, wenn nötig im direkten Beschuss, zu erzwingen.»

Dann gab es noch weitere Dienststellen, Kasernen und SS-Unterkünfte, die auf der Liste standen.

«... und auch das Rathaus hätte, und zwar von uns, also den Leuten vom Palais Auersperg, besetzt werden sollen.»

Zur gleichen Zeit, etwa um neun, hätte Major Szokoll General Brünau, den deutschen Festungskommandanten von Wien, zwingen sollen, die Stadt den Russen zu übergeben.

«Während all das geschehen sollte, hätte der Burgschauspieler Raoul Aslan eine Rede über den Rundfunk zu halten gehabt. Und zwar haben wir deshalb einen Schauspieler und nicht einen Mann aus der Politik gewählt, weil dieser Aufruf ja im Namen der gesamten «O 5», also praktisch von allen politischen Gruppen, unterschrieben war.»

Aber zu diesem Aufruf kam es nicht, weil bereits hier der Verrat eingesetzt hatte: Unter den Leuten, die das Funkhaus besetzen hätten sollen, war einer gewesen, der die Sache am Tag davor einem NS-Führungsoffizier gemeldet hatte, und so war der Festungskommandant in der Lage, am Morgen des 6. April 1945 die wohlgeplante Aktion zu stoppen.

Den Gesamtplan jedoch torpedierte ein anderer Mann, nämlich ein nationalsozialistischer Führungsoffizier, Leutnant Walter Hanslik von der Heeresstreife «Gross-Wien», jener Heeresstreife, welcher auch der in diesen Tagen hingerichtete Widerstandskämpfer Major Biedermann sowie Oberfeldwebel Käs angehörten.

Maasburg schildert den Hergang des Verrats folgendermassen: «Major Szokoll hat mit dem Biedermann am Abend ein Gespräch geführt, welches von dem Leutnant Hanslik und einem Unteroffizier namens Pawlik abgehört worden war. Nun war andererseits im Zuge der allgemeinen Evakuierung Wiens verfügt worden, dass sich auch die Streifendienste nach dem Westen, und zwar nach St. Gilgen, abzusetzen hätten. Durch den Putschplan ist das aber wieder rückgängig gemacht worden. Nun hatte aber der Hanslik schon alle Koffer gepackt und seine Familie zum Abtransport vorbereitet gehabt – sogar ein Auto stand vor seiner Haustür. Wie er nun gehört hat, dass ausgerechnet dieser Putsch seiner Abreise im

Wege stand, ist er hingegangen und hat das Ganze angezeigt.» Die Folge war jene bekannte Exekution am Floridsdorfer Spitz durch die SS, bei der drei

erreichten, hatte die «O 5» alle Hände voll zu tun, die Scherben des gescheiterten Putsches aufzulesen und zu retten, was noch zu retten war.

Drei Tage später wird Baron Maasburg zum Generalsekretär des «Siebenausschusses» ernannt und mit der Aufgabe betraut, die Wiener Widerstandsgruppen neu zu koordinieren. Zu dieser Zeit hatten die Nazis bereits Fersengeld gegeben; Gauleiter Schirach und General Sepp Dietrich, der Wien noch schnell zu einer Festung hatte machen wollen, waren in Richtung Westen geflohen.

Zu dieser Flucht hatten wohl auch einiges die Widerstandsleute von der «Gruppe Hofburg» beigetragen: Sie waren es, die durch ein paar geschickte Handgriffe die Kellerbeleuchtung und das Telefonnetz in Schirachs Luftschutzkeller lahmlegen konnten, so dass der blonde Gauleiter und sein Stab stun-

Horst Wessel lebt

Den Marsch, den Horst Wessel begonnen
im braunen Gewand der SA,
vollenden die grauen Kolonnen -
Deutschland, die Stunde ist nah'!

... So wahr Horst Wessel in uns lebt und die
Flamme in uns brennt, so gewiß werden wir in die-
sem Kampfe siegen.

Völkischer Beobachter, 23. Februar 1945

österreichische Offiziere – Major Karl Biedermann, Hauptmann Alfred Huth und Oberleutnant Rudolf Raschke – am 8. April 1945, 15 Uhr 30, an einem Mast der Strassenbahn aufgeknüpft wurden. Der Verräter Hanslik jedoch konnte sich mit seiner Familie nach dem Westen absetzen. Dass er nicht ungeschoren blieb, ist weniger der Wachsamkeit der späteren republikanischen Behörden zuzuschreiben, sondern einem seltsamen Zufall, der wiederum ausgerechnet unseren Baron Maasburg mit ins Spiel brachte; doch davon später.

Während die Russen am Tag des misslungenen Putsches, am 6. April also, bereits den Süden Wiens

**Es kann überhaupt nur einer siegen -
und das sind wir!**

Adolf Hitler am 8. November 1939 im Bürgerbräukeller in München

denlang wie Ratten in einem finsternen Käfig vor sich hinschmoren mussten; das hatte die hohen Herren so sehr demoralisiert, dass sie danach gerne bereit waren, Wien so schnell wie möglich für immer den Rücken zu kehren.



Fritz Molden 1945 (oben) und 1973 /unten)

Achtung, Beutefunkgerät – nicht stürzen!

FRITZ MOLDEN

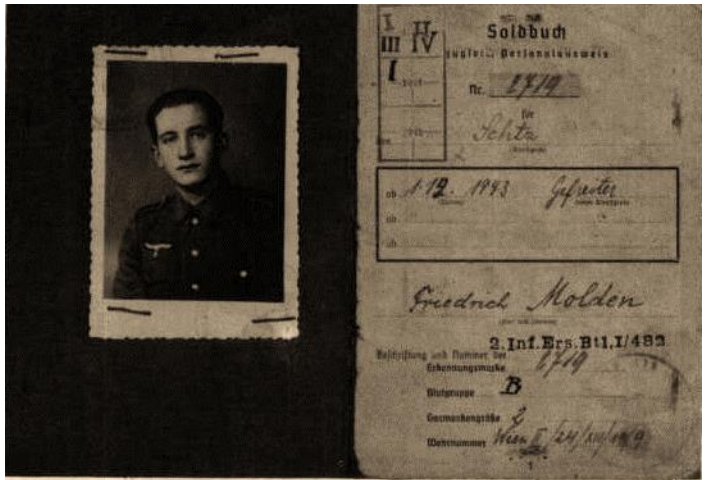
Damals, während des Krieges, hatte er ein gutes Dutzend verschiedener Namen. So hiess er unter anderem: Peter Stummer, Peter Steinhäuser, Peter Steindler – «die vielen ‚Peter‘ und die vielen ‚Steine‘ hatten den Sinn, dass ich dadurch mein Monogramm im Taschentuch nicht immer zu ändern brauchte». Er hiess aber auch: Pietro de Lago oder Giuseppe Bettini. Als letzterer trug er die Kluft eines italienischen Hilfsarbeiters. Ansonsten steckte er, wie die meisten Männer während dieser Zeit, in Uniform. Und auch hier waren es wieder verschiedene: Er trug Uniformen der Deutschen Wehrmacht – vom Schützen bis zum Feldwebel –, und solche italienischer Bersaglieri-Einheiten; gelegentlich sah man ihn sogar als Angehörigen der Waffen-SS durch die – in Bezug auf ihn ahnungslose – militärische Menge gehen.

Nach dem Krieg änderte sich das. Da legte Peter Stummer, alias Peter Steinhäuser, alias Giuseppe Bettini, alias . . . zugleich mit der Uniform seine vielen Namen ab, und zum Vorschein kam ein Mann,

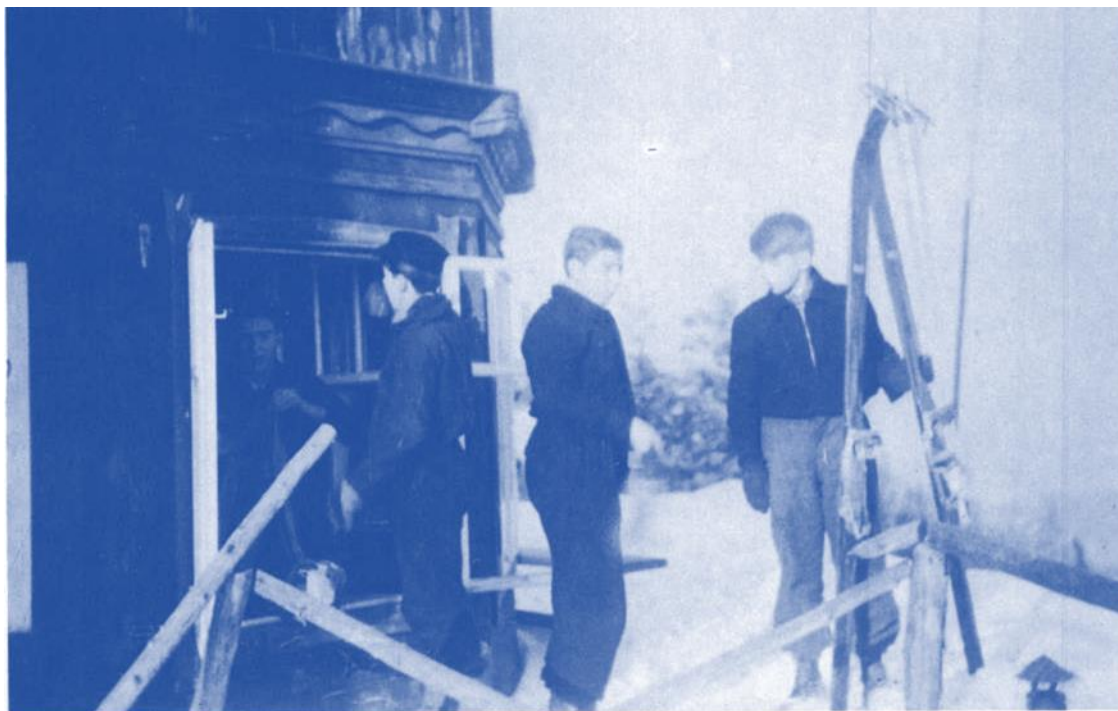
der Fritz Molden heisst.

Warum er während des Krieges diese Namen- und Uniformen-Maskerade betrieben hatte? Ganz einfach: er war daran interessiert, dass jenes Stück Geographie, welches seit 1938 Ostmark hiess, wieder den alten Namen Österreich bekäme. Tätigkeiten, die ein solches Ziel hatten, zwangen ihn dazu, «Agent für Österreich» zu werden, und so musste auch Fritz Molden in den Untergrund gehen.

Dass die beiden Molden-Brüder – Otto, der Ältere, hatte während dieser Zeit gleichfalls im Untergrund gelebt – heftiger als andere Kollegen ihrer Generation an Österreich hingen, hat seinen Grund wohl auch darin, dass in ihrem Elternhaus in der Osterleitengasse, Wien-Döbling, das Wort «Österreich» häufiger fiel als anderswo: Fritz' und Ottos Mutter war jene Frau, die später den Text zur Österreichischen Bundeshymne verfasste, Paula von Preradovic; und Vater Dr. Ernst Molden, Chefredakteur der angesehenen «Neuen Freien Presse», hat sich



Soldbücher: Oben: Das «offizielle» Soldbuch des Gefreiten Fritz Molden. Mitte und unten: Die in der Schweiz hergestellten Fälschungen für «Feldwebel Hans Steinhäuser» und «Feldwebel Hans Steindler» (= Fritz Molden).



Der fünfzehnjährige Fritz Molden (im Fenster) mit Schulkollegen während eines Skikurses im Partenen (Montafon).

schon berufshalber mehr als andere Menschen mit dem Thema «Österreich» beschäftigt.

Dazu kamen noch einschlägige Kindheitseindrücke. «Im Sommer 1927» – Fritz Molden war damals drei Jahre alt – «hat mich einmal meine Kinderfrau aus der Dachluke unseres Hauses schauen lassen, und da hab' ich über der Stadt den Flammenschein des brennenden Justizpalastes gesehen. Irgendwie hat sich das in meinem Gehirn wohl festgefressen.»

Sieben Jahre später – Fritz ist zehn und Schüler der Neulandschule –, an einem Februartag des Jahres 1934, werden die Buben vom Lehrer nach Hause geschickt. Vorzeitig. Denn in Wien wurde plötzlich Generalstreik ausgerufen, die Stromversorgung war eingestellt worden, und die Strassenbahnen fuhren nicht mehr. «Ich bin also mit meinem Freund, dem Speta Karli» – heute Polizeiinspektor in Ottakring –, «nach Hause gewandert.»

Unterwegs beschliessen die beiden Knaben, Fussball spielen zu gehen. «Der Karli und ich, wir waren begeisterte Vienna-Fans. Und unsere ganze Hoffnung damals war, in die Schülermannschaft der Vienna aufgenommen zu werden.»

Während sie zur Hohen Warte pilgern, dem Fussballplatz ihres Bezirks, hören sie zwar vom nahe gelegenen Karl-Marx-Hof Kanonenschüsse und Gewehrfeuer, «das hat uns aber nicht weiter gestört».

Auf dem Sportplatz wollen sie sich vom Zeugwart einen Ball borgen. Sie gehen zum Schuppen mit den Sportgeräten. «Dort ist der Schmaus Willi gestanden – berühmter Verteidiger des ‚Wunderteams‘. Wir haben ihm unser Anliegen vorgetragen.»

Willi Schmaus greift sich an den Kopf. «An Balin wollts?» ruft er. «Ja, seids denn teppert, Buam – jetzt, wo Krieg is?! Schauts, dass hamkummts!»

Die «Buam» haben also geschaut, dass sie «hamkumman». «Oben, auf der Hohen Warte, habe man eben Kanonen in Stellung gebracht. Wir sind zum Karli in die Wohnung. Sein Vater war nicht zu Hause» – als Baupolier hatte auch ihn der Streik überrascht –, «und so hat uns Karlis Mutter Kaffee gekocht.»

Der Kaffee macht Frau Speta noch nervöser. Sie schickt den Freund ihres Buben nach Hause, denn sie ist sicher, dass Frau Molden genauso beunruhigt ist wie sie selbst.

«Ich bin also allein über die Heiligenstädter Strasse wie immer nach Haus’, aber diesmal waren überhaupt keine Leute auf der Strasse; man hat nur dauernd Schiessen gehört.»

Als er zu der Stiege kommt, die von der Heiligenstädter Strasse hinauf zu seinem Haus führt, ist ihm auf einmal der Weg versperrt. «Dort oben war nämlich das Döblinger Arbeiterheim, und das war nun von Leuten des Republikanischen Schutzbundes besetzt. Und unten hatte man eine Stacheldraht-Sperre errichtet, damit niemand hinaufkonnte, und diese Sperre wurde von einem Heimatschützer bewacht.»

Auch der Heimatschützer schickt den zehnjährigen Buben nach Hause. Endlich gelangt Fritz Molden in die Osterleitengasse 7. «Dort hat mich meine Mutter bereits erwartet. Sie ist dagesessen und war in Tränen aufgelöst...»

Ein drittes Ereignis, es geschah ein paar Monate später, blieb Molden in Erinnerung: die Ermordung des damaligen österreichischen Bundeskanzler Dollfuß im Juli 1934: «Da waren mein Bruder, meine Mutter und ich bereits in den Sommerferien. Vater hätte nachkommen sollen, musste aber dann wegen der Ereignisse in Wien bleiben.»

Selbst in der Schule wird er nicht von der Politik verschont, denn «da gab’s noch die Schlägereien mit den Nazis».

Auch der 13. März 1938 ist für Molden von persönlicher Bedeutung. «An diesem Tag ist mein Bruder zwanzig Jahre alt geworden. Aber an eine Familienfeier war da nicht zu denken, Otto hatte sich nämlich vor Hitler verstecken müssen. Er war beim Studentenfreikorps und hatte während der letzten

Stunden Am Hof in der Wiener Innenstadt das Gebäude der ‚Vaterländischen Front‘ verteidigt.»

Um den vorwärtsstürmenden Nazis zu entkommen, verbirgt sich Otto Molden bei einer Tante. Erst am Abend seines Geburtstags kommt er aus dem Versteck und begibt sich auf den Heimweg. Dabei wird er von Angehörigen der «Österreichischen Legion», also den vor 1938 ins Deutsche Reich geflüchteten österreichischen Nazis, beobachtet und verhaftet. «Das alles hat mich eher gehindert», meint Fritz Molden heute ironisch, «im NS-System eine sehr positive Sache zu sehen.»

Das Schottengymnasium, das Fritz Molden damals besuchte, war bald nach Hitlers Einmarsch gesperrt worden. Der Vierzehnjährige wird Schüler des Döblinger Gymnasiums. Die Ferien im Sommer 1938 benutzt Schüler Fritz, um sich mit Gleichgesinnten in einem geheimen Lager im Montafon zu treffen und eine Flugblattaktion zu planen. Gemeinsam fährt man nach Innsbruck, wo man in der Stadtpfarrkirche bei Bischof Rusch das Ersonnene mittels Abziehhapparat zu Papier bringt.

«Da haben wir zu der Melodie des Horst-Wessel-Liedes einen Text gedichtet:

Im tiefen Schlaf, die Fenster fest verschlossen, so fuhrst du durch das deutsche Südtirol – du letzter Hoffnungsstrahl von hunderttausend Volksgenossen – Verräter Südtirols –, so fahre wohl!

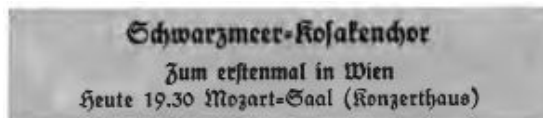
Es sank die Hand, die schon zum Gruss erhoben, doch nicht der Mut, der ewig uns beseelt, als wir erfuhren, dass auf dem deutschen Brenner oben die Grenze bleibt, die Saint-Germain bestellt.

Das war also auf den Flugzetteln drauf, die wir dann in Innsbruck gestreut haben.» Einige der Burschen wurden dabei erwischt, darunter Freund Hugo Ostermann, der später in Russland gefallen ist.

«Ich selbst bin ungeschoren geblieben, aber meinem Bruder sind sie draufgekommen, dass er bei

dem illegalen Lager im Montafon dabei war, und so haben sie ihn wenig später neuerlich verhaftet.»

Otto Molden sitzt seine Strafe ab, dann meldet er sich freiwillig zur Deutschen Wehrmacht, um weiteren Verhaftungen zu entgehen. Für diesen Ausweg



Völkischer Beobachter, 14. März 1940

ist Fritz Molden noch zu jung. Wenn er politisch Strafbares begeht, trägt er dabei noch kurze Hosen. Wie etwa an jenem Abend, 1940, als der Schwarzmeer-Kosaken-Chor im Wiener Konzerthaus seine Lieder singt.

«Da waren wir von der Bündischen Jugend dabei, mit kurzen Samthosen und Stutzen.» – Russische Lieder: das war für die Jugendlichen damals etwas so Brisantes wie kurze Zeit später der Swing eines Benny Goodman. Und so brüllte man entsprechend Beifall, was die anwesenden Geheimpolizisten natürlich als Demonstration gegen das Regime empfanden.

Kurz und gut: «Als wir nach dem Liederabend aus dem Konzerthaus kommen, stehen da schon zwanzig ‚Grüne Heinriche‘. Wir mussten einsteigen, wurden zuerst zur Gestapo gebracht und dann auf die ‚Liesl‘ – da war auch der Fritz Hansen-Löve dabei.»

Eine Woche lässt man die Burschen dunsten, dann schickt man sie wieder nach Hause. 1941 wird Fritz Molden neuerlich eingesperrt, 1942 von allen Schulen Grossdeutschlands relegiert. Aber er hat mittlerweile genug gelernt – vor allem auf der «Liesl», dem Polizeigefängnis an der Rossauer Lände, und im Polizeigefangenenhaus auf der «Elisabeth-Promenade», wo er mit den Feinheiten der Sprache aus den «enteren Gründen» vertraut wird: «Dass ein ‚Habe-

rer‘ ein Freund ist, war mir damals zwar schon bekannt, aber was eine ‚Puffn‘, also ein Revolver, ist, hab‘ ich bis dahin nicht gewusst. Da waren wir ja durcheinander: Kriminelle und Politische». Vieles sieht und lernt Fritz Molden in der Subkultur des Liesinger Kerkers und des Klein-KZs Kaisersteinbruch, bis dann ein Führererlass ihn dazu bewegt, das gleiche wie sein Bruder zu tun: Er tritt die Flucht nach vorne an, in dem er sich freiwillig zum Militär meldet.

Fritz Molden kommt von seinem Infanterieersatzbataillon 482 in Mistelbach zu einem «Bewährungsbataillon»; von dort schickt man ihn nach Oberschlesien zur Ausbildung. Schliesslich kommt er – zusammen mit einem wüsten Haufen, auch hier waren die Kriminellen mit den Politischen gemischt – nach Russland.

Dort hat er das Glück, bei der Partisanenbekämpfung verletzt und in ein Lazarett gebracht zu werden: «Glück deshalb, weil von meiner Kompanie kaum einer Russland überlebt hat.»

Glück aber auch noch in einem anderen Sinn: In diesem Lazarett gab es einen Oberstabsarzt, der dem Schützen Fritz Molden so gewogen war, dass er dessen Personalakt mit dem Vermerk «P. U.» (= politisch unzuverlässig) verschwinden liess.

Politisch also äusserlich geläutert, wiewohl körperlich einigermaßen hergenommen – er hatte neben etlichen Splitternarben auch einen Herzmuskelriss davongetragen –, wird er als unauffälliger Schütze Molden, GVH, nach Linz in die «Wanzenburg» überstellt, in die Kaserne neben der alten Tabakfabrik. «Von dort kam ich nach Dresden, zu einem Wehrwirtschafts-Ersatzkommando, und von da wieder direkt nach Paris.»

In Paris eröffnet sich ihm eine «herrliche Hackn» im «Deutschen Beschaffungstab»: er wird Dolmetsch für Französisch, «obwohl ich damals bis auf ‚Bon jour‘ kaum des Französischen mächtig war.» Sein Protektor ist ein österreichischer Offizier: Baron Erich «Riki» – Posch-Pastor, Enkel des Verfassers einer «Geschichte der Päpste». Der Baron jedoch ist alles andere als ein Heiliger: «Riki war ein wilder



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands



Die Weihnachtsgrüße vom 31. Dez. 1939 und 1. Jänner 1940

Der Christbaum hat Millionen gut zu 21. Dezember 1939 gebracht.

„In der Weihnachtsnacht hat sich die Welt gewandelt.“

Der Christbaum hat sich in den letzten Wochen zu einem Symbol der Weihnachtsfeierlichkeit entwickelt. Er hat sich als ein Symbol der Weihnachtsfeierlichkeit entwickelt. Er hat sich als ein Symbol der Weihnachtsfeierlichkeit entwickelt.

Ein bitterer Neujahrsgruß für Churchill:

16.000-t-Dampfer „St. Louis“

aus Lebersee heimgelehrt

Das letzte der fünf großen Passagierschiffe der Hamburg-Amerika-Linie

Englands Blutschuld in Polen

14 deutsche Pfarrer ermordet



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands



Der Führer an Volk und Wehrmacht

„Das Jahr 1941 wird die Vollendung des größten Sieges unserer Geschichte bringen!“



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands

Neujahrsaufruf des Führers an Front und Heimat

Auch das letzte Opfer für den Endsieg!

Die Parole der Wehrmacht: 1942 — Kampf bis zum Niederbruch des Feindes

Wiener Ausgabe

1. Aug. 56. Jahrg. Einzelpreis: 30 Pf.

„Friede und Sieg“



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Wiener Ausgabe

Wien, Freitag, 1. Jänner 1943

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung
Großdeutschlands



Führerparole 1943: Mit ganzer Kraft!

Wiener Ausgabe

1./2. Aug. 57. Jahrg. Einzelpreis: 30 Pf.

„Friede und Sieg“



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Wiener Ausgabe

Wien, Samstag, Sonntag, 1./2. Jänner 1943

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung
Großdeutschlands



„Nur eine einzige Aufgabe: Die teuflischen Pläne der jüdischen Weltbrandstifter zum Scheitern bringen“

Aufruf des Führers an das deutsche Volk zur Jahreswende

Wiener Ausgabe

1. Aug. 58. Jahrg. Einzelpreis: 30 Pf.

„Friede und Sieg“



VÖLKISCHER BEOBACHTER

Wiener Ausgabe

Wien, Dienstag, 2. Jänner 1943

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung
Großdeutschlands



Deutscher Geist und Wille werden es erzwingen

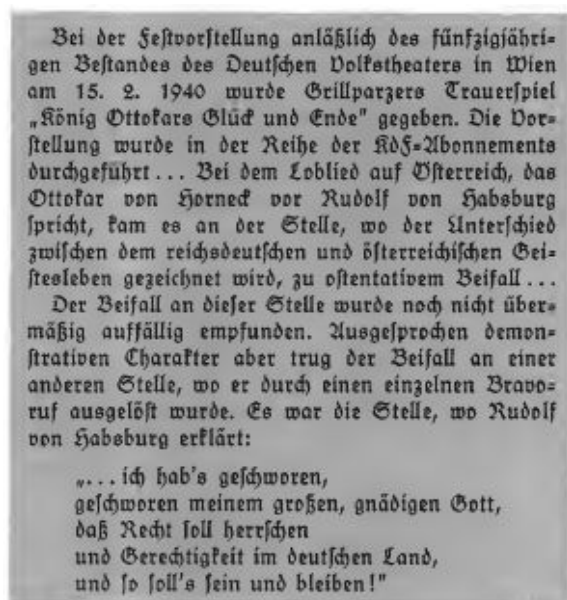
Neujahrsansprache des Führers an das deutsche Volk

Die Schlagzeilen der Neujahrsausgaben des «Völkischen Beobachters» verbreiten mit fortschreitendem Krieg zunehmenden Optimismus.

Knabe, ein schneidiger Heimatschutz-Baron. Mit ihm bin ich zivil durch Frankreich gefahren und habe am schwarzen Markt Lebensmittel für die Deutsche Wehrmacht eingekauft.»

Das schöne Leben dauert aber nur knappe vier Monate, dann kommt General Unruh, der «Heldenklau», und trifft Rationalisierungsmassnahmen: das Fressalien-Kommando wird aufgelöst, Molden nach Berlin zum Oberkommando des Heeres geschickt.

«In Berlin ging ich also zum OKH, und zwar mit einem Empfehlungsschreiben des österreichischen Generals Glaise-Horstenau in der Tasche.» – Dieser General war seit 1936 Minister, 1938 Vizekanzler in der Regierung Seyss-Inquart in Österreich gewesen, 1943 hatte man ihn als deutschen General nach Kroa-



Bericht des SD vom 16. Februar 1940 – ähnliche Berichte folgen bis 4. März 1940

ten geschickt; drei Jahre später endete er im Lager Langwasser durch Selbstmord. Glaise-Horstenau war ein Studienkollege Dr. Ernst Moldens und von diesem gebeten worden, die Geschicke seines Sohnes Fritz ein wenig zu lenken.

Der Generalsbrief tut seine Wirkung. «Ich kam nicht, wie ursprünglich geplant, wieder nach Russland, sondern wurde in einen Haufen gesteckt, der nach Italien abkommandiert war.»

Wieder wird er zum Dolmetsch ernannt, diesmal für Italienisch. «Aber Italienisch hab' ich wirklich gekonnt – teils durch meine dalmatinischen Grosseltern, teils haben wir's auch in der Schule gelernt.» Und wieder wird er, so wie in Paris, bei wirtschaftlichen Aktionen eingesetzt.

«Die Dienststelle, der ich da unterstellt war, trug den Namen ‚Wehrwirtschaftskommando II‘ und war im Grunde damit beauftragt, Italien auszuräumen – also nicht nur Gegenstände des Verzehrs aufzubringen, sondern ganze Fabriken nach Deutschland zu verlagern.» Anlässlich eines Wien-Aufenthaltes im Herbst 1943 gerät Molden an Major Alfons Stillfried von Angern – «ein Baron, der schon vor 1938 Berufsoffizier beim Bundesheer war; er lebt heute als ganz alter Herr in der Gentzgasse.» Major Stillfried ist einer der ersten, die in Österreich als Militär Widerstand üben. Er rät dem Urlauber: «Schau, dass du zu der und der Division in Mailand kommst, da gibt es eine Anti-Nazi-Gruppe.»

Als Molden wieder in Italien ist, meldet er sich sofort bei besagter Division – was umso leichter ist, da diese Division im Fronteinsatz war, «und Frontmeldungen hat man natürlich immer gerne entgegengenommen.»

Es handelte sich um die 356. Infanteriedivision, eine Einheit, bestehend vorwiegend aus sächsischen Mittelgebirgsjägern. «Da waren wir dann bei verschiedenen Anlässen in Süditalien eingesetzt, in der Gegend von Monte Cassino, bei Anzio und so weiter.»

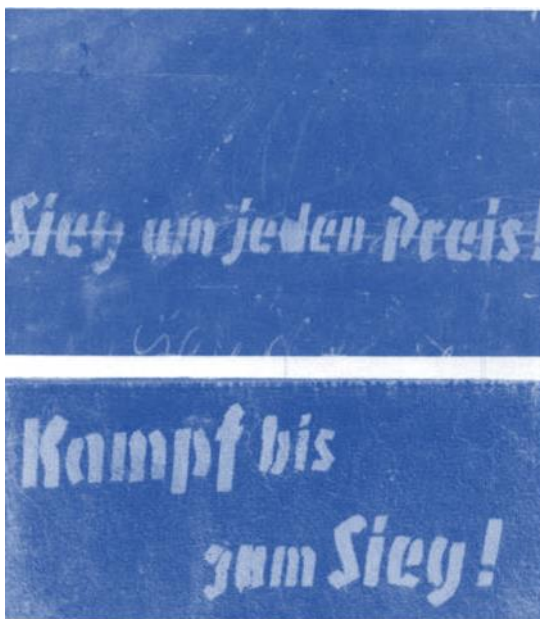
Nach einiger Zeit schickt man ihn und seine Division – darunter auch jene Anti-Nazi-Gruppe – zur Auffrischung in das Arno-Tal.

«In einem kleinen Nest in der Nähe von Florenz hat meine militärische Karriere dann ein jähes Ende gefunden.» Mittlerweile hatte nämlich die Feldpolizei Wind davon bekommen, aus welchen Typen sich

jene Einheit zusammensetzte, der auch Molden angehörte, und hat kurzerhand den ganzen Haufen verhaftet. Den in der Zwischenzeit zum Gefreiten avancierten Fritz Molden konnten sie dabei jedoch nicht erwischen; der hatte sich rechtzeitig von der Truppe entfernt und zu den Partisanen geschlagen. Als dies die Feldpolizei erfuhr, machte man ihm den Prozess; das Feldgericht 1012 in Bologna verurteilte ihn in Abwesenheit zum Tode. Und geradeso, als habe ihn der Fluch der deutschen Militärjustiz getroffen, starb Gefreiter Molden dann wirklich den Tod, zu den man ihn verurteilt hatte, und dies vielleicht noch grausiger: er verbrannte nämlich in einem Auto. Damit wäre die Geschichte wohl hier schon zu Ende. Wenn sie sich tatsächlich so und nicht anders abgespielt hätte. Wie sie sich aber in Wirklichkeit abgespielt hat, daran erinnert sich Molden heute folgendermaßen: «Ich streunte damals mit dem Wehrmachtswagen, in dem ich geflohen war, im Partisanengebiet herum. Dabei überlegte ich, wie ich es wohl am besten anstellte, von den Deutschen unbehelligt zu bleiben und trotzdem meine Pläne auszuführen.»

Da sieht er am Strassenrand einen toten deutschen Soldaten liegen. Er nimmt dem Erschossenen die Erkennungsmarke ab und hängt ihm dafür seine eigene um den Hals: Gefreiter Fritz Molden von der 356. Infanteriedivision, Sächsische Mittelgebirgsjäger. Dann schleppt er den Toten zum Auto, setzt ihn hinter das Lenkrad. Anschliessend überschüttet er den Wagen mit Benzin aus dem Reservekanister und wirft ein brennendes Streichholz dagegen. Eine Stichflamme schiesst gegen den Himmel, der Wagen und sein angeblicher Fahrer verbrennen. Übrig bleibt letztlich eine russgeschwärzte Erkennungsmarke, zugehörig dem Gefreiten Fritz Molden von der 356. Infanteriedivision, Sächsische Mittelgebirgsjäger. Man findet das verbrannte Auto und den verkohlten Leichnam. Der Fall wird den Dienststellen gemeldet, Gefreiter Molden für tot erklärt.

«Nun hatte ich Ruhe. Denn die Fahndung, die bis



Durchhalteparolen

dahin nach mir gelaufen war, wurde eingestellt.»

Während all dies geschah, befand sich Bruder Otto Molden als Wehrmachtangehöriger in Pommern und bewachte dort russische Kriegsgefangene. Otto war nach seiner Flucht aus dem Zivilleben als Soldat bald nach Russland und Frankreich gekommen, hatte das Eiserne Kreuz Zweiter und Erster Klasse erworben und war in Russland so schwer erkrankt, dass er nur mehr den Dienst eines Gefangenenaufsehers ausüben konnte. «Nach Wien war Otto während all dieser Jahre nicht gekommen. Und das war gut, denn man hätte ihn da gewiss bald erkannt und verhaftet.»

Nach seinem gelungenen Austritt aus dem Orden der Welteroberer setzt sich der nunmehrige Zivilist Fritz Molden in die Schweiz ab. Dort ist das Leben noch ruhig und beschaulich, und man kann ungestört seinen Gedanken nachhängen. Zum Beispiel der Überlegung, was aus Österreich nach dem Krieg werden soll; denn man schreibt immerhin schon Juli

1944. Irgendwo in Deutschland arbeitet eine Gruppe von Offizieren und Generälen daran, Adolf Hitler zu beseitigen, und auch sonst wird es immer deutlicher, dass der Karren verfahren ist.

Auch in Österreich rüstet man für die Zeit nachher. Zu Beginn des Jahres hatte sich hier die «O 5» gebildet, gewissermassen der Dachverband aller in der damaligen Ostmark tätigen und planenden Widerstandsgruppen. Da und dort sah man bereits jenes rätselhafte und meist hastig hingepinselte «O 5» auf den Hausmauern, und wenn sich auch die Zivilbevölkerung nicht gleich auskannte – die Gestapo wusste schon, was es bedeuten sollte, und hatte in ihrem Hauptquartier auf dem Morzinplatz eine Sonderabteilung zur Bekämpfung diesbezüglicher Aktivitäten eingerichtet.

Um nun ungestört arbeiten und um den Kontakt mit den Alliierten herstellen zu können, hatte die «O 5» einige ihrer Mitglieder in die neutrale Schweiz geschickt bzw. dort lebende Emigranten als Mitarbeiter angeworben. Fritz Molden, der nach seinem erfolgreichen Abgang vom deutschen Militär dort lebte, konnte also damit rechnen, schon bald auf den einen oder anderen seiner Landsleute zu treffen.

Eines Tages geht er nun in Zürich über die Limmat-Brücke. Da sieht er einen Mann auf sich zukommen, der in seinem Knopfloch ein rot-weiss-rotes Bändchen trägt. «Hoppla», denkt sich Fritz Molden, «das ist entweder ein Spitzel, oder er ist tatsächlich einer von der ‚O 5‘!»

Es stellt sich heraus, dass es Dr. Hans Thalberg ist – heute österreichischer Botschafter in Peking. «Er war sofort bereit, einen Meldekopf, den ich damals in der Schweiz etabliert hatte, zu übernehmen.»

Auch dieser Meldekopf hat seine Vorgeschichte. Molden hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in der Schweiz Kontakt mit der Schweizer Abwehr in Luzern aufgenommen. Mit einem Oberst Weibel traf er sich im «Hotel Schweizerhof» und handelte einen Vertrag aus, «wonach die Österreicher der ‚O 5‘, die

mich in die Schweiz gebracht hatten, in die Schweiz einreisen durften und von der Schweizer Abwehr mit Waffen und Papieren ausgestattet werden sollten.»

Als Gegenleistung bot man den Schweizern Informationen aus dem norditalienischen Raum und aus Österreich. Denn die Schweizer hatten damals grosse Angst davor, dass die Deutschen bei ihren Rückzügen eventuell in ihr Land einbrechen könnten, und wollten vorher gewarnt werden. Dieses Abkommen – «Ich habe es sehr stolz mit meinem Namen und dem Zusatz ‚O 5‘ unterzeichnet; es war immerhin das erste Mal, dass ich dieses ‚O 5‘ auf ein Dokument schrieb!» – hat sich bis zum Kriegsende glänzend bewährt und war von beiden Seiten treulich erfüllt worden.

Für diese Informationsarbeit war es nun nötig, einen Meldekopf zu schaffen, der die Nachrichten sammelte und sie an die Schweizer Abwehr weitergab. Und dafür wieder brauchte Molden die entsprechenden Leute.

Durch Dr. Hans Thalberg und Dr. Emanuel Treu – «zwei Freunde, die ich damals angeworben habe» – schafft er sich bald einen Kreis Gleichgesinnter. Darunter waren: Abgeordneter Anton Linder, sozialistischer Politiker aus Vorarlberg; Dr. Robert Klein, Schriftsteller, Journalist und nach dem Krieg Chefredakteur der APA (Austria Presse Agentur); Dr. Kurt Grimm, Direktor der CA (Creditanstalt Bankverein); Prinz Johannes Schwarzenberg, bis zu seiner Pensionierung österreichischer Botschafter, erst in Rom, dann in London.

Nicht alle waren gleichermassen einsetzbar, etwa «der Kurti Grimm, der war zwar sehr nett, aber sehr dick und höchst aktiv, vor allem war er ständig überwacht von den Deutschen, denn der sass als Emigrant und Österreich-Führer in der Schweiz». – So übernimmt Thalberg schliesslich die Leitung des österreichischen Meldekopfes in der Schweiz, zusammen mit «Mundi» Treu.

Die Zusammenarbeit mit der Schweizer Abwehr bewährt sich, man bekommt sogar die Erlaubnis, die dortigen Interniertenlager zu besuchen und auf österreichische Deserteure hin zu durchstöbern. «Einige

durften wir herausholen. Zu unserer Gruppe kamen Dr. Herwig Wallnöfer und noch einige, die dann schwarz über die österreichische Grenze gegangen sind und für uns gearbeitet haben.» Auch der Kontakt mit dem Ausland wird gepflegt. «So habe ich damals in Bern, in der Herrengasse, Allan Dulles kennengelernt; er war zwischen 1943 und 1945 Sonderbeauftragter Präsident Roosevelts und europäischer Leiter des ‚Office of Strategic Services‘; dann Hans Bernd Gisevius, ein Mitglied der deutschen Widerstandsbewegung; er hat nach dem Krieg ein Buch über den deutschen Widerstand geschrieben, war ein Mann des 20. Juli und hat damals mit den Schweizern zusammengearbeitet.»

Im September 1944 fährt Fritz Molden zum erstenmal seit Beginn seiner Militärzeit über Mailand nach Österreich. In Innsbruck und Salzburg baut er weitere Meldeköpfe auf. Er trägt dabei die Uniform eines deutschen Feldwebels, in seiner Tasche stecken gefälschte Papiere.

In Wien kam es zu einem Wiedersehen mit dem Vater. Ernst Molden war bald nach dem 13. März 1938 aus Österreich ausgewiesen worden: er hatte «Ostmark-Verbot» bekommen, wie das damals hiess, und übersiedelte allein nach Holland; die Mutter blieb in der Heimatstadt zurück.

Dass es gerade Holland war, hatte seinen besonderen Grund: Dort regierte zu dieser Zeit Seyss-Inquart, ein Österreicher. Dieser war nun ein ehemaliger Studienkollege des alten Herrn Molden und von diesem früher in einer politischen Angelegenheit protegiert worden.

«Als nämlich im Jahr 1936 Schuschnigg nicht recht wusste, wie es mit Seyss-Inquart bestellt sei, hat er ein paar Leute danach gefragt, darunter auch meinen Vater. Und mein Vater hat Schuschnigg gesagt: ‚Der Seyss-Inquart ist ein hochanständiger Mensch!‘ – Was sich dann allerdings als Irrtum herausgestellt hat. Persönlich hat er sich aber doch anständig verhalten, denn er hat meinem Vater ein Refugium gegeben.»

Als Ernst Molden Österreich verlassen muss, holt ihn Seyss-Inquart nach Holland und lässt ihn als Ar-

chivar bei einer deutsch-holländischen Wirtschaftszeitung, dem «Europa-Kabel», in Amsterdam arbeiten. Andere Arbeitsmöglichkeiten hätten sich für Ernst Molden keine ergeben, da er nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer war.

Ende 1943, als das über ihn verhängte «Ostmark-Verbot» aufgehoben wurde, kehrte Vater Molden nach Wien zurück, wo er dann bei der Schwesternzeitung des «Europa-Kabel», dem «Südost-Echo» in der Jasormirgottstrasse, bis zum Kriegsende – gleichfalls als Archivar – arbeitete.

Fritz Molden kann also anlässlich seines ersten Wien-Besuches im September 1944 endlich wieder seinen Vater begrüßen, und es kommt auch zu einer Zusammenarbeit zwischen den beiden: sie beschliessen, das Vorgehen der einzelnen Widerstandsgruppen zu koordinieren. Aus diesem Plan entwickelt sich wenig später die Idee zu einer österreichischen Untergrundregierung. Am 18. Dezember desselben Jahres ist es dann so weit: In der Döblinger Wohnung des später von der SS erschossenen Bundeswirtschaftsrates Wilhelm Spitz wird das «Provisorische Österreichische Nationalkomitee», kurz POEN, gegründet. Dem Siebener-Komitee, das die Gründung vornimmt, gehören unter anderem auch Professor Verdross-Drossberg an, der spätere Völkerrechtslehrer an der Wiener Universität, Major Alfons Stillfried, Rechtsanwalt Dr. Ezdorf und später Dr. Adolf Schärf.

«Dieser Spitz war eigentlich der Kapo vom Raab – er war nämlich in der Vorkriegszeit der Chef des Wirtschaftsbundes gewesen; Raab war also mithin mehr oder weniger sein Schammes . . .»

Vom POEN gehen Verbindungen nach allen Richtungen, etwa zu dem Sozialisten Dr. Adolf Schärf oder dem Kommunisten Dr. Viktor Matejka. Und natürlich auch nach dem Ausland: «So wurde ich unmittelbar im Anschluss an die Gründung feierlich zum Beauftragten des POEN für die westlichen Alliierten bestellt.»

Damit hat Feldwebel Steinhäuser, alias Gefreiter Fritz Molden, bereits seinen illegalen Marschbefehl

in der Tasche und begibt sich wieder in die Schweiz, «mit hundert Anliegen: Waffen, Verbindungsleute, Funkgeräte, dass die Alliierten aufhören sollen, die Wiener Innenstadt zu bombardieren, und so weiter...»

Nun beginnt für ihn eine heftige Reisetätigkeit: «Ich bin immer in der Uniform eines Wehrmachtfeldwebels gereist, und natürlich mit den entsprechenden Papieren, die man in der Schweiz ganz vorzüglich hergestellt hat.»

Die einzige Schwierigkeit für ihn war: «Ich musste immer neue Lebensgeschichten auswendiglernen.» Seine verschiedenen Feldwebelnamen und -rollen hatten ja ihre spezifischen Vorgeschichten, und die durfte man nicht durcheinanderbringen, sonst stimmten sie nicht mehr mit den Eintragungen im Soldbuch überein.

Dass es ausgerechnet immer Feldwebel waren, hatte auch wieder seinen Grund: An Feldwebeln trauten sich die niederen Ränge von Wehrmachtstreifen (etwa Unteroffiziere), doch nicht so recht heran; und war die Streife von einem Feldwebel geleitet, so konnte man damit rechnen, dass «eine Krähe der anderen kein Auge aushackt».

Fritz Molden – egal ob Feldwebel oder SSler – kam jedenfalls (er war immerhin während der letzten Kriegsmonate insgesamt siebenmal illegal in Wien) immer ungeschoren durch alle Kontrollen. Nur einmal wäre es beinahe schief gegangen. Davon soll später noch ausführlich die Rede sein.

Nachdem er seine POEN-Mission in der Schweiz erledigt hat, fährt er im Oktober 1944 nach Paris, das eben vor den Alliierten kapituliert hatte. «Da hat nun die Erste französische Armee mit uns einen Vertrag abgeschlossen.»

Man gibt Molden zwei französische Offiziere mit, die als Verbindungsleute zum österreichischen Widerstand nach Innsbruck geschleust werden sollen, denn dort hatte Molden bereits eine Meldestelle installiert.

«Man hat mir zwei Leute gegeben, die kein Wort Deutsch konnten; und das war natürlich hart!»

Doch Molden findet auch dafür eine Lösung:

Er gibt die beiden auf der kommenden Reise als lothringische Freiwillige aus, da brauchen sie kein Deutsch zu können. («Der eine, Guy de Roquemaurel, ist übrigens mein Freund geworden, er ist heute Bankier in Paris.»)

Bevor sie über die Grenze nach Grossdeutschland gehen, gibt er ihnen auch noch Rekrutenunterricht – dies geschieht im «Hotel National» in Basel, wo sie Station machen. «Zusammen mit Dr. Fritz Dickmann, das war der für mich zuständige Mann des Schweizer Geheimdienstes, haben wir die beiden drei Tage lang nach allen Regeln des Kommiss' unter die Hotelbetten und auf die Schränke gescheucht, um sie an die deutschen Kommandos zu gewöhnen.»

Seine beiden französischen Begleiter waren aber auch ohne Schliff ganz schön drangekommen, sie schlepten nämlich seit Paris ein Funkgerät mit sich, ein schweres altes Möbel, eineinhalb Meter im Kubik «aber die Franzosen waren arm und haben nichts Besseres gehabt!» Dieses Funkgerät wollen sie nach Innsbruck bringen, wo damit die von Molden bereits gebildete geheime Relaisstation in Richtung Schweiz und Frankreich in Aktion gesetzt werden soll.

Auf dem üblichen Umweg über Italien will man das Gerät nach Innsbruck schaffen. Es ist aus Tarnungsgründen in eine grosse Kiste verpackt und mit riesigen Lettern gekennzeichnet: «ACHTUNG BEUTEFUNKGERÄT! NICHT STÜRZEN! Unterwegs zum Reichssicherheits-Hauptamt, Kommando-Meldegebiet München».

Nördlich von Bozen hält der Zug; die Gleise sind durch Fliegerbomben zerstört. Das schwere Funkgerät muss ausgeladen werden. Per Autostopp soll es weitergehen. Feldwebel Steinhäuser, alias Fritz Molden, und seine beiden französischen Lastenträger stellen sich auf die Strasse neben die Riesenkiste und winken.

«Plötzlich bleibt ein knalliger Mercedes stehen. – Drinnen: ein SS-General. Ich bin fast in Ohnmacht gefallen. Mit letzter Kraft habe ich noch die Hacken zusammengerissen und Meldung erstattet.»



Gefälschter Ausweis Fritz Moldens als «Pietro Delago».

Der SS-Bonze ist sichtlich beeindruckt. «Welche Einheit?» fragt er. Feldwebel Steinhäuser brüllt etwas von «Kommando Mailand!» – denn von Mailand kommt er ja wirklich gerade.

«Mailand?» Der SS-General denkt kurz nach, dann schnarrt er: «Ach, da ist doch Oberst Werner Ihr Kommandeur?! – Los, Mann, steigen Sie ein mit Ihrer Kiste – werd’ Sie ein Stück mitnehmen!»

Während die beiden Franzosen das Funkgerät verladen, beäugt es der SS-Mensch interessiert von allen Seiten . . . «Beutegut? So, so, is ja ein dolles Ding!»

Auf der Fahrt erhebt der SS-General seine Identität: Er sei der Chef einer SS-Abteilung, die den Brenner-Pass zu überwachen habe, «denn da kommen mitunter Agenten und anderes Gesindel drüber, und da muss man schon verdammt aufpassen, um das zu verhindern!»

Feldwebel Steinhäuser rutscht auf seinem Sitz unwillkürlich ein paar Zentimeter tiefer. Die beiden angeblichen Lothringer sind guter Dinge – sie haben von alledem ja nichts verstanden. Für sie ist nur wichtig, dass sie trotz kaputter Bahn weiterkommen, und noch dazu so bequem.

Der Wagen erreicht den Brennerpass. «Da hab’ ich neuerlich zu zittern begonnen. Ich hab’ nämlich gedacht: „Jetzt wird er zum nächsten Telefon gehen und in Mailand beim Oberst Werner anrufen – den hat’s nämlich wirklich gegeben!»

Doch es kommt wieder ganz anders: Eben als sie aussteigen, gibt es Fliegeralarm. Der SS-Boss springt aus dem Wagen und bedeutet seinen drei Fahrgästen, mit ihm zu kommen. Er führt sie in einen Luftschuttkeller, Kategorie la für SS-Offiziere und -Generäle, und gibt ihnen zu essen und zu trinken. Als der Alarm vorüber ist, geleitet er den illegalen Feldwebel samt illegalen Begleitern und illegalem Funkgerät zu einem Kübelwagen der SS und gebietet dem Fahrer, einem SS-Mann: «Bringen Sie doch mal die drei mit dem Beutefunkgerät nach Innsbruck ’runter, zum Bahnhof. Die müssen heute noch weiter nach München!»

Und so geschah’s: Aus der illegalen Fuhre wird eine höchst legale Fracht. «Denn davor haben wir ja auch gezittert, dass man uns auf dem Weg nach Innsbruck vielleicht noch einmal kontrollieren würde!» Der stramme SS-Kutscher führt sie brav durch alle Sperren bis zum Hauptbahnhof von Innsbruck. Dort

setzt er sie ab, hilft beim Ausladen, verabschiedet sich zackig von dem falschen Feldweibel und fährt wieder heim. Vaterland und Funkgerät sind gerettet.

Was nun kommt, klappt gleichfalls planmässig. Das Funkgerät wird zu seinem Innsbrucker Bestimmungsort gebracht, «zu einem Onkel von mir, einem im Ersten Weltkrieg blindgeschossenen Professor und illegalen Nationalsozialisten, der aber schon 1938 gemerkt hat, was da eigentlich los ist!»

Es handelt sich um Richard Heuberger, Professor für Geologie an der Universität Innsbruck. In dessen Geologischem Kabinett installiert man nun den Geheimsender; «blinder Held des Ersten Weltkriegs, illegaler Nationalsozialist; da hätte nie einer geglaubt, dass ausgerechnet bei so jemandem zwei eingeschmuggelte Franzosen geheime Nachrichten ins Ausland funken könnten». Tatsächlich läuft alles wie am Schnürchen, der Sender arbeitet planmässig bis zum Kriegsende.

Nachdem diese Mission beendet ist, warten schon wieder neue Aufgaben. Gegen Ende des Jahres 1944 fährt Feldweibel Steinhäuser neuerlich nach Paris. Dort sitzt zu dieser Zeit Dr. Ernst Lemberger, späterer Diplomat und bis in die jüngste Gegenwart österreichischer Botschafter in Paris. Lemberger, Spross einer Wiener Sozialistenfamilie und seit seiner Mittelschulzeit selbst Sozialist, war 1938 nach Paris geflohen. Nach der deutschen Besetzung wurde er Mitglied des Maquis, also der französischen Partisanenbewegung. Er legte sich den Decknamen Jean Lambert zu und wurde Capitaine innerhalb der FFI, der Resistance. Nachdem die Deutschen aus Frankreich vertrieben waren, sah er sich nach neuen Aufgaben um – und machte Bekanntschaft mit der «O 5».

«Ich lernte den Ernstl kennen, und wir beschlossen, gemeinsam nach Wien zu fahren, um den Kontakt zwischen den sozialistischen Exilorganisationen im Ausland und Österreich herzustellen. Bei dieser Gelegenheit konnte Lemberger auch gleich für die Alliierten überprüfen, ob in Österreich wirklich ein Widerstand existierte, oder ob wir alle nur schmetter-

ten. Und drittens sollte er in Wien den Kontakt zwischen den Sozialisten und den Konservativen herstellen, der sehr schlecht war.»

Sie fahren also nach Wien: Fritz Molden als Feldweibel Steinhäuser, Dr. Lemberger als Schütze Novacek. In Wien haben sie verschiedene Beratungen mit der «O 5» und dem POEN. Als Folge kommt es erstmals zu einem Treffen mit Dr. Adolf Schärf, dem führenden Mann des sozialistischen Widerstandes. «Ich seh' noch, wie Lemberger und ich zum Justizpalast gegangen sind, denn Schärf war damals Rechtsanwalt und Verteidiger im Volksgericht. Ich habe unten gewartet, der Ernstl ist hinauf, und bald ist er mit ihm zusammen am Tor erschienen; so hab' ich den Dr. Schärf kennengelernt.»

Am 26. Februar kommt es in der Wohnung des POEN-Mitgliedes Major Alfons Stillfried auf dem Saarplatz in Döbling zu einem grossen Treffen zwischen bürgerlichen und sozialistischen Widerstandskämpfern. Aber zuvor war da noch einiges los gewesen, und das machte diese Zusammenkunft zu einem gefährlichen Abenteuer.

«Ich hatte nämlich in Wien eine Gruppe gebildet, in der einige Kroaten aufgenommen worden waren. Diese Gruppe ist bald aufgefliegen. Alle wurden von der Gestapo verhaftet.» Einer der festgenommenen Kroaten hatte nun «geplaudert» – «sicher nicht freiwillig, sondern unter Folter». Das hatte zur Folge, dass Fritz Molden steckbrieflich gesucht wurde. Und nicht nur das: man verhaftete auch seine Mutter, um herauszubekommen, wo man ihren Sohn Fritz finden könne.

«Mein Vater sass zu dieser Zeit längst wieder im Gefängnis – wegen POEN. Beide haben wie durch ein Wunder den Krieg überstanden – sie waren in einem Typhustrakt untergebracht, der nicht evakuiert wurde, so dass sie auch nicht nach Mauthausen gekommen sind . . .»

Nun, da die Gestapo weiss, was hier gespielt wird, muss man besonders auf der Hut sein. Und so postiert man während der wichtigen Besprechung am 26. Februar 1945 auf dem Saarplatz ein bewaffnetes Kommando aus«O5»-Leuten vor dem Haus. Wäh-



Das «Feind-hört-mit»-Symbol prangte in den letzten Kriegsjahren an allen Plakatwänden.

rend oben in der Wohnung Lemberger, Schärf, Molden und andere aus den bürgerlichen und sozialistischen Lagern des Widerstandes über eine künftige Zusammenarbeit beraten, muss sich bei der Gestapo allerlei abgespielt haben. Denn wie später bekannt wurde, war sie von dem Treffen genau unterrichtet gewesen; sie hatte es nur unterlassen, dazwischenzufahren. Das hob sie sich für später auf. Denn kurz nachdem Fritz Molden und Ernst Lemberger im Zug saßen, der sie wieder nach dem Westen bringen sollte, wurden nahezu alle verhaftet, die bei der Besprechung am 26. Februar auf dem Saarplatz dabei gewesen waren.

Diese Reise der beiden Freunde, des Bürgerlichen Molden und des Sozialisten Lemberger, wird für die zwei zu einem Abenteuer, denn es sieht ganz so aus, als würden sie diesmal wirklich nicht mehr mit heiler Haut davonkommen.

Die Gestapo im Nacken, besteigen Molden und Lemberger – wieder in der Maske «Feldwebel Steinhäuser» und «Schütze Novacek» – den Westbahnzug erst in Hütteldorf: «Der Westbahnhof war uns nämlich zu gefährlich, dort wurde dauernd kontrolliert.» Der Zug ist bereits ziemlich voll, dennoch finden die beiden noch einen Platz in einem Coupé. Natürlich haben sie auch Gepäck mit, ein recht gefährliches Gepäck: «Wir waren vollgepfropft mit höchst tödlichem Material: Pläne von Wien mit Markierungen, wo die V2 gebaut wird, mit eingezeichneten Feldern, wo nicht bombardiert werden soll – kurz und gut: man hätte uns schon wegen dieses Gepäcks an die nächste Wand stellen können.»

Denn das war diesmal ihr Auftrag gewesen: mit den Alliierten wegen der Bombardierungen Wiens zu verhandeln. Es waren bereits etliche Wohnviertel abrasiert worden, und das sollte künftig vermieden werden. Zweitens ging es um die Anerkennung des neuzusammengesetzten POEN.

«Wir sitzen da also in unserem Coupé und schauen möglichst harmlos zum Fenster hinaus. Auf einmal kommt die Wehrmachtstreife und lässt sich unsere Papiere zeigen.»

Der kontrollierende Mann ist Unteroffizier. Als er das Soldbuch des angeblichen Feldwebels Steinhäuser in die Hand nimmt, betrachtet er es genau, blättert darin und macht sich eine Notiz. Die Streife verlässt das Coupé und wandert zum nächsten. Schütze

Bombenkrieg in Österreich

35.000 Tote (davon 26.000 Zivilisten)
57.000 Verletzte (davon 40.000 in der Bevölkerung)

Novacek schaut Feldwebel Steinhäuser an, der gibt den Blick zurück. Ohne ein Wort zu reden, sind sie sich einig: da ist etwas faul. Nun sitzen sie da und warten. Der Zug fährt langsam die Steigung hinauf – man ist knapp hinter Purkersdorf.

Plötzlich wird die Coupétür aufgerissen. Der Unteroffizier von der Wehrmachtstreife steht vor ihnen: «Ich muss Sie», sagt er, zu Feldwebel Steinhäuser, «im Auftrag des Zugskommandanten bitten, mir zu folgen.» Und dann, mit einem Blick auf den Schützen Novacek: «Der Mann gehört doch zu Ihnen? Dann nehmen Sie ihn auch gleich mit!» «Jetzt ist es aus!» denkt Molden und erhebt sich von seinem Sitz.

Während er scheinbar ruhig vor dem Unteroffizier durch den Korridor in Richtung letzter Waggon geht, dort war die Zugstreife untergebracht, wirbelt es in seinem Kopf durcheinander. Soll er den Unteroffizier niederschlagen und mit Lemberger flüchten? Das wäre immerhin noch eine Chance! Jedenfalls flüstert er seinem Begleiter zu: «Halt dich ganz dicht an mich; wir springen ab!»

Sie kommen zum Ende des Waggons – Rucksäcke, Tornister, Pappschachteln türmen sich und blockieren die Türen. Noch immer keucht der Zug die Steigung hinauf – bald wird man in Rekawinkel sein, und dann geht's bergab, abspringen ist da nicht mehr möglich. Entschlossen dreht sich Molden um und ruft dem Unteroffizier von der Wehrmachtstreife zu: «Ich muss mal austreten!» Dann arbeitet er sich durch die Gepäckstücke durch und auf das Klosett zu, das ja gleich neben der Waggontür liegt. Schon steht er davor, will die Hand nach der Klinke ausstrecken – in diesem Augenblick wird es finster, der Zug fährt in den Tunnel von Rekawinkel ein. Aus, erledigt, die Chance abzuspringen ist unwiederbringlich dahin.

Mit zusammengebissenen Zähnen wandert er weiter. Dicht hinter ihm Lemberger. Und dahinter der Unteroffizier. So geht es von Waggon zu Waggon.

Wieder rotiert es in Moldens Kopf. Er sucht krampfhaft nach neuen Fluchtwegen. Soll er den Unteroffizier niederschlagen? Dazu sind die Coupés hier zu voll. Vielleicht sind die hinteren Abteile leerer? Aber da ist man auch schon im letzten Waggon, jenem Waggon, in dem die Zugstreife ihren Sitz hat. Hinter der Tür sitzt ein Hauptmann und starrt mit

durchdringendem Blick auf Molden, den Revolver in Ellenbogenhöhe; er braucht nur hinzugreifen. Der Unteroffizier macht die Tür auf und meldet zackig: «Feldwebel Steinhäuser und Schütze Novacek zur Stelle!»

Der Hauptmann streckt die Hand aus. «Kann ich mal Ihre Papiere sehen?»

Molden und Lemberger übergeben ihre – gefälschten – Soldbücher und die – gleichfalls gefälschten – Marschbefehle. Der Hauptmann blättert, liest aufmerksam, blättert wieder. Dann hebt er den Blick: «Es tut mir leid . . .» sagt er.

Molden weiss – jetzt kommt's. Er schielt auf die Pistolentasche des Hauptmanns. Wer schneller zieht, überlebt. . .

«Es tut mir leid», sagt der Hauptmann noch einmal, «aber ich muss Sie ersuchen, den vorderen Teil der Zugstreife zu übernehmen.»

Molden glaubt nicht recht zu hören: Zugstreife? Ausgerechnet er soll sich als Wachhund betätigen? Der Hauptmann redet weiter, ganz ruhig und selbstverständlich: «Ich hab' nur diese beiden Männer, Sie sehen: der Zug ist übervoll – vierundzwanzig Waggons. Wir schaffen das nicht alleine.»

Molden wird es zum drittenmal wirbelig im Kopf. Aber diesmal fühlt er sich dabei ganz frei und so leicht wie auf einer Schaukel. Der Zug rast gewichtslos dahin. Er soll also die Zugstreife übernehmen, ja, ja, freilich, also her mit der Hundekette, her mit dem Stahlhelm; das sind ja so die Requisiten einer Wehrmachtstreife . . .

Lemberger steigt ins gleiche Kostüm – und ab geht's, mitten hinein in den Karneval!

«Warum man ausgerechnet auf uns verfallen ist? Weil wir laut Soldbuch ja der deutschen Abwehr angehört haben, und deren Angehörige haben überall besonderes Vertrauen genossen!»

Nun kosten sie auch gleich den Triumph aus – sie kontrollieren den Zug, Mann für Mann, lesen genau die Marschpapiere der Leute, merken sich, zu welchen Einheiten sie gehören und ob es sonst Auffälligkeiten in der Zusammensetzung des Reisepublikums gibt.

Und als sie damit fertig sind, setzen sie sich be-



Doktor Ernst Lemberger, der zusammen mit Fritz Molden für die «O5» arbeitete.

quem in das Coupé Erster Klasse, das ihnen ja nun zusteht, und machen es sich recht gemütlich.

In Salzburg müssen sie den Zug wechseln. Der Hauptmann, der sie engagiert hat, ist rührend besorgt: «Ich will euch gerne weiterhelfen. Wenn ihr nach Innsbruck wollt – da geht in zwei Stunden ein Zug, ich werd' es der Streife sagen, dann könnt ihr weiter in der Ersten Klasse sitzen.»

Molden und Lemberger werden also weitergereicht, sie, diese beiden fragwürdigen Erscheinungen im legalen Heer der uniformierten Reisenden, geniessen auf einmal höchsten Schutz. Keiner fragt mehr «Woher und wohin?», und vor allem nicht: «Was haben Sie denn da in Ihrem Gepäck? Los, aufmachen! Ja, was sind denn das für Pläne?» Sie kommen wieder einmal ungeschoren davon. Den Verhandlungen mit den Alliierten steht nichts mehr im Wege.

Die Verhandlungen in Paris verlaufen allerdings weniger glücklich als die Reise der beiden österreichischen Unterhändler. Vor allem von Seiten des russischen Elements gibt es einige Überraschungen. «Wir hatten da mit dem Chef der sowjetischen Mission verhandelt – einem General Susloparow. Denn wir wollten, dass auch die Russen das POEN anerkennen.»

Der russische General hört sich den Bericht Moldens und Lembergers an. Dann lädt er die beiden ein, nach Moskau zu fliegen, um höheren Orts ihr Anliegen vorzubringen.

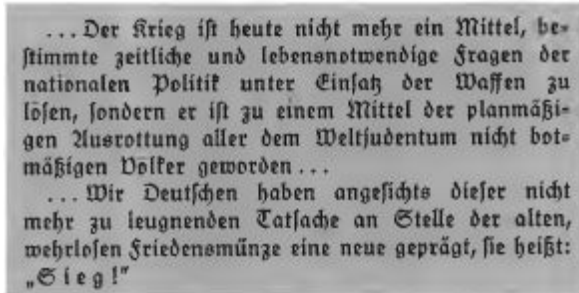
«Da haben wir aber doch Schiss bekommen – kurz zuvor war nämlich eine polnische Regierungsdelegation von London nach Moskau geflogen. Und von denen hat man nie mehr etwas gehört; sie sind alle liquidiert worden.»

Als sie der General nun einlädt, beginnen wieder einmal ihre Knie zu zittern. Trotzdem nehmen sie die Einladung an. Es kommt aber nicht zu diesem Flug, «weil nämlich die österreichischen Kommunisten in Moskau – Kopleinig und Fischer etwa – lieber ihre eigenen Leute nach dem Krieg in der Regierung gehabt hätten und nicht auch Bürgerliche wie wir es waren, und Sozialdemokraten.» Man legte weiter östlich also keinen Wert auf ein Gespräch mit den beiden Delegierten. Mittlerweile hatte sich auch Otto Molden, der ältere Bruder, heimlich von Deutschlands Heerscharen verabschiedet. «Er musste nämlich befürchten, wegen Sippenhaftung festgenommen zu werden», denn, wie bereits erwähnt: Ernst Molden und seine Frau waren zu dieser Zeit bereits in Wien verhaftet, Fritz Molden wurde steckbrieflich gesucht, der Name Molden war mithin schon einigermassen verdächtig.

Otto Molden tat nun etwas, das Bruder Fritz vor mehr als einem Jahr schon getan hatte – er starb, «indem er offiziell Selbstmord beging». Der Name «Otto Molden» verlosch am 16. März 1945 auf der Bahnhofstoilette von Rathenow an der Havel, wo der Obergefreite Otto Molden sich in einen Unteroffizier namens Alfred Steiger verwandelte. Die nötigen Papiere dazu wurden ihm aus Berlin auf Veranlassung

seines Bruders übermittelt.

«In der Schweiz habe ich Otto dann wiedergesehen – lebendig, zu meiner Freude.» Das war, nachdem Fritz Molden im Anschluss an Paris in Caserta, wo sich das amerikanische Hauptquartier befand,



Völkischer Beobachter, 31. März 1945

Verhandlungen wegen der Bombenangriffe auf Wien geführt hatte. Dort erhielt er auch die Erlaubnis, den amerikanischen Leutnant Josef C. Freiherr von Frankenstein – ein gebürtiger Tiroler aus Hall – als Verbindungsoffizier zwischen den Amerikanern und der Tiroler «O 5» mit nach Österreich zu nehmen.

In Zürich werden sich die beiden Molden-Brüder einig, den Schwerpunkt ihrer Arbeit künftig in das westliche Österreich zu verlegen. «Wir haben beschlossen, auf der Kemateralm ein Ausbildungslager für Partisanen zu gründen. Diese Aufgabe übernahmen der mitgebrachte amerikanische Leutnant Frankenstein und der Wiener Widerstandskämpfer Ludwig Novacek.»

In der Adolf-Pichler-Hütte auf der Kemateralm herrscht Hochbetrieb; eine Funkstelle nimmt ihre Arbeit auf, Widerstandskämpfer werden ausgebildet. Die lebhaftige Tätigkeit auf der bislang so einsamen Hütte ist indes auch der Gestapo nicht entgangen: Am 27. April 1945 umzingelt die SS das Schutzhaus; es kommt zu einem Feuergefecht, bei dem Ludwig Novacek fällt. Leutnant Frankenstein

wird gefangengenommen und in das KZ Reichenau bei Innsbruck gebracht. «Von dort ist er bald geflüchtet – und war dann bei der Gruppe um Karl Gruber dabei, die zu Kriegsende Innsbruck befreit hat.»

Einen Tag nach der SS-Aktion gegen das Schutzhaus auf der Kemateralm wird in Giulino di Mezzegra bei Azzano am Comer See der ehemalige Volksschullehrer und spätere Faschistenführer Benito Mussolini bei einem Versuch, in die Schweiz zu fliehen, von kommunistischen Partisanen erschossen. «Seinen Leichnam habe ich wenig später in Mailand auf der Piazzale Loreto hängen sehen.» –

Zusammen mit einer amerikanischen Vorausabteilung schlägt sich Fritz Molden nun wieder nach Österreich durch. Überall herrscht das Chaos der Kapitulation, Wien ist bereits in russischer Hand, die meisten übrigen Teile sind von den West-Alliierten besetzt. Nur um Innsbruck wird immer noch gekämpft.

Am 4. Mai 1945 trifft Fritz Molden in der Tiroler Hauptstadt ein – gerade zur rechten Zeit; denn hier hat eben der spätere Aussenminister Österreichs, Dr. Karl Gruber, die Initiative ergriffen. «Ich habe mich sofort seiner Gruppe angeschlossen. Es gelang ihm, Innsbruck zu befreien – und zwar ohne Kampfunterstützung von Seiten der Alliierten. Und das war insofern ein einmaliges Ereignis, weil überall sonst in Österreich die Alliierten es waren, die mit ihrer militärischen Überlegenheit reinen Tisch gemacht hatten.»

Fritz Molden wird nun enger Mitarbeiter Grubers. Er bleibt auch nach Kriegsende in Tirol – ebenso wie Otto Molden, der bald darangeht, in Alpbach sein «Internationales Forum» zu gründen.

Aus Fritz Moldens Mitarbeit wird bald eine Tätigkeit, die nach politischer Karriere aussieht: Gruber ernannt ihn zu seinem Sekretär und nimmt ihn mit, als im August 1945 erstmals westösterreichische Politiker nach Wien reisen, um hier über eine gesamtösterreichische Regierung zu verhandeln. «Als Tiroler hatte Gruber sich in den Wiener Verhältnissen weniger gut ausgekannt. Darum war es ihm sehr

Doktor Karl Gruber (links), späterer österreichischer Aussenminister, und Fritz Molden im Sommer 1945 am Tiroler Achensee.



recht, dass ich nun mitgefahren bin.»

Im August ist das Kanzleramt infolge der Kriegsschäden noch immer nicht benutzbar. Also tagen die Politiker in der Herrengasse. «Tagen» ist eigentlich zuviel gesagt, denn «wir sassen da alle bei Kerzenlicht herum, Strom gab's zu dieser Zeit auch nur stundenweise.»

Trotz schlechter Sichtverhältnisse wird nun die österreichische Regierung gegründet. Unter anderem wird Dr. Karl Gruber zum Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten ernannt. Und Fritz Molden wird Sekretär des Sekretärs, ab November 1945 des Ministers.

Doch er fühlt bald: «Ich bin kein Beamter.» Ausserdem war es dann «nicht mehr so lustig wie während des ersten halben Jahres». Also verlässt er seinen politischen Posten.

Von Fall zu Fall macht er noch bei Verhandlungen mit – dies gewissermassen als freier Mitarbeiter –, so etwa im Sommer 1946 «über Südtirol. Ich war dann selbst auch eine Zeitlang dort, weil ich ja doch

die österreichische Propaganda für Südtirol gemacht habe.»

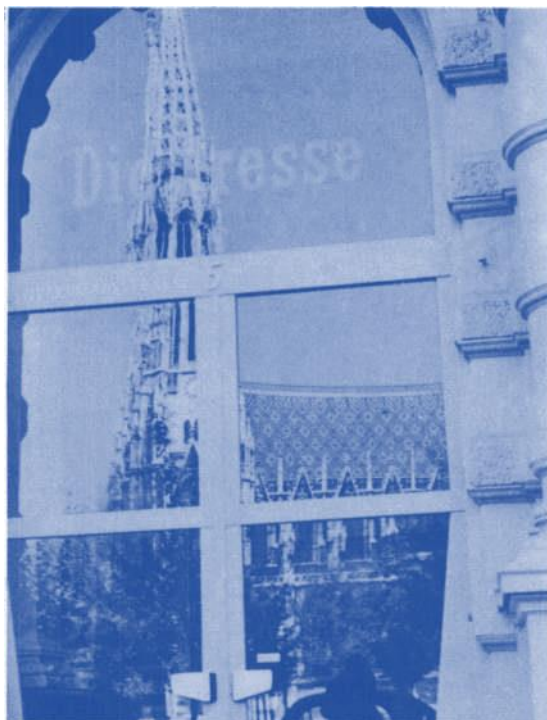
Schliesslich wird er, wie sein Vater, Journalist – «und ich hab' daneben auch noch studiert». Zu dieser Zeit gab es in Wien neben der amtlichen «Wiener Zeitung» und den Zeitungen der alliierten Besatzungsmächte lediglich das «Neue Österreich». Erst gegen Ende 1945 werden die drei Parteizeitungen «Kleines Volksblatt», «Arbeiter-Zeitung» und «Volksstimme» gegründet.

Um nun auch eine unabhängige Zeitung auf den Markt zu bringen, beschliesst Fritz Moldens Vater, die alte «Presse» wiederzubeleben. «Und er hat gleich gesagt: ‚Da sie nicht ‚neu* ist und wir auch nicht ‚frei* sind, werde ich sie nicht ‚Neue Freie Presse* nennen – wie sie vor 1938 geheissen hat –, sondern nur ‚Die Presse‘.»

Ein weiterer Grund für die Umbenennung lag auch darin, dass bei Verwendung des alten Namens die Russen eventuelle Besitzansprüche aus dem Titel

«Deutsches Eigentum» hätten geltend machen können.

Da Papier so knapp war wie die übrigen Artikel des täglichen Bedarfs, musste Dr. Ernst Molden zum damaligen Innenminister Helmer gehen und um eine entsprechende Zuteilung ansuchen.



Blick durch das Eingangstor des Redaktionsgebäudes der «Presse». In der Tür spiegelt sich die Votivkirche.

Heimgekehrte Kriegsgefangene und Vermißte in Wien

	heimgekehrte Kriegsgefangene	Vermißte
1946	56.367	
1947	14.822	28.494
1948	2.812	21.751
1949	1.714	
1950	432	

Oskar Helmer, dem eine Zeitung wie die «Presse» nicht schmeckte, sah den Herausgeber eine Weile an, dann meinte er maliziös: «Herr Dr. Molden, ich werde zwar nicht verhindern können, dass Sie eine Zeitung machen; aber verzögern kann ich es immerhin!» Damit war die Unterredung beendet.

Dr. Ernst Molden wendet sich an die Amerikaner und die Franzosen. Er bekommt das Papier, und er bekommt es sogar geschenkt. Für eine Tageszeitung langt es nicht, und so bringt Molden «Die Presse» zunächst als Wochenzeitung heraus. Trotzdem wird das Blatt ein voller Erfolg. «Zeitungen gingen damals wie die warmen Semmeln. Die ‚Presse‘ hatte bald eine Auflage von 100.000 und hätte noch mehr haben können, wenn wir nur genug Papier gehabt hätten.»

Zwei Jahre lang erscheint die «Presse» wöchentlich, dann, 1948, ist es endlich soweit: sie wird zur Tageszeitung. Zu dieser Zeit hat Fritz Molden bereits wieder einmal so viel politischen Zündstoff um sich gesammelt, dass der ehemalige Chef Dr. Karl Gruber es für günstig findet, seinen Schützling nach Amerika zu schicken.

«Damals wollten nämlich die Russen eine Reihe

von Leuten, die ihnen nicht gepasst haben, nach Sibirien deportieren. Bei der Dr. Ottillinger und bei Dr. Rafael Spann, der heute Direktor am Österreichischen Atomforschungs-Institut in Seibersdorf ist, ist ihnen das ja auch gelungen.»

Molden und die anderen wollten damals verhindern, dass Ost-Österreich kommunistisch würde. Es

Verschleppte Personen und Flüchtlinge in Wien

1947:	104.777
1948:	93.255
1949:	79.355

wird eine Art Untergrundbewegung aufgebaut: «Da war der Olah mit von der Partie – er hat geheime Waffenlager angelegt –, der Helmer war gross mit

dabei – und natürlich auch Karl Gruber.»

Als Molden erfährt, dass man ihn in der Redaktion der «Presse» – damals noch Adresse Wollzeile, also zeitweise von den Russen kontrolliert – verhaften will, fährt er schleunigst nach Salzburg, von wo aus er im Sommer 1948 für ein Jahr nach Amerika geht.

«Ich habe in New York, zusammen mit dem späteren Botschafter Fuchs, einen österreichischen Informationsdienst aufgebaut. 1949 hat mich mein Vater aber wieder zurückgeholt, weil er mich in der Redaktion gebraucht hat.»

Wenngleich sich in Österreich während dieses Jahres besatzungspolitisch auch nicht viel geändert hatte, die Gefahr, nach Sibirien verschleppt zu werden, war für Fritz Molden nun doch gebannt: «Der NKWD-Chef, der im Jahre 1948 die Untersuchungen gegen mich und die anderen geleitet hatte, war nämlich inzwischen selbst nach Sibirien geschickt worden.» –

Ausserdem war die Redaktion der «Presse» mittlerweile aus der Wollzeile in die Universitätsstrasse übersiedelt, also in die amerikanische Zone Wiens, und dort hatten die Russen sowieso nichts mehr zu bestellen. Fritz Molden wird Verlagsdirektor der «Presse»; politische Aktivitäten können ihn künftig nicht mehr aus der Bahn werfen.

Er beginnt sein Privatleben zu pflegen, geht gerne einmal aus, so zum Beispiel in den «Strohkoffer», das Vereinslokal des Art-Club, wo er häufig auch mit Qualtinger zusammentrifft, den er bereits von Alpbach her kennt, dem «Hochschul-Forum» seines Bruders.

«Ich habe von Beginn an Alpbach regelmässig besucht. Wenn ich mich recht erinnere, ist Qualtinger 1947 zum erstenmal dort aufgetaucht. Und so kenne ich selbstverständlich die Geschichte von dem Bett-nässer . . .»

Anlässlich eines Besuchs im «Strohkoffer» lernt Molden auch den Maler Fritz Hundertwasser kennen. Der Namensvetter ist damals ganz arm, und Molden lädt ihn auf einen Drink ein. Hundertwasser ist entzückt und revanchiert sich mit zwei Zeichnungen, die er aus einer Rolle zieht.

«Wir waren eine grössere Gesellschaft, darunter auch zwei Mädchen. Und diesen beiden Mädchen habe ich am Schluss des Abends die Zeichnungen geschenkt. Sie waren gar nicht sonderlich begeistert darüber, haben aber schliesslich doch gemeint: ‚Na ja, nemmas halt!‘ – Wahrscheinlich sind diese beiden Zeichnungen heute ihre hunderttausend Schilling wert!»

Unter den Künstlern und Gästen des Art-Club befand sich damals auch ein Kampf- und Gesinnungsgenosse aus alten Tagen, der ehemalige amerikanische Captain Rudolf Charles von Ripper, genannt «Ripski».

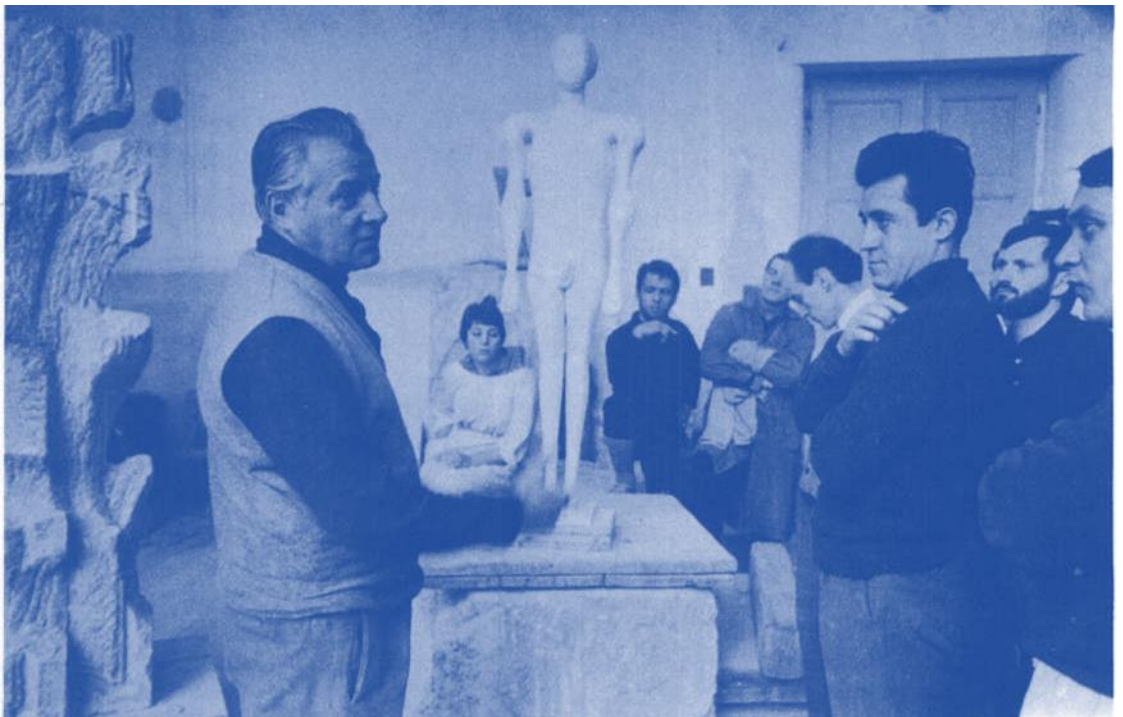
Auch Maasburg ist Fritz Molden kein Fremder. «Ich habe ihn 1940 oder 1941 bei einer Party, die ein Herr Pollak-Parnegg veranstaltet hat, kennengelernt; an der war aber nichts illegal, ausser dass dabei verbotene amerikanische Platten gespielt wurden. Maasburg war in der Uniform eines Unteroffiziers erschienen. Wir haben damals politisch nicht miteinander gearbeitet; ich wusste nur, dass auch er gegen die Nazis war. – Persönlich begegnet bin ich dem Maasburg dann unmittelbar nach dem Krieg, und zwar in Westösterreich, wo er sich ja eine Zeitlang – in St. Gilgen – aufgehalten hatte; schliesslich auch in Wien.»

Das war die Zeit des Feierns. «Wir haben ja damals alle gedacht: ‚Die Welt gehört uns!‘ – und haben darüber vergessen, uns umzutun und unsere politischen Karrieren aufzubauen.»

Dadurch ist in Österreich eine andere Entwicklung eingetreten als in den übrigen europäischen Ländern: «Dort sind überall die Leute aus dem Untergrund an die Macht gekommen, nur nicht in Österreich – hier waren es die alten Hofräte und die Funktionäre aus den Parteikanzleien aus der Zeit vor 1938, die von den Alliierten eingesetzt worden waren, weil es über die ja auch Akte gegeben hat, über uns Junge aber nicht. Der einzige Gruber, über den es vor 1938 keinen Akt gegeben hat, der aber nach 1945 dann doch seine Karriere gemacht hat. In den meisten anderen Fällen hat in Österreich nach 1945 die alte Generation über die junge triumphiert.»



Fritz Wotruba, 26, am Zürcher See (oben) – und als Professor mit seinen Schülern in den sechziger Jahren.



Mit Karl Liebknecht unterm Stadtbahnbogen

FRITZ WOTRUBA

Seine Rückkehr nach Wien vollzog sich mit dem Aplomb eines Feldherrn: Zuerst dirigierte er den Zug um, der ihn aus dem fernen Westen hergebracht hatte, dann beschlagnahmte er kurzerhand mehrere Taxis, um seine Beute – Säcke mit Nahrungsmitteln, Dutzende von Uhren, Kisten mit Schnäpsen und Bränden – nach Hause schaffen zu lassen. Die verhungerten Wiener, die damals zu Weihnachten 1945 vor dem Westbahnhof standen, glaubten, irgendeinen französischen General in Zivil vor sich zu haben, und traten scheu zur Seite.

Der Mann mit den vielen Kisten und Koffern und der barschen Kommandostimme war jedoch weder Franzose noch General: Es war der Wiener Fritz Wotruba, Bildhauer von Jugend an und gerade damit befasst, aus seiner Schweizer Emigration in die Heimat zurückzukehren. Man hatte ihn nach Wien gerufen, weil es an der Akademie kaum einen Lehrer gab, der nicht ein Nazi gewesen wäre. Und da Wotruba schon

immer das Gegenteil war, erinnerte man sich seiner nun mit Wehmut und liess ihn kommen.

«Dabei hab' ich bis dahin die Professoren nur verachtet – ein Künstler, der sich zum Professor degradieren lässt, den hab' ich kaum noch für voll genommen.»

Proben für seine lehrerfeindliche Haltung sind bereits in früher Jugend nachweisbar: Aufnahmeprüfung in die Bildhauer-Klasse der Akademie – «da, wo ich jetzt sitze, die Akademie im Prater, in der Böcklinstrasse» –, eine Prozedur, die acht Tage gedauert hat, «ich hab' so lange gegen diesen lächerlichen Vorgang gehetzt, bis mir der Professor Bitterlich – das ist der, der das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal im Volksgarten gemacht hat – sagte: ‚Wotruba, bei aller Anerkennung ihrer Begabung – wenn ich Sie aufnehme, dann kann ich gleich zusperren, denn dann hab' ich die Revolution!‘» Dennoch – Wotruba musste seine Abneigung gegen jede akademische schulischen Zwanges schlucken: Hatte er doch – um in den Genuss eines Stipendiums zu kommen – wohl oder übel

einen Inskriptionsnachweis zu erbringen.

Wotruba wurde daraufhin Schüler der Kunstgewerbeschule. Mit dem Erfolg, «dass es hier die Professoren waren, die vor mir davonliefen». Gelebt hat

Kraftfahrzeuge in Wien	davon PKW
1946: 19.773	4.390
1947: 28.738	6.966
1948: 50.541	12.143
1949: 60.047	16.637
1950: 66.606	19.216

der Student vom Stipendium, von einer kargen Arbeitslosenunterstützung und von Schwarzarbeit.

Nunmehr, 1946, selbst Professor, ist der Achtunddreissig jährige noch immer nicht gnädiger mit den Vertretern seines Standes. Warum sollte er auch, da ihn keiner haben will? Der erste, der gegen ihn intrigiert, ist sein Vorgänger. «Der war mehr Löwenjäger als Bildhauer. Das Löwenjagen hat ihn berühmter gemacht als seine Bildhauerei. Ich habe seine sehr frühe Mitgliedskarte bei der NSDAP in der Hand gehabt.»

Die Spannungen werden immer stärker. Eines Tages erscheint der Professor und Löwenjäger, begleitet von einem ehemaligen Ustaschi, in der Bocklin-



Neues Österreich, 9. Februar 1946

strasse. Er beginnt zu provozieren. Die Folge ist eine Prügelei. Daraufhin zeigt er Wotruba an. Es kommt zu einer Riesenverhandlung.

Immerhin – Wotruba hat nun seine Verantwortung als neuer Professor der Bildhauerei, und so

muss er natürlich auch zusehen, dass die Akademie, die ja damals noch ein Trümmerhaufen war, wieder instandgesetzt wurde. Er bewerkstelligte das mit Hilfe jener Schätze an Lebensmitteln, Uhren und Schnäpsen, die er im Dezember 1945 aus der Schweiz mit nach Wien gebracht hatte. Denn mit Geld hätte er ja bei den Handwerkern kaum etwas ausgerichtet. Ausserdem gab's keines – nicht einmal für ihn: «Ich hab' mein erstes Gehalt als Professor erst nach einem Jahr bekommen; bis dahin hab' ich von meinen eigenen Reserven leben müssen.»

Wotruba war im Dezember 1938 in die Schweiz emigriert – aus politischen Gründen, auch, weil seine Frau Mariann Jüdin war. «Sie entstammte einer reichen Düsseldorfer Familie, wurde aber enterbt, als wir 1926 geheiratet haben . . .»

Die politischen Gründe waren die, 'dass er einmal die Nazis nicht leiden konnte – «dieser Hitler war anfangs ein schüchternes Knäblein, dann aber hat er sich allmählich zu einem Monstrum mit sechs Köpfen und sechs Schwänzen entwickelt!» – und ausserdem als Individualist sich gegen jede Art von Terror und Vergewaltigung menschlicher Freiheit und Unabhängigkeit sowie gegen Rassendiskriminierung wehrte. Dazu kam seine politische Einstellung: «Mein Hang zum Sozialismus stammt aus jener Zeit, da ich als Metallarbeiter angefangen habe. Übrigens war auch mein Vater – er war mit dem Arbeiterführer Schuhmeier befreundet – schon in seinen frühen Jahren ein geradezu verbissener Sozialist.»

Wotruba war 1907 als jüngstes von acht Geschwistern geboren worden. Daheim gab's kein Geld, und so musste Fritz schon früh in die Lehre. Er wurde Metallgraveur. Das brachte ihn zur Gewerkschaft und bald auch in die Politik.

«Was mich immer schon gefesselt hat, war das künstlerische Element, vor allem aber die Bildhauerei. Ich hab' schon mit sieben Jahren meine ersten Skulpturen gemacht. Aber mit sechzehn hab' ich doch einen Augenblick ernsthaft daran gedacht, in



Wotruba nach seiner Rückkehr aus dem Schweizer Exil.

die Politik zu gehen.» Er bleibt dann doch bei der Kunst; die Politik verhilft ihm nur noch zu persönlichen Feind- oder Freundschaften. Er wird Schüler von Anton Hanak. Mit dreiundzwanzig zeigt er bereits eine Kollektivausstellung, veranstaltet vom Folkwang-Museum in Essen. Aufgrund dieses Erfolges lud man ihn zur «Internationalen Plastikausstellung» in Zürich ein, «zusammen mit Henry Moore, der neun Jahre älter ist als ich und damals seine erste Ausstellung auf dem Kontinent hatte.»

In der Folge ist er häufig in Deutschland. Obwohl mit einer Jüdin verheiratet, legt man ihm nahe, doch Mitglied der «Reichskulturkammer» zu werden. Frau Mariann sollte – so wurde ihm zumindest angeboten – «arisiert» werden. «Aber ich hab' ihnen geantwortet: „Ihr könnt mich am Arsch lecken!“»

Auch Berlin wird zu seiner Wirkungsstätte. Er wohnt im Haus seines Mäzens Berthold Nothmann, und Nothmann hatte auch Arno Breker geholfen, neben Thorak der wichtigste Bildhauer des Systems; seine heldischen Muskelprotzen schmückten zahlreiche NS-Gebäude, darunter auch die Reichskanzlei.

Ein häufiger Gast bei Breker war der Reichspropagandaminister Josef Goebbels. «So erfuhr ich damals, dass auch dieser Goebbels keine Ahnung hatte, wie der Kulturkurs laufen sollte, was der Führer also wirklich so vorhatte.»

Da war es einmal zu einem Exzess gekommen: Hitler hatte ein paar Bilder, die ihm nicht behagten, mit den Stiefeln zertreten. «Goebbels nannte das jedenfalls einen Exzess und hat sich damit getröstet, dass sein Führer Hitler wieder vernünftig werden würde.»

Breker, der nach Aussage Wotrubas ein weicher Mensch war, «obwohl er so harte Männer fabriziert hat», fand sogar bei manchen Juden Gefallen, «und es ist interessant, dass zum Beispiel Flechtheim, der schliesslich vor den Nazis flüchten musste, einmal zu mir gesagt hat, dass er Breker für den besten deutschen Bildhauer hält!»



Der Bildhauer Arno Breker, 1940.

Während Hitler in Österreich einmarschiert, ist Wotruba in München auf dem Taubenberg, «dort, wo das Wasserreservoir ist». Er ist mit zwei Arbeiten beschäftigt – eine davon steht heute noch in Zürich im Kunstbaus –, da platzt die Meldung herein, dass Hitler in Österreich einmarschiert ist.

«Ich hatte damals in meinem Wiener Atelier Unmengen von verbotenen Schriften aufbewahrt. Und da vereinbarte ich mit meiner Schwester: Wenn irgendetwas sein sollte, dann schick' mir ein Telegramm mit einer bestimmten Chiffre; dann verbrennst Du alles.»

Als nun Österreich von den Nazis okkupiert wird, ist der junge österreichische Bildhauer eben in seinem Atelier auf dem Münchner Taubenberg; dieses Atelier war ein aufgelassener Kuhstall. Im Wirtshaus in der Nähe feiern die Nazis, Mitglieder der Österreichischen Legion. Und als die Stimmung den Hö-

hepunkt erreicht, weiss Wotruba, dass es auch für ihn langsam Zeit wird.

«Ich hab' mich sehr zurückhalten müssen, denn alle haben gesagt: jetzt sei endlich auch in Österreich die Zeit für Leute wie mich gekommen, und das war ja nun gerade das Gegenteil».

Nach dem Einmarsch beginnt in dem Wiener Atelier des Bildhauers in der Wasserleitungsstrasse unter den Stadtbahnbögen wochenlang der Kamin zu qualmen. «Ich hatte nämlich einen Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nahestehenden jungen Arzt als Schüler in Wien gehabt. Seine Frau war an einer Lungenkrankheit gestorben. Sein Schock war so gross, dass der junge Mann einen Strich unter sein bisheriges Leben machte und in die Kunst flüchtete. So kreuzte sein Schicksal eine geraume Zeit in gefährlicher Weise meines.»

Wotruba nimmt den Lebensflüchtling bei sich auf und gibt ihm Lektionen in Bildhauerei. Der junge Mann wird immer sesshafter, schliesslich bringt er das gesamte Archivmaterial über Liebknecht und Luxemburg – Prozessakten, Photos und Bücher – im Atelier seines Mentors unter. Dieses Atelier waren zwei von der Wiener Magistratsabteilung für das Wiener Schulwesen an ihn vermietete Räume – eigentlich ein Depot für alte Schulbänke und -tische. «Und über meinen Schädel ist alle fünf Minuten die Stadtbahn gedonnert; das hat mir aber weiter nichts gemacht.»

Das Archivmaterial über Liebknecht und Luxemburg soll nun von Wotrubas Schwester verbrannt werden. Darunter viele Bücher, die ja nur schwer brennen, politische Aufrufe, Manifeste und mehrere auf dicken Karton geklebte Bilder der beiden ermordeten Kommunistenführer mit den zertrümmerten Gesichtern.

Die Schwester beseitigt einen Teil des Materials, und als Wotruba im Sommer 1938 zum erstenmal seit Hitlers Einmarsch nach Wien kommt, besorgt er den Rest.

«Die Hälfte war verbrannt, die andere Hälfte noch in Kisten. Und diese Kisten hatte die Gestapo bereits durchstöbert, das war deutlich zu merken. Aber sie



In den Jahren 1937-38 arbeitete Wotruba in einem ehemaligen Kuhstall auf dem Münchner Taubenberg.

haben nichts beschlagnahmt; wahrscheinlich haben sie nicht einmal gewusst, auf was sie da eigentlich gestossen waren.»

Jedenfalls, Wotruba bleibt ungeschoren. Und damit man ihm nichts anhaben kann, meldet er sich, dazu aufgefordert, in der Falkestrasse beim Wehrkommando und lässt sich registrieren. Aber auch hier interessiert man sich für ihn nicht weiter. So kehrt er wieder nach Deutschland zurück. Er geht nach Düsseldorf, woher seine Frau stammt.

«Dort, hab' ich im Schrebergarten eines Kommunisten gearbeitet. Der Mann war eingesperrt, aber nicht wegen seiner kommunistischen Vergangenheit, sondern wegen eines anderen Delikts. Und das hat ihm sonderbarerweise das Leben gerettet.»

Die Situation wird immer unhaltbarer, gefährlicher. Die Wohnung seiner Schwiegermutter muss



Im Schweizer Exil. Von links nach rechts: Fritz Wotruba, Marino Marini, Mariann Wotruba und Marina Marini.

dran glauben. «Die haben dort das gesamte kostbare Mobiliar einfach zerdröckert.» – Nun steht es für Wotruba fest: er wird nicht länger in Deutschland bleiben. Dreimal hat man ihn bereits vor die Gestapo geladen, und die Gefahr war gross, dass er in ein KZ gesteckt würde. Dem wollte er entgehen, denn: «Ich hab' keine Lust gehabt, für diese Scheisser ein Märtyrer zu werden. Mein Problem war nur: Wie bring' ich meine Frau heraus? Denn die Mariann hatte ja ein ‚J‘ in ihrem Pass!» –

Am Tag des Münchner Abkommens fliegt er in die Schweiz. Zunächst allein. Die Schweiz war für ihn bereits einmal ein Refugium gewesen – damals, 1934, als in Österreich die linken Parteien verboten wurden.

Aus dieser Zeit hat er etliche Freunde, die ihm nun helfen. Er bekommt zunächst eine Aufenthaltsbewilligung für drei Monate. Von der Schweiz aus bemüht

er sich, die Einreisebewilligung für seine Frau zu erlangen. Doch die Schweizer sind in diesen Tagen nur sehr schwer zu bewegen, Fremde ins Land zu lassen; der Zustrom wäre zu stark gewesen.

«Da hab' ich mich kurzerhand entschlossen, eines Nachts den Bundespräsidenten Philipp Etter anzurufen und ihm meine Lage zu schildern.» Er kannte Etter, als er noch Bundesrat war, von einer Ausstellung her, bei der auch Wotruba vertreten war, mit Arbeiten und persönlich. Nun gelingt es. Ende Januar 1939 trifft endlich auch Mariann in der Schweiz ein. Die Wotrubas schlagen ihre Zelte in Zug auf, zwischen Zürich und dem Vierwaldstätter-See. Anders als den meisten übrigen Emigranten, geht es ihnen nicht schlecht: Er erhält von Beginn an Arbeitserlaubnis. Der Bildhauer kennt von früher her noch etliche Schweizer, die ihm nun helfen. Er hat einen Mäzen, Georg Reinhardt. Er stellt aus, unter anderem mit

Marino Marini, der – nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen – gleichfalls in die Schweiz emigriert und sein Freund wird.

Wotruba nimmt Hilfe an, gibt Hilfe weiter. So wie er seine Frau in die Schweiz gebracht hat, will er auch jüdische Kinder vor der Gaskammer retten. Er setzt es gemeinsam mit vielen anderen durch, dass ein Zug zusammengestellt wird, der Kinder, die für Auschwitz bestimmt sind, in die Schweiz bringen soll. Doch als der vom Schweizer Roten Kreuz organisierte Zug ankommt, sitzen lediglich zwei jüdische Kinder drin; die anderen waren aus Angst, man würde sie in den Tod locken, zurückgeblieben. Ein anderer, dem er hilft, ist der österreichische Dichter Robert Musil. Die Freundschaft mit dem ehemaligen Offizier, Maschinenbau-Ingenieur und studierten Psychologen hatte bereits in Wien begonnen. Die beiden hatten sich verabredet, wenn es so weit wäre, zusammen in die Schweiz zu gehen. Nun treffen sie einander – das Ehepaar Fritz und Mariann Wotruba und das Ehepaar Robert und Martha Musil.

Musil arbeitet damals am dritten Band seines Werkes «Der Mann ohne Eigenschaften». Als er in seinem Exil eintrifft, ist er beinahe sechzig, ist politisch desinteressiert und hat ausser Wotruba auch keine Freunde, die ihm helfen. Anfangs bekommt er von seinem Verleger, der in die Schweiz gegangen ist, noch einen kleinen Vorschuss, dann versiegt auch diese Quelle.

In dem kürzlich erschienenen Buch «Robert Musil, Studien zu seinem Werk» schreibt Ignazio Silone: «. . . Musil hatte das Glück, zwei ihm überaus ergebene Menschen um sich zu haben, die sich Tag für Tag um ihn mühten – seine Gattin Martha und den Wiener Bildhauer Wotruba, dessen Grossherzigkeit nicht geringer war als das künstlerische Talent...»

Wotruba gelingt es, eine neue Geldquelle für Musil zum Sprudeln zu bringen. Er hat einen sozialistischen Pastor zum Freund, Doktor Robert Lejeune, der über einen Fonds verfügt, aus dem er Emigranten unterstützen kann. Von dort bekommt Musil vorerst

bescheidene Zuwendungen. Aber Wotruba bemüht sich auch sonst um ihn, organisiert Lesungen: «So hab' ich zum Beispiel einmal in Winterthur bei der dortigen Literaturgesellschaft einen Vortragstermin für Musil bekommen. Und als dann der Abend da war, sind nicht mehr als sieben Menschen im Saal gewesen – wir Freunde schon mitgezählt!»

Musil wird in der Schweiz als ein seltsames Fossil angesehen. Er gilt als skurrile Figur, und was das Schlimmste ist – die Schweizer Intellektuellen sehen in ihm einen saft- und kraftlosen Epigonen Prousts.

«Man hat ihn total verkannt. Andererseits hat er selbst nur wenig getan, um seine Kontakte zu festigen. Einmal war er bei einem Literatur-Mäzen eingeladen. Da fragt ihn der Mann: ‚Was halten Sie von Shakespeare?‘ – Das ist zwar keine sehr kluge Frage, aber statt auszuweichen, hat Musil einfach gesagt: ‚Nichts!‘, und es hat geklungen, wie wenn's ein Lausubub gesagt hätte. Damit war er für diesen Mäzen erledigt.»

Die Frustrationen, die Musil in seinem Schweizer Exil erleben muss, drücken ihn nieder: «Gegangen ist er mit winzigen Schritten, er ist einfach verfallen.»

Am 15. 4. 1942 stirbt Robert Musil, erst zweiundsechzig jähig, in Genf. «Die Witwe trug mir den Nachlass des Dichters an. Ich lehnte ab, da mir meine baldige Rückkehr nach Österreich damals unwahrscheinlich schien, und riet ihr, die Sachen Pfarrer Lejeune zu geben. Später aber erhielten ihre beiden Söhne aus erster Ehe das gesamte Material.»

Mehr als ein Jahr davor war in Zürich ein anderer Literat gestorben, James Joyce: «Ich habe ich allerdings nur einmal gesehen, das könnte bei Dr. Rosenbaum gewesen sein, der an Literaten sehr interessiert war. In seinem Salon verkehrte auch Joyce.»

Joyce war um zwei Jahre jünger als Musil: «An diesem Abend war er recht aufgekratzt und euphorisch, vermutlich hatte er bereits getrunken, bevor er gekommen war.» –

Während seines siebenjährigen Aufenthalts in der Schweiz hat Wotruba nur wenig Verbindung mit sei-



Lausanne, Sommer 1940: Fritz und Mariann Wotruba nach einem Besuch bei Robert Musil.

ner ehemaligen Heimat. Obgleich er grosses Heimweh hatte, versucht er, Wien zu vergessen. Schliesslich hat er hier bereits vor 1938 genug Negatives erfahren. Einmal jedoch nimmt er für wenige Stunden die Verbindungen wieder auf – als seine Mutter stirbt. «Damals bin ich illegal nach Wien gefahren und ebenso illegal wieder zurück in die Schweiz. Wenn die mich damals erwischt hätten, wäre ich heute wahrscheinlich nicht mehr da.»

Schliesslich ist der Krieg zu Ende. Und auch jetzt hat Wotruba noch keine rechte Lust zur Heimkehr. Da bekommt er im Herbst 1945 einen Brief, in dem ihm eine Professur an der Akademie der Bildenden Künste in Wien angeboten wird.

«Der Brief war von Ernst Fischer, wahrscheinlich von anderen Leuten inspiriert, sicherlich von Herbert Boeckl, meinem alten Freund.» Mit Fischer verbindet ihn eine Art Hass-Liebe. Ursprünglich befreundet, hatten sie sich dann zerstritten – «Er wurde

Kommunist, ich blieb Sozialist!» Daraus ergaben sich mancherlei damals unüberbrückbare Differenzen.

Anlässlich des Oktober-Aufstands in Ungarn, 1956, kommt es neuerlich zum Bruch. Fischer verblieb nach der ungarischen Revolution nämlich in der KP und zugleich im PEN-Club. «Da er keine Konsequenzen zog, trat ich demonstrativ aus dem PEN aus.» Wotruba beschreibt Fischer – «das kann man ruhig sagen» – als einen Profitier, «aber einen Profitier mit einer ungeheuren Unschuld, wie man sie bei Intellektuellen sonst nicht findet.» Ausserdem bewies er Mut, weil er sich in Wien zu einer Zeit aufhielt, also nach 1934, als es für alle Politiker der Linken bereits gefährlich war. «Ich habe ihn damals bei dem Verleger Paul Zsolnay getroffen – allerdings kaum wiedererkannt, denn er hatte sich zur Tarnung die Haare gefärbt. Wahrscheinlich hatte er hier noch ein paar höchst amouröse Abenteuer unfertig zurückgelassen – Fragmente, die er noch beenden wollte. Aber das waren wieder die Züge, die ihn mir

sehr sympathisch gemacht haben.»

Wotruba folgt jedenfalls Fischers Einladung, nach Wien zu kommen. Wenige Tage vor Weihnachten 1945 bricht er seine Zelte in der Schweiz ab. Zusammen mit seiner Frau besteigt er den Zug nach Österreich. Da es sich mittlerweile schon herumgesprochen hat, wie es in Wien aussieht und woran es mangelt, deckt er sich entsprechend ein. In seinem Zugabteil stapeln sich die Kisten mit Lebensmitteln, Zigaretten und Spirituosen, in seinem Koffer hat er überdies ein halbes Hundert Armbanduhren. «Schliesslich sind wir an die Demarkationslinie gekommen, an der Enns, wo die russische Zone begonnen hat. In der Schweiz hat man uns gesagt: ‚Das ist ein neuralgischer Punkt. Wenn ihr den hinter euch habt, dann kann nichts mehr passieren.‘» Und es geht auch hier alles gut.

Kurz vor Wien – die Reisenden bereiten sich schon auf das Aussteigen vor – verlässt der Zug die Westbahnstrecke und fährt zum anderen Donauufer hinüber. Drüben bleibt der Zug auf offener Strecke plötzlich stehen. Es ist bereits Dämmerung, überall liegt Schnee, es ist bitter kalt. Draussen hört man ein paar Männerstimmen auf russisch fluchen. «Ich hab’ das Fenster aufgemacht und mich hinausgebeugt.» Die schneebedeckte Landschaft liegt in fahlem Licht. Was er sieht, kommt ihm vor «wie im Märchen: Da waren ein paar zottelige und dreckige Step-penpferdchen, und daneben die dazugehörigen Rus-sen, ebenso verdreht und zottelig wie ihre Tiere.»

Die Russen sind auf der Suche nach Frauen und Schnaps. Es scheint Wotruba, als würden sie schon öfters Züge aufgehalten haben, denn sie machen das alles ziemlich routiniert. Die Reisenden haben Angst. «Da waren nämlich auch etliche Nazis in unserem Zug, die haben sich bei Kriegsende nach dem Westen abgesetzt, und jetzt – vor Weihnachten – wollten sie wieder nach Wien zu ihren Familien zurück.» Begreiflich, dass ihnen die Knie schlottern.

Für Wotruba ist das Ganze jedoch mehr ein Spass. «Mir ist es einfach absurd erschienen.»

Mit einer Flasche Schnaps in der einen und einer Armbanduhr in der anderen Hand steigt er aus dem Waggon.

«Ich bin auf den Häuptling zugegangen. Und wie ich so durch den Schnee stapfe, bemerke ich, dass die Leute aus dem Zug alle am Fenster hängen und neugierig auf uns herunter starren. Es war», meint Wotruba, «die typische Haltung des Österreicher: Wir erwarten zwar das Fallbeil – aber vorher wollen wir noch schnell eine Hetz’ haben und sehen, wie beim anderen der Kopf rollt!»

Die Männer in den dreckigen Uniformen sind Tataren. Wotruba geht also auf den Anführer zu und hält ihm freundlich die Schnapsflasche entgegen – ungefähr so, wie ein Forscher dem wilden Indianerstamm die Handvoll Glasperlen. Grinsend nimmt der kleine Mann die Flasche an sich. Seine Fröhlichkeit nimmt zu, als Wotruba auch noch die Armbanduhr vor seinen Augen hin und her schwenkt. «Ich konnte sie ihm vor versammelter Mannschaft natürlich nicht gut in die Hand drücken, also bin ich ganz nahe auf ihn zugegangen, habe ihn umarmt und ihm dabei die Uhr in die Brusttasche geschoben.»

Als Wotruba nun wieder einen Schritt zurücktritt, passiert es: Die zerfetzte Uniform des Russen kann die Uhr nicht halten, das tickende Ding rutscht durch das löchrige Futter abwärts, vorbei an dem lässig gezogenen Gürtel, und fällt schliesslich in den Schnee.

Peinliche Stille. Was passiert jetzt, wo der Russe blossgestellt ist? Alles starrt ihn an, die eigenen Leute, die Reisenden in den Zugfenstern – wenn die jetzt zu lachen anfangen, ist alles aus . . .

«Da hab’ ich mir gedacht, am besten, man überspielt das Ganze, hab’ die Uhr aufgehoben und sie ihm ganz leger in eine andere Tasche gesteckt. Und da ist sie dann endlich hängengeblieben.» – Der Bann ist gebrochen, die Tataren lassen ab von den Frauen – «vereinzelt hatten Russen sich nämlich schon an sie herangemacht». Die Fahrt kann weitergehen.

Die Spannung löst sich, die Leute sind wieder vergnügt, aber nicht lange, denn schon bald stellt sich



Wien 1946: Parade zum ersten Jahrestag des Alliiertensieges.

heraus, dass der Zug nicht am Westbahnhof, also in der französisch besetzten Zone Wiens, sondern am Nordbahnhof, im russisch besetzten Prater, ankommen soll.

Erneut wird das Reisepublikum unruhig. Man schickt eine Delegation zu Wotruba, er ist, seit dem Vorfall mit den Tataren, in den Augen der Leute so etwas wie ein Zugskapitän, und ersucht ihn, zu erreichen, dass der Zug doch zum Westbahnhof umdirigiert würde. Man könne nicht – so begründet man – mitten in der Nacht bei den Russen aussteigen; was da so alles passiert, hätte er, Wotruba, eben deutlich genug erlebt.

Also stopft sich Wotruba die Taschen voll Zigaretten und wandert bei der nächsten Station zum Lokomotivführer. Ob es denn keine Möglichkeit gebe, den Zug wieder auf die Westbahnstrecke umzuleiten? Der Lokomotivführer kratzt sich am Kopf. Er sieht in Wotrubas Taschen das Silberpapier ameri-

kanischer Zigarettenpäckchen schimmern – Chesterfield, Lucky Strike. Hm, meint er, vielleicht über die Vorortelinie? Aber da sei seit dem Krieg keine Bahn mehr drübergefahren. Es könnte leicht sein, dass die Schienen da und dort kaputt sind . . .

«Versuchen Sie es wenigstens!» antwortet Wotruba und steckt dem Lokomotivführer zur Ermunterung ein paar Päckchen in die Tasche seines Overalls. «Den Rest nach Ankunft.»

Der Mann versucht es, der Zug kurvt langsam um die dunkle und halbzerstörte Stadt. Endlich um sechs Uhr früh ist es soweit: man fährt in den demolierten Westbahnhof ein. Nach sieben Jahren der Abwesenheit kann Wotruba Wiener Boden nun wieder höchst legal betreten. Man hatte ihn sogar dazu eingeladen. Nun kommt die Heimfahrt mit den beiden requirierten Taxis, und schon am nächsten Tag beginnt der übliche Papierkrieg mit den Behörden, der dazu



Wotruba im Hof der Akademie beim Anpflanzen von Gemüse (1946).

führt, dass Wotruba bald auch amtlich als Bewohner Wiens und Österreichs anerkannt wird.

Nach den Weihnachtsfeiertagen setzt die Arbeit in der halb verwüsteten Akademie in der Böcklinstrasse ein, wo er nun Professor für Bildhauerei ist. Das meiste macht er mit seinen Studenten allein; die Russen helfen ihm indirekt, indem sie eine Wa-

genladung voll Mehl und Kartoffel zur Ernährung heranfahren, damit die Herrn Studenten nicht vom Fleisch fallen. Sie tun dies freilich nicht ganz uneigennützig, denn sie wissen: dafür gibt es vom Professor eine entsprechende, begehrte Entschädigung aus der Schweiz.

«Als Professor galt bei den Russen immer mein Assistent, der Heinz Leinfellner; der trug nämlich als einziger einen weissen Mantel, während ich in einer

dreckigen Schlosserhose herumgelaufen bin. Und wenn die Russen gekommen sind und den Professor verlangt haben und ich in meinen Schlosserhosen gekommen bin, dann haben sie gesagt: ‚Du nix Professor! – Das Professor!‘ und haben auf den Leinfellner

Pakete aus Amerika durch Ihre Freunde im Ausland

20 Pfund Kaffee	12 1/2 Dollar
10 Pfund Schokolade	10 Dollar
12 Pfund Schweinefett	9 Dollar
12 Pfund Trockenvollmilch	9 Dollar
12 Pfund Vollfettkäse	9 Dollar
3 Pfund Strickwolle	15 Dollar
6 Paar Nylonstrümpfe	9 Dollar

Anzeige der *Welt am Abend*, 3. Dezember 1947

im Hintergrund gezeigt, den im weissen Mantel. . .»

Einer der wichtigsten Bewohner des Wotruba-Ateliers war in diesen Tagen Maxi, «mein bester Schüler». Maxi war eine Sau, die hier grossgefüttert wurde, bis sie zur Schlachtung reif war. «Ich hab’s allerdings nicht übers Herz gebracht, den Maxi umzubringen.» Die Exekution erfolgte hinter dem Rücken des Professors.

Während in der Akademie gearbeitet wurde, be-

Zu entfernender Schutt in Wien (in Kubikmeter)

1947:	268.718
1948:	74.603
1949:	0

reitete daheim in der Seilergasse Frau Mariann Wotruba das Essen für die Gäste vor. Sie tat dies unter Assistenz einer «ungewöhnlichen Person; eine Frau aus der alten Monarchie, wie es sie heute nicht mehr gibt.»



Der Bildhauer an der Arbeit.

Frau Cise kam aus Böhmen und konnte auf tschechische Art Knödel kochen und Mehlspeisen zubereiten. Sie musste dies nun in Gasthausmengen tun, denn Wotrubas hatten immer Gäste geladen, und zwar gleich bis zu einem Dutzend.

Da waren vor allem die jungen Leute: Wander Bertoni, Erich Neuberg, Karl Wochinz, Helmut Qualtinger und ihre Freunde. Und oft blieben sie auch über Nacht. «Wo ich das Geld für all das hergenommen habe, kann ich heute nicht mehr sagen. Ich weiss nur, dass ich oft in der Früh im Halbschlaf meine Frau halblaut rechnen gehört habe. Dann ist sie meist gekommen und hat mich ganz aufgeweckt: ‚Du, Fritz – wir haben kein Geld mehr!‘»

Ein früher und ein später Gast zugleich war Qualtinger – früh an Jahren, spät in der Stunde. «Meine Frau und ich haben ihn als aussergewöhnlichen Menschen empfunden. Und so haben wir ihm auch ver-

Wotruba-Saal in Paris

Das Nationalmuseum für moderne Kunst in Paris hat gestern die Presse zur Eröffnung eines neuen Saales, der den Werken des österreichischen Bildhauers Wotruba gewidmet ist, eingeladen. Das Pariser Publikum wird ab heute Gelegenheit haben, das Talent des großen österreichischen Künstlers zu bewundern.

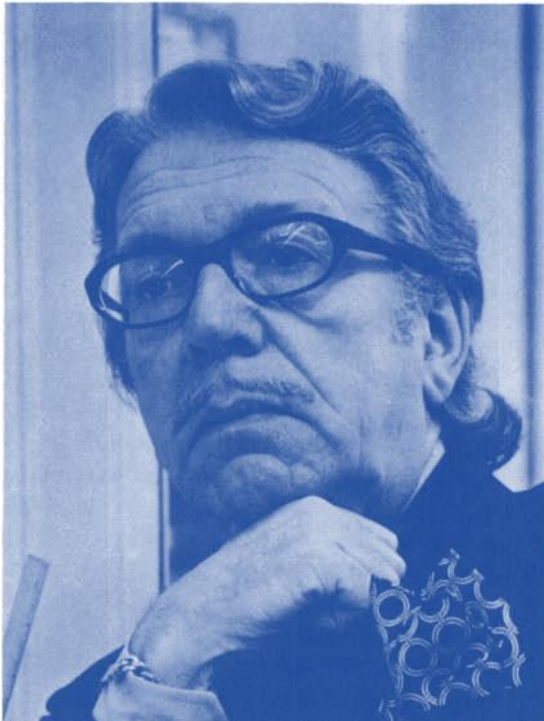
Welt am Abend, 20. Oktober 1948

ziehen, dass er oft, wenn grad' niemand im Zimmer war, unser Telefon missbraucht hat.»

Wie immer tat er dies mit verstellter Stimme. Er rief hohe Staatsfunktionäre und Theaterdirektoren an und führte sie fermündlich an der Nase herum.

Dabei arbeitete er mit äusserst wirkungsvollen Phantomen, kündigte Kongresse an usw. Und wenn man sich bei der Zentrale erkundigte, wer der Besitzer der Nummer war, die eben angerufen hatte, hiess es: «Wotruba» – und dann war es Wotruba persönlich, der die Suppe auslöffeln konnte.

Das aber war die harmlose Seite von damals. Echte Sorgen bereitete ihm der Bildhauernachwuchs, der zusammengesetzt war aus Kriegsheimkehrern, Entlassenen aus Kriegsgefangenenlagern, aus politisch Enttäuschten. Stöhnen half da nichts. Denn schliesslich: War er es nicht gewesen, der 1945 nach Wien zurückgekehrt war, um hier Professor zu werden?



Der Modeschöpfer Fred Admüller zu Beginn der vierziger Jahre (oben) und Anfang der siebziger Jahre (unten).

«Was mich interessiert, ist die Mode . . .»

FRED ADLMÜLLER

Dass er den Krieg überstand, ohne zum Militär zu müssen, verdankte er einer kranken Niere; dass er zuletzt von einem aufgebrachtten Russen, den er mit «Heil Hitler!» begrüßte, nicht erschossen wurde, verdankt Fred Adlmüller, Wiens Modezar, seinem Freund Willi Forst.

«Ich verbrachte die letzten Tage des Krieges in seinem Haus in Hütteldorf» – Forst besass am westlichen Stadtrand Wiens bis vor wenigen Jahren einen riesigen Park mit einem kleinen Schloss, in das er sich während der Kampfhandlungen im April 1945 zurückgezogen hatte – «und war gerade dabei, mit der Mutter von der Frau Forst die letzten Reste unseres Schmucks zu vergraben.»

Um ihre Pretiosen vor Plünderungen zu retten, hatten die Forsts und Adlmüller ihr Wertvollstes konserviert und bestattet: Da gab es Pelze in Dosen, Uhren in Einsiedegläsern, und das alles hatte man bis zum Anbruch besserer Zeiten in die Erde versenkt.

«Ich war also gerade damit fertig geworden, ein paar Schmuckstücke hinter der Ruine neben dem

Wohnhaus zu vergraben, und gehe eben mit der Mutter von Frau Forst nach vorn – in diesem Augenblick kommt von der anderen Seite des Parks ein Russe daher, ein fabelhaft aussehender Mann in einer wunderschönen Uniform und einer Persianerkappe auf dem Kopf. . .»

Adlmüller, der den ganzen Krieg über nie mit «Heil Hitler!» begrüßt hatte, tut nun etwas völlig Paradoxes: «Wie ich diesen Mann gesehen habe, bin ich dagestanden und habe gespürt, wie mein Arm in die Höhe geht – und so habe ich doch tatsächlich den ersten russischen Soldaten, der mir über den Weg gelaufen ist, mit ‚Heil Hitler!‘ begrüßt!» – Eine recht peinliche Situation also.

Glücklicherweise war da gleich Willi Forst zur Stelle und hat den aufgebrachtten Russen mit der Persianerkappe beschwichtigt; ob er dabei psychoanalytische Argumente zur Erklärung herangezogen hat, ist nicht wahrscheinlich, denn alle Beteiligten rästelten später noch lange vergeblich herum, wie es bei

Adlmüller zu einer solchen Reaktion hatte kommen können . . .

Wenige Tage danach kehrte Fred Adlmüller in sein Heim in Wiens Innenstadt zurück. Auf seinem Weg kam er beim Volkstheater vorbei. Dort sah er einen toten russischen Soldaten im Gras liegen. «Dieser Anblick hat mich so erschüttert, dass ich eine Blume gepflückt und sie dem Toten auf das Gesicht gelegt habe.»

Zu dieser Zeit war Adlmüller immer noch deutscher Staatsbürger und musste damit rechnen, früher oder später aufgefordert zu werden, Österreich zu verlassen. Er war 1929 als Zwanzigjähriger zu einem Besuch nach Wien gekommen und dann gleich für immer hier geblieben. Nach zehn Jahren hätte er den Anspruch auf Einbürgerung gehabt, da war aber bereits Hitler im Lande und Österreich eine deutsche Provinz ohne das Recht, eigene Staatsbürgerschaften zu verleihen. So war er nach 1945 gewissermassen «Deutsches Eigentum» – und dem entsprechenden Risiko ausgesetzt.

Dass ihn, den gebürtigen Nürnberger, Wien auch in diesen Tagen nicht losliess, liegt an den Verdiensten, die Adlmüller sich um die Mode dieser Stadt im Lauf der Zeit und insbesondere in den frühen vierziger Jahren gemacht hatte. Denn damals war Wien zum Zentrum der deutschen Mode geworden und hatte sich damit einen Ruf geschaffen wie kaum zuvor und schon gar nicht nachher.

«Wir haben damals mit dem Professor Kunz im Palais Lobkowitz ein ‚Haus der Mode‘ eingerichtet – Kunz hat es künstlerisch geleitet, und zwei Herren haben ihm dabei administrativ assistiert».

Das Konsortium bestand in der Hauptsache aus den damals führenden Modefirmen Wiens: Fashingbauer, Farnhammer, Henrik, Stone & Blyth, letzteres jene Firma, der Adlmüller damals noch als Angestellter angehörte; nach dem Krieg hat er das Haus ja dann von seinen englischen Eigentümern gekauft.

«Wir wollten auf diese Weise Paris Konkurrenz machen, indem wir zweimal im Jahr in Wien Modewochen veranstaltet haben» – ein Brauch, der heute

in der deutschen Modebranche noch im Schwange ist und auf diese ostmährisch-österreichische Aktivität zurückgeht.

Die Modelle, die dabei gezeigt wurden, entsprachen dem Stil der genannten Wiener Häuser. Sie wurden von den deutschen und Schweizer Gästen kopiert und später als Konfektion den Kunden aus Altreich und Alpengegend angeboten. Auf diese Art breitete sich Wiener Mode schneller aus, als wäre sie in Wien erzeugt worden.

Wien war in diesen Tagen des Krieges und männlich-klirrender Wehrhaftigkeit zu einem Mekka der Damenmode geworden. Sogar Frau Emmy Göring liess sich von Adlmüller Roben auf den Leib schneiden, wie sie sie zuvor nicht viel besser aus Paris bezogen hatte. «Frau Göring war damals in Gastein zur Kur, da wurde für sie eine eigene Modenschau inszeniert. – Auch Frau von Schirach kam oft zu mir und liess sich in meinem Haus Modelle anfertigen.»

Das Haus hiess in dieser Zeit, trotz wieder einmal manifest gewordener Erbfeindschaft zu England, immer noch «Stone & Blyth». Es war ursprünglich eine Art Sportgeschäft gewesen, das neben Tennisrakets und Reitzubehör auch Tee, Keks und Whisky offerierte. Es gehörte zwei Engländern, Mr. Stone und Mr. Blyth, die auf diese Weise englische Lebensart unter die Wiener Gesellschaft bringen wollten. Eine eigene Damenabteilung gab es damals bei Stone & Blyth noch nicht, die führte erst Fred Adlmüller ein, nachdem er als Arbeitsloser im Jahr 1931 im Hinterzimmer des Geschäftes angeklopft hatte und als Verkäufer engagiert worden war.

«Ich hatte mein Branchendebüt gerade hinter mir und war auf der Suche nach etwas Neuem. Da ging ich eines Morgens im April durch die Kärntnerstrasse, kam bei dem Geschäft vorbei, das heute mir gehört, und dachte: ‚Was kann passieren, wenn du da hineingehst und fragst, ob sie nicht einen Verkäufer brauchen!‘»

Er tut, wie er denkt, betritt den englischen Nobeladen, fragt einen Herrn – «der bis vor Kurzem noch



Erste Modeschau bei Adlmüller nach dem Zweiten Weltkrieg.

mein Angestellter war» – und bekommt die Antwort: «Ich weiss nicht, ob wir jemanden brauchen. Aber fragen Sie doch einmal da hinten!»

«Da bin ich also durch den Hof ins Büro hinauf, und man hat mich auch sofort engagiert, aber nicht für das hiesige Geschäft, sondern in die Filiale nach Gastein, wo ich dann bis zum Saisonschluss geblieben bin.» – Im Oktober 1931 kehrt er nach Wien zurück und ist seit damals auf seinem Arbeitsplatz mit der Adresse «Kärntner Strasse 41» zu finden.

Wenn es nach seinem Vater gegangen wäre, würde Wilhelm Alfred Adlmüller heute Hotelier in Deutschland sein. Dazu wollte ihn der alte Herr Adlmüller, ursprünglich Besitzer des «Bratwurst-Glöckchens» in Nürnberg und später Hotelier in Grünwald bei München, nämlich machen. Und Wilhelm Alfred war als junger Mensch auch tatsächlich bereits Kochlehrling in den «Vier Jahreszeiten» in München gewesen. Aber dann kam jener denkwürdige Wien-Besuch im Sommer 1929; da lag es plötzlich auf der Hand – Adlmüller junior sollte in die Mode-Branche überwechseln. Genauer gesagt, es lag nicht «auf der Hand», sondern in derselben, und sollte auf chiromantische Weise herausgelesen werden. Die Auguren fanden sich eines Nachts in Gestalt zweier Chefs aus dem Stab der Wiener Oper.

«Ich war an diesem Abend mit einer Freundin, der Schauspielerin Lilli Fröhlich, im Theater, und wir sind durch die Kärntner Strasse nach Hause gewandert. Da sieht sie bei der ehemaligen Sirk-Ecke beim Hotel Bristol zwei Bekannte.»

Es waren Ladislaus Zettel, der damalige Ausstattungschef, und sein Kollege Sascha Leontjew, Ballettchef der Wiener Staatsoper.

«Die Lilli hat mich ihnen vorgestellt, und wir sind zusammen in ein kleines Kaffeehaus in der Bösendorferstrasse gegangen, um noch was zu trinken.»

Die beiden Opernchefs sind recht aufgekratzt, sie kommen gerade von einer Premiere des «Liebeszau-



Zeichnung: J. K. Martin

„Also hier hast du deinen punktefreien Strandanzug her!“

Darüber lachte man im Jahre 1940.

bers», der an diesem Abend mit grossem Erfolg über die Bühne ihres Hauses gegangen war – nun sind sie zum Feiern aufgelegt.

«Plötzlich will Sascha Leontjew meine Hand sehen. Ich zeige sie ihm. Er studiert sie eine Weile, dann fragt er mich, ob ich eine künstlerische Ader hätte. Ich hab' gesagt: ‚Ich weiss es nicht, aber jedenfalls: Was mich interessiert, ist die Mode!‘»

Das hat wieder den ungarischen Kollegen des Russen interessiert, Ladislaus Zettel. «Und da dieser sehr befreundet mit einer gewissen Frau Zirner war, ist es bereits am nächsten Tag zu einer Unterredung mit dieser Dame gekommen.»

Damals gab es in Wien ein Modehaus, das bei Kennern als das schickste weit und breit galt: «Ludwig Zwieback & Bruder»; Besitzerin: Frau Zirner.

Sie sieht sich den jungen Nürnberger mit der

künstlerischen Ader in der Hand an und engagiert ihn vom Fleck weg. Auf diese Art brauchte Fred Adlmüller nicht mehr zurück zu den heimischen Kochtöpfen der «Vier Jahreszeiten» in München. «Ich habe nun als Auslagenarrangeur begonnen. Und nach drei Monaten war ich bereits Leiter der Herrenabteilung.»

Das geht über ein Jahr. Dann kommt eines Tages der Direktor und sagt: «Adlmüller, ich habe gehört, Sie hätten früher mit der Hotellerie zu tun gehabt? Würden Sie da nicht gerne unseren neuen Tea-Room übernehmen wollen?!»

Zwieback, gleichfalls an der Kärntner Strasse, hatte nämlich um die Ecke, Weihburggasse 4 (dort, wo heute das Restaurant «Drei Husaren» ist), einen Tea-Room, der stillgelegt war, nun aber wieder nutzbar gemacht werden sollte.

Wohl oder übel muss Adlmüller ja sagen, obwohl er gerade durch seine bisherige Arbeit in der Mode-Firma erkannt hat, dass er eigentlich gar nichts ande-

res mehr will als in diesem Fach arbeiten. Er übernimmt also die kulinarische Dependance mit eher gemischten Gefühlen. Es kommt dann auch sehr bald zu Spannungen, und so nimmt Adlmüller nach wenigen Monaten seiner neuen Tätigkeit den Hut und geht.

«Das war gerade in der Zeit der allgemeinen Arbeitslosigkeit. Ich als Ausländer war da besonders schlecht dran; ich brauchte eine Arbeitsbewilligung», und ausserdem: in Krisenzeiten wie dieser werden ja doch eher die eigenen Leute bevorzugt.

Er ist also heilfroh, als er wenig später bei Stone & Blyth auf die schon beschriebene Art eine Anstellung findet.

Auch hier ist es zunächst Herrenmode, die ihn beschäftigt. Erst als Herr Sass, der Compagnon von Stone & Blyth, einen Haute-Couture-Salon im oberen Stock eröffnet, gelangt Adlmüller allmählich in diesen weit kreativeren Teil der Branche.

«Ich bin damals mit Frau Sass nach Prag gefah-

Dominik's
3 spann. Zukunftsromane
i. Kassette. Jeder
ist begeistert:
Weltflug der
Nationen / Ein
Stern fiel vom
Himmel / Land
aus Feuer und
Wasser. Nur 10.20
monatlich nur RM. **2.-**
Rückn. b. Nichtgefall.
i. 5 Tg. Erfüll.-Ort Ddf.
Triltsch, Düsseldorf 19
Buchhdl. Klosterstr. 50



100 Hüte in der Tüte!

Für wenig Geld zu jedem Kleid, Kostüm oder Mantel den passenden Hut. Sofortige kinderleichte Anfertigung nach unseren Schnittvorlagen und Anweisung über die Wahl des Materials.

**neuarlig!
verblüffend!
geldsparend!**

Auch aus ältestem Material werden neue moderne Hüte für Damen jeden Alters. Statt 2 Hüte im Jahr können Sie für das gleiche Geld 10 und mehr Hüte haben.

100 verschiedene Modelle
für jede Jahreszeit mit Schnittvorlagen und genauer Anweisung nur RM **3.80**

Lieferung direkt ab Verlag gegen Vorauszahlung: auf Postcheckkonto Berlin Nr. 80717 Franko-frei. Nachnahme: RM 0.60 mehr für Porto. Nur einmalige Anschaffung für das ganze Leben! Garantie Rücknahme

Bernhard Albers, Berlin C 2
Oranienburger Str. 3/78

Wassersucht
Prospekt 10 gratis.
LEINGSTÄTTNER
München 15,
Kapuzinerstraße 31.

Inserate: Aus alt mach neu

ren; dort gab es einen sehr berühmten Salon, den ‚Rosenbaum‘.» – Er nimmt die Früchte der Erkenntnis vom Rosenbaum mit nach Wien und verwertet sie gründlich. Im drauffolgenden Jahr nimmt ihn Frau Sass wieder auf eine Studienreise mit – diesmal nach Paris. Hier erlangt Adlmüller den letzten Schliff. Zurückgekehrt nach Wien, macht sich der junge Modelleur sogleich ans Werk. «In der nächsten Saison bin ich dann schon mit meiner ersten Kollektion aufgetreten. Es war eben irgendwie in mir drinnen . . .»

Das muss wohl auch so gewesen sein, denn eine Ausbildung hatte der gelernte Hotelier in diesem Fach ja nie gehabt.

«Ich kann», sagt er heute, «zum Beispiel noch immer keinen Knopf annähen!» Hingegen gelingt ihm wie kaum einem anderen das Zeichnen von Entwürfen. Und wenn er da – nur so zum Spass und um seine Mitarbeiter zu testen – einen Fehler hineinwebt, falsche Falten oder schiefe Nähte, und sein Zuschneider zerbricht sich dann den Kopf und kommt schliesslich reklamieren, so freut das Fred Adlmüller ganz besonders.

Obwohl er das Schneiderhandwerk also nie gelernt hat, wurde ihm doch schliesslich der Meisterbrief ausgefolgt, und zwar ehrenhalber von der Innung, denn irgendeine Bestätigung seiner fachlichen Qualifikationen musste Adlmüller ja zuteil werden, wenn er schon einer der Mitbegründer der Wiener Mode war.

Dieser Ruf lockte auch eine Menge Prominenz in seinen Laden. Er sollte Damen von Bühne und Film einkleiden, Käthe Dorsch, Paula Wessely, Ilse Werner, und Herren aus den Konzertsälen wie Karl Böhm, denn er hatte daneben auch immer eine Herrenabteilung, in der Fräcke und anderes Soigniert-Ziviles gebaut wurde: «So habe ich zum Beispiel auch die Herrenausrüstung für Renner, Seitz und Figl gemacht!»

Was ihm aber den meisten Spass bereitete, war die Kostümbildnerie. Bald nachdem er Willi Forst kennengelernt hat, macht er für ihn bereits die ersten Filme. Die Zusammenarbeit ist glänzend, die beiden Herren verstehen einander vorzüglich. Besonders,

was die Verwirklichung der wienerisch-weichen Note betrifft, die ihre Arbeiten auszeichnet.

Gegen Kriegsende kommt es dann zum Höhepunkt: Forst erhält vom Reichspropagandaministerium den Auftrag für seinen Film «Wiener Madeln», und er betraut Freund Adlmüller mit der Herstellung der Kostüme.

«Das war einer meiner grössten Ausstattungsfilme – 1200 Kostüme habe ich da entworfen und angefertigt!» Dies zu einer Zeit, da der Krieg bereits ein totaler ist.

Um sich das nötige Material zu beschaffen, muss Adlmüller nach Berlin fahren. Denn mit Punkten von der Kleiderkarte war dabei natürlich nichts zu machen. «Da gab es etwa in Oranienburg in Scheunen und Kellern grosse Stofflager, wo man sich das Material aussuchen konnte.» Die Fahrt nach Berlin verlief ruhig, auch der Aufenthalt war störungsfrei. Erst bei der Rückfahrt nach Wien gerät Adlmüller in des Teufels Küche.

«Mitten in der Nacht wurden wir auf einmal aus der Luft angegriffen; ein riesiger Bomberverband flog über uns hinweg. Zuerst hat man ‚Christbäume‘ gesetzt» – Leuchtraketen wie bei einem Feuerwerk, die das Zielgebiet taghell erleuchteten –, «und dann kamen die Bomben; es war furchtbar.»

Irgendwie gelingt es Adlmüller doch, mit seiner Riesenladung Stoff und Schneiderzubehör nach Wien zu kommen. In den Werkstätten beginnt man zu arbeiten, man nimmt den Damen und Herren Mass. Die meisten haben zu dieser Zeit bereits Idealfigur – die wenigen Lebensmittelmarken lassen ein Dickwerden erst gar nicht zu. Nur eine der Schauspielerinnen ist doch zu füllig: Judith Holzmeister. Um in das «Drei-Mäderlhaus» hineinzupassen, dem sie angehören soll, muss sie vorerst einmal zwölf Kilo abnehmen.

Endlich beginnen die Dreharbeiten. Einige Szenen spielen draussen in der Freudenau auf dem Rennplatz. Auch eine schlanke Judith Holzmeister ist dabei.

Adlmüller, der mit Argusaugen alles überwacht, informiert sie: «Judith, es kommt jetzt gleich ein Mann, der mit dir zu spielen hat.»

Der Mann ist ein damals noch wenig bekannter



Anstellen um das tägliche Brot.

junger Schauspieler: Curd Jürgens. «Die beiden waren von da an ein Herz und eine Seele.» Jürgens ist zu dieser Zeit noch mit Frau Basler verheiratet. Er lässt sich scheiden und heiratet die Architekten-Tochter. Als «Anstifter» ist Adlmüller selbstverständlich auch bei der Hochzeit. «Ich kann mich noch genau erinnern: Das war in der Wohnung eines Doktor Feilerer am Modenapark, der war Trauzeuge; da kam auch der Pater Diego Götz, ich sehe ihn noch jetzt genau vor mir in seinem weissen Ornat.»

Am Abend nach der Trauung geht man in die Bohème-Bar, ein Lokal, das es heute nicht mehr gibt, in einer Seitengasse hinter der Peterskirche. «Dort war ein grosser Mulatsäg mit allen Hochzeitsgästen.»

Hier ist noch alles Jubel, Trubel und Heiterkeit, aber bald beginnt es auch in dieser Ehe zu kriseln, denn Curd Jürgens lernt eine andere Kollegin kennen, nämlich Eva Bartok.

«Damals ist der Curd zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Du, Fred, ich heirate wieder – die Eva Bartok!‘ – ‚Das kann doch nicht dein Ernst sein‘, sag‘ ich drauf, und dann hatten wir eine ziemliche Auseinandersetzung, weil ich gefunden habe, dass die gar nicht zu ihm passt – was sich ja auch bestätigt hat, denn die Ehe mit der Bartok hat schliesslich nicht länger als anderthalb Jahre gehalten!»

Trotz des Krachs macht Adlmüller doch das Hochzeitskleid für die Judith-Nachfolgerin. Das alles geschah freilich erst viel später. Vorläufig halten wir bei 1944, wo die Dreharbeiten zu den «Wiener Madeln» im Gange sind.

Hier gibt es eine Menge Zwischenfälle, die eine Fertigstellung verzögern. Die meisten Störungen werden durch Luftangriffe hervorgerufen. Immer wieder müssen die Schauspieler in den Keller, «geschminkt und in voller Maskerade sind sie dann da

unten gesessen und haben gezittert – das war ja alles nicht mehr normal.»

Einer, der besonders gezittert hat, war Hans Moser, gleichfalls Star in den «Wiener Madeln», «den hat man kaum aus dem Bunker herausgebracht, selbst wenn schon längst die Entwarnung vorüber war.»

Die Aufnahmen wurden in den Studios auf dem Rosenhügel gemacht, viele Szenen wurden aber auch an verschiedenen Orten im Freien gedreht. Wenn die Mimen dann Hals über Kopf in den örtlichen Luftschutzkeller flüchteten, blieben meist die Requisiten unbewacht zurück. Auf diese Art verschwand immer wieder dekoratives Zubehör – wie Hüte, Schmuck, Blumen, die man noch für spätere Szenen gebraucht hätte. Sie mussten neu beschafft oder gar angefertigt werden, und das kostete wieder Zeit; so kam man mit den «Wiener Madeln» nie richtig zu Ende. Dann, als der Krieg schon einige Zeit aus war, gab es auf einmal zwei «Wiener Madeln», eine österreichische Fassung und eine russische für die Länder des Ostblocks, die von den Russen mit Hilfe der beschlagnahmten Negative in Prag angefertigt worden war.

Dennoch war die Arbeit an diesem Film für Fred Adlmüller interessant und schön – so widrig die Zeit auch war. Aber wenn man eine Aufgabe hat, die einen ausfüllt, können einem auch die elendsten Umstände nichts anhaben. Anders ist es freilich, sobald man aus einer Hölle wie dieser unvermittelt in ein sogenanntes Paradies kommt.

Es war 1943, da bekam Adlmüller von Professor Kunz den Auftrag, für das «Haus der Mode» an einem Kongress in der Schweiz teilzunehmen. Er kommt also direkt aus dem Krieg in den Frieden: «Und ich muss sagen, das hat mich damals sehr belastet.» Noch dazu wird der Zug auf der Fahrt von Wien nach Zürich gleich viermal bombardiert – eindrucksvoller kann sich der Kontrast gar nicht mehr abzeichnen. Trotz Bombenhagels und Maschinengewehrgeknatters bemerkt er im Nebenabteil eine Dame, «eine wunderschöne Frau». Beide, Adlmüller und die wunderschöne Frau, müssen in Feldkirch aus

dem Zug und einen Luftschutzkeller aufsuchen, weil wieder einmal Fliegeralarm ist. Im Keller kommen die beiden ins Gespräch, «und es hat sich herausgestellt, dass diese Dame die regierende Fürstin von Liechtenstein war; sie ist dann von einem Auto aus Feldkirch abgeholt worden.»

Währenddessen ist auch noch ein Lazarettzug in den Bahnhof von Feldkirch eingefahren, die Bomben sind weitergefallen – «es war ein Inferno». Erst am Morgen hat der Spuk ein Ende, zwischen rauchenden Trümmern passiert der Gesandte der Wiener Mode die Grenze zum neutralen Nachbarland.

Am Vormittag kommt er an. Er zieht sich sogleich in sein Zimmer zurück, wirft sich aufs Bett und schläft ein. Nach einer Stunde reisst ihn grelles Sirenengeheul aus seligen Träumen. – Was denn – auch hier in der friedlich-satten Schweiz? Er ruft den Portier an. «Ach ja», meint der Mann gemächlich. «Sie sind so schnell davon, ich konnte es Ihnen gar nicht mehr sagen: Das ist der wöchentliche Probealarm – der ist jeden Freitag um diese Zeit – damit wir sehen, ob die Sirenen noch in Ordnung sind!»

Die kommenden Tage sind mit Kongressarbeit ausgefüllt. Man lebt in Saus und Braus, und gerade das kann Adlmüller nicht gefallen. «Ich hab’ – was mir sonst nie passiert – einen richtigen Hass gehabt: Hier tiefster Friede und Luxus, und ein paar Kilometer weiter bricht eine Welt zusammen.»

Er kehrt zurück aus der Schweiz und bleibt nun bis zum Kriegsende in Wien. Wenige Tage, bevor die Russen einmarschieren, will man ihn zum Volkssturm holen. Er taucht unter, wird zum U-Boot – das heisst, er geht nach Hütteldorf hinaus zu seinem Freund Willi Forst. Dort wird man ihn nicht so schnell aufstöbern.

Hier macht er sich nützlich: Er gräbt Wertsachen ein und schält Kartoffel, während links und rechts bereits die Granaten einschlagen, «denn die Russen sind ja entlang der Westbahn nach Wien eingedrungen.»

Am Abend, ehe die Vorhut der Roten Armee da ist, schreibt Frau Melanie Forst Tischkarten für das letzte Dinner: «Solche Gags haben wir da noch ge-

Lebensmittelaufufe für Alt-Wien vom 24. III. bis 30. III. 1946

(Die erste Zahl gibt die Menge in Gramm, die zweite die aufgerufene Nummer an)

Verbraucher- gruppe	Auf die Lebensmittelkarten						Auf die Brotkarten				Auf d. Milchkarten				Durchsch. Tageswert		
	Brot	Trocken- kartoffeln	Hülsen- früchte**	Trocken- milch	Salz	Trocken- ei	Brot	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl	Brot oder 3/4 Mehl			
Sgl 0-1 1/2	100 22*	—	—	—	—	200 31	50 24	—	—	500 oder 375	1 III	4	—	—	410	€	1001
Klst 1 1/2-3	100 22*	—	—	—	—	200 31	50 24	—	—	500 oder 375	1 III	4	1 1/2	—	450	€	1005
Klk 3-6	110 22* 30 W 8	50 W 7	150 W 9	250 23	200 31	50 24	—	400	1 III	600 oder 450	2 III	1	—	1 1/2	450	€	1189
K 6-12	70 22* 30 W 8	100 25 50 W 7	180 26 150 W 9	250 23	200 31	50 24	—	400 500	1 III 2 III	600 oder 450	2 III	5	—	1 1/2	—	—	1256
Jgd 12-18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
N 18-69	40 22* 30 W 8	100 25 50 W 7	150 26 150 W 9	250 23	200 31	50 24	—	400 300 300	1 III 2 III 4 III	300 oder 225	2 III	16	—	—	—	—	1196
AL ab 70	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

* Abchnitt W mit dem Aufdruck -SV*

* W*rkkOehrn-I-NChntr

Lebensmittelaufruf 1946. Die Abkürzungen links bedeuten: Säugling, Kleinstkind, Kleinkind, Kind, Jugendlischer, Normalverbraucher, Alte Leute.

macht!» Dann kommt es zu dem anfangs beschriebenen Vorfall mit dem Russen, den Adlmüller mit ausgestrecktem Arm begrüsst, als sei es Adolf Hitler in Person.

Die Sache hat ausser Ärger keine unangenehmen Folgen, und so wagt sich Adlmüller am nächsten Morgen zum erstenmal seit Tagen wieder aus dem Haus. «Ich gehe die Rosentalgasse hinunter zur Linzer Strasse. Dort kommt mir auf einmal ein alter, bärtiger Russe entgegen und fragt mich, wie spät es ist. Ich zeig' ihm meine Uhr, er bedankt sich und geht weiter. Jedesmal, wenn ich an dieser Stelle vorbeikomme, muss ich darüber lachen, auch heute noch!»

Die Geschichte bedeutet für jemanden, der damals nicht in Wien oder Umgebung gelebt hat, überhaupt nichts. Sie erhält erst ihre Pointe, wenn man weiss, dass es eine Spezialität der Russen war, Taschen-

und Armbanduhren, wo immer sie solche sahen, zu kassieren – und dies natürlich, ohne erst lange zu fragen.

Die zweite Geschichte, die nach unseren heutigen Massstäben gleichfalls keinerlei Pointe aufweist, in der damaligen Situation aber doch grotesk war, passierte Adlmüller wenige Minuten nachdem er dem Russen seine Uhr gezeigt hatte: Er geht weiter in Richtung Linzer Strasse, betritt eine Telefonzelle und wirft ein Zehn-Pfennig-Stück ein. Dann wählt er die Nummer seiner Wohnung in der Wiener Innenstadt, spricht eine Weile mit seiner Haushälterin, hängt wieder ein und geht zurück zu Forst.

Wie gesagt – auch diese Geschichte hat zunächst nichts Komisches. Sie gewinnt erst groteske Dimensionen, wenn man erfährt, unter welchen Umständen sie sich ereignet hat: Während Hütteldorf bereits von den Russen besetzt war, versuchten in der Innenstadt SS-Truppen, Wien immer noch zu halten. Das Ge-

sprach, das Adlmüller mit seiner Haushälterin da geführt hat, ging also gewissermassen durch die Fronten, an krepierenden Granaten vorbei, unter sterbenden Soldaten hinweg . . .

Nachdem endlich in ganz Wien Friede eingezogen war, nach dem 8. April 1945 also, verlässt Adlmüller das gastliche Haus seines Freundes Willi Forst und kehrt in einem vierstündigen Fussmarsch in die eigene Wohnung zurück.

«Damals lebte ich in der Schwindgasse. Auf meinem Weg dorthin kam ich an der Sezession vorbei. Dort stand noch eine deutsche Panzerfalle, und die sollte ich auf Befehl einiger Russen – zusammen mit ein paar anderen Zivilisten – wegräumen.»

Während sich die Männer in Zivil an dem deutschen Widerstandsrequisit zu schaffen machen, holen ein paar Russen aus dem Gasthaus an der Ecke Wein in Kübeln und Kochtöpfen und geben diesen den Wienern zu trinken.

Sie selbst trinken zwischendurch natürlich immer wieder vom requirierten Alkohol und werden allmählich übermütig. Auf einmal entdeckt ein Russe, dass Adlmüller einen Wehrmachtsrucksack umgehängt hat, und beginnt zu toben: «Du Faschist! Du Nazi! Du Hitler-Soldat!»

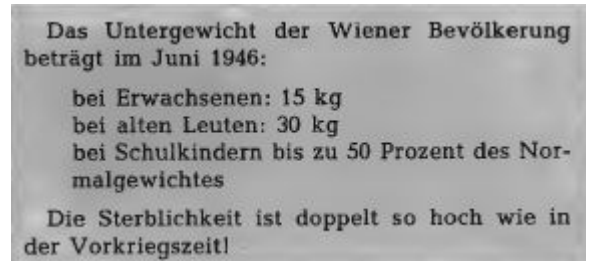
«Da wollten mich die doch wirklich an die Wand stellen und erschiessen!» Glücklicherweise ist ein Mann in der Gruppe, der ein paar Worte Russisch kann, «und der hat ihnen dann gesagt, wer ich bin, und dann haben sie mich laufenlassen.»

Wenig später wagt sich Adlmüller zum erstenmal seit den Kriegstagen in sein Geschäft in der Kärntner Strasse. Ihn trifft fast der Schlag, als er die Bescherung sieht: «Da war keine Scheibe mehr heil; die Türen hatte man eingedrückt oder verheizt; im Salon lagen Pferdeleichen, im oberen Stock hatte man das Fleisch zerteilt und gekocht. Es sah einfach fürchterlich aus!»

Als die Kampftruppen endlich abgezogen sind und der Salon in der Kärntner Strasse nur noch eine leere Ruine ist, macht sich Adlmüller – zusammen

mit ein paar Mitarbeitern – ans Aufräumen.

«Es gab in diesen Tagen keinen Strom. Und das Wasser mussten wir in Kübeln vom Ronacher herholen.» Doch dann war es endlich soweit: Mit Pappkartons statt Fensterscheiben hatte man die Räumlichkei-



ten soweit gegen den Regen abgedichtet, dass zumindest während ein paar Stunden des Tages gearbeitet werden konnte.

«Eines Tages haben mich zwei Russen von meiner Wohnung geholt und in das Hotel Bristol geführt.» Dort war damals das russische Hauptquartier untergebracht. Adlmüller wird in ein Zimmer geschickt, in dem ein paar russische Offiziere sitzen. Man erkundigt sich, woran und wofür er gegenwärtig arbeite. Dann macht man ihm den Vorschlag, seinen Salon künftig für die Damen der russischen Offiziere und Generäle zu reservieren. Die Konditionen sind sehr günstig: Sämtliche Mitarbeiter Adlmüllers sollen mit russischer Verpflegung versorgt werden; ferner würden sie Ausweise erhalten, die sie berechtigen, sich auch während der Nachtstunden auf der Strasse aufzuhalten; und drittens sollte eine direkte Lichtleitung vom Hotel Bristol zu Stone & Blyth gelegt werden, so dass auch die Stromfrage gelöst wäre.

«Ich habe schnell alle Mitarbeiter zusammengetrommelt, und dann haben wir auch schon für die russischen Damen zu arbeiten begonnen.» Wiewohl Massarbeit, konnten die Modelle den künftigen Besitzerinnen doch nicht unmittelbar an den Leib geschneidert werden. Die meisten Aufträge kamen näm-

Wie Ernst Fuchs
Fred Adlmüller
sah . . .



lich aus Moskau. Ein Kurier brachte Stoff und Masse von dort Adlmüller direkt ins Haus.

Nun wurden Kleiderpuppen entsprechend präpariert, man legte da und dort Watte auf, «speziell beim Brustumfang mussten wir einiges zugeben – die Russinnen waren ja sehr vollbusig. Das alles bedeutete natürlich eine gewisse Umstellung.»

Adlmüller legt sich auf diese Weise eine Sammlung russischer Puppensdamen aus der Sowjetaristokratie an, etwa eine «Madame Molotow – für die habe ich etliche Abendkleider angefertigt, und dann auch noch einige andere Ministergattinnen.» Wenn die Modelle fertig waren, holte sie der Kurier und brachte sie nach Moskau. Adlmüller hat keine seiner Arbeiten je wiedergesehen, kann also auch nicht sagen, ob sie den Damen gepasst haben. «Aber so wichtig war das gar nicht, denn Russinnen sind nicht so heikel wie europäische Kundinnen, und wenn ein Modell wirklich einmal nicht richtig gesessen ist, haben es wahrscheinlich die heimischen Schneiderin-

nen repariert.» Reklamationen hat es jedenfalls keine gegeben.

Bald nach dem Krieg wurde Fred Adlmüller von Minister Heindl zum kommissarischen Leiter der Firma Stone & Blyth bestellt – das Geschäft war 1938 arisiert worden, das Ehepaar Sass nach England gegangen. Stattdessen war ein Ariseur eingesetzt worden, aber der war kurz vor Kriegsende nach dem Westen geflohen, wo ihn die Amerikaner verhaftet und für ein paar Jahre eingesperrt hatten.

Nun war Adlmüller zwar Leiter der Firma Stone & Blyth, aber nicht ihr Eigentümer. Um die Verhältnisse zu klären, fährt er eines Tages nach London. Als er mit Sass spricht, stellt sich heraus, dass dieser kein Interesse mehr an der Wiener Firma hat. «Er hat während des Krieges in London andere Geschäfte aufgemacht und wollte nicht mehr nach Österreich zurück.»

Adlmüller pachtet Stone & Blyth zunächst, 1963 kauft er die Firma seinen bisherigen Besitzern ab – «gegen einen grossen Betrag und eine Leibrente, die

immer noch läuft – Sass lebt heute als hoher Achtziger in London». Ab nun steht der Name «Adlmüller» über dem Geschäftsportal.

Während des Krieges hatte Adlmüller einen Mannequin – «Poldi Fuchs hat sie geheissen – das war die

Fernsehkino erst in 25 Jahren

(MPEA) Nach Ansicht des Fernsehspezialisten der Paramount-Filmgesellschaft wird es aus verschiedenen Gründen erst in 20 bis 25 Jahren möglich sein, Filme durch Fernsehen in die Wohnungen zu übertragen.

Welt am Abend, 11. Februar 1948

Mutter des Malers Ernst Fuchs». Frau Fuchs hatte damals grosse Sorgen. Ihr Mann war 1938 nach Shanghai emigriert, sie stand nun allein mit dem Sohn da: Ernst, 1930 geboren, war bereits in dieser Zeit ein emsiger Zeichner. Er zeichnete zu jeglichem Anlass, zum Muttertag, zu Ostern und zu Weihnachten. Und auf alle diese Arbeiten war Frau Fuchs sehr stolz.

Eines Tages zeigte sie die künstlerischen Produkte ihres Sohnes dem Herrn Adlmüller. Der sieht sich die Zeichnungen genau an und meint dann: «Poldi, ich glaube, Ihren Sohn sollten Sie ausbilden lassen!»

Jahre später trifft er sie wieder, «das war zu Mittag in der Akademiestrasse. Da hat sie zu mir gesagt: ‚Sie haben ja damals so recht gehabt! – Was sagen Sie zu dem Ernstl, was der für eine Karriere gemacht hat!‘ – ‚Ich weiss von nix‘, sag‘ ich ihr drauf. Dann erzählt sie mir von seinen Erfolgen in Amerika: Er war ja viele Jahre in Kalifornien und hat auch eine amerikanische Frau geheiratet.»

Adlmüller sieht sich die Arbeiten des Ernst Fuchs an, dann beschliesst er, sich von ihm malen zu lassen: «Ich habe ihm damals 10.000 Schilling dafür gegeben. 1972 war in Reichenau an der Rax eine Ausstellung von Bildern der Phantastischen Realisten. Da war dieses gleiche Bild – ich hab‘ ihm’s zu dem

Zweck geliehen – mit einem Wert von 300.000 Schilling versichert.»

Für sein 10.000-Schilling-Honorar ist Ernst Fuchs damals nach Jerusalem gefahren, hat sich in ein Kloster zurückgezogen und dort mehrere Monate lang meditiert und gemalt.

Aus dieser Zeit ist Fred Adlmüller noch ein anderer junger Mann in Erinnerung, der inzwischen Karriere gemacht hat: Johannes Mario Simmel. Es war kurz nach dem Krieg. Adlmüller war damals häufiger Gast im Dehnpark von Hütteldorf, wo sein Freund Willi Forst wohnte und für seine neue Firma, die «Willi-Forst-Film», Büro Schwarzenbergstrasse, künftige Projekte wälzte. Forst arbeitete viel mit jenem Johannes M. Simmel zusammen, der damals als Journalist für die «Welt am Abend» schrieb und daneben auch Drehbücher verfertigte.

Adlmüller wurde nun oft als Kritiker herangezogen, wenn wieder einmal ein solches Drehbuch fertig war. «Einmal kamen die beiden zu mir und machten mich mit ihrer letzten Arbeit bekannt – ein Film-Treatment mit dem Titel ‚Der wunderbare Rosenstock‘.» Forst und Simmel lesen nun abwechselnd aus ihrem gemeinsamen Werk vor. «Ich fand es ziemlich schrecklich. Und da ich ein ehrlicher Mensch bin, habe ich es ihnen auch gesagt.» Am nächsten Tag kommt Forst zu Adlmüller und berichtet, «dass der Simmel so unglücklich über meine Reaktion war, dass er sich beinahe umgebracht hätte.» Der Film kam nie zustande.

Ein anderes Projekt, zu dem Adlmüller befragt wurde, war «Die Sünderin». Was Willi Forst dabei Sorgen machte, war die Besetzung. Er hatte das Buch bereits fix und fertig, und er hatte es auch schon Ratgeber Adlmüller vorgelesen. Nur wusste er noch immer nicht, mit welcher Schauspielerin er die Titelrolle besetzen sollte.

«Ich habe ihm gesagt, es müsse so eine Art junge Hilde Krahl sein. Und dann ist mir ein Film eingefallen, den ich ein paar Tage zuvor gesehen hatte: ‚Die Mörder sind unter uns‘, mit Hildegard Knef, die mich sehr beeindruckt hatte.»



Widmung: Hildegard Knef ihrem
Freund Fred Adlmüller.

Forst war dieser Name damals noch unbekannt. Er lässt sich den Film kommen und ist gleichfalls begeistert. Nun versucht Forst, mit Hildegard in Verbindung zu treten. «Die war damals aber gerade in

Amerika, frisch verheiratet mit einem Herrn Hirsch und stand bei Pommer unter Vertrag.» Dennoch kommt sie nach Deutschland, um mit Willi Forst zu verhandeln. Die Sache funktioniert, sie übernimmt die Rolle. «Und damit hat sie eigentlich ihren großen internationalen Durchbruch als Filmschauspielerin gehabt – denn vorher stand ja alles noch auf sehr wackligen Beinen.» Adlmüller und Hildegard Knef sind heute noch befreundet und sehen einander regelmäßig – in Wien, in München oder sonstwo in der Welt.

Wenn Fred Adlmüller sich heute der vierziger Jahre erinnert, stellt er fest, dass es «menschlich gesehen eigentlich eine gute Zeit war. Die Leute haben viel mehr zusammengehalten – während und nach dem Krieg. Wenn man Schwarzsender gehört hat, wusste man: ‚Der Mann daneben wird dich nicht verraten!‘ Und auch nachher waren die persönlichen Freundschaften stärker als in den zwanziger und dreissiger Jahren.»

Diese Filme sollten sie sehen

- *** Es war einmal (La belle et la bête, Frankreich)
- *** Donnernde Hufe (England)
- *** Vor der Entscheidung (USA)
- *** Die Mörder sind unter uns (Deutschland)
- ** Anna und der König von Siam (USA)
- ** Der Seefalke (USA)
- * Die steinerne Blume (UdSSR)
- * Paganini (England)
- Leise flehen meine Lieder (Österreich)
- Am Ende der Welt (Österreich)
- Der Mittelstürmer (UdSSR)
- Nasreddin in Buchara (UdSSR)

Welt am Abend, 13. September 1947



Nikolaus Maasburg in den sechziger Jahren.

. . . zum Vater der Zweiten Republik

NIKOLAUS MAASBURG, 2. TEIL

Am 10. April 1945 um sechs Uhr früh war es soweit: Die ersten Russen hatten die inneren Bezirke Wiens erreicht. Sie waren durch die Lerchenfelder Strasse gekommen und standen nun auf der Zweierlinie beim Palais Auersperg. Dass sie so ohne Widerstand und Kampf eindringen konnten, schien ihnen zunächst unheimlich, und sie dachten bereits an eine Falle. Dann aber war ihnen ein Zivilist entgegengekommen, hatte sich als Mitglied der «O 5» ausgewiesen und sie durch die Lerchenfelder Strasse zur Auerspergstrasse gelotst.

«Das war zu dieser Stunde unsere Hauptaufgabe», erinnert sich Maasburg, «Kuriere von einer Gruppe zur anderen zu schicken und den Russen durch Lotsen den rechten Weg zu weisen. Der Franzl Suppan zum Beispiel war so ein Lotsenmann. Das war keine sehr leichte Aufgabe, so als Zivilist den russischen Kampftruppen entgegenzugehen und ihnen klarzumachen, dass man von der ‚O5‘ ist. Da haben sich zehn Gewehre auf einen gerichtet, und das so lange, bis diese Leute durch komplizierte Rück-

fragen bei ihren Offizieren begriffen hatten, was ‚O 5‘ überhaupt ist!»

Diese Zusammenarbeit mit den Russen hatte Wien damals etliche Vorteile gebracht – zum Beispiel, dass die Wasserversorgung ohne Unterbrechung funktioniert hat, denn einer der Punkte der Verhandlung zwischen Oberfeldwebel Käs und den Russen während, der letzten Märztag war auch der gewesen, dass die russischen Truppen zum Dank für die Hilfe der «O 5» Wien nicht mit schwerer Artillerie beschossen und auch auf eine Sprengung der Wasserleitung verzichten.

Das Palais in der Auerspergstrasse war zu dieser Zeit also eine Art Generalstab, Baron Maasburg sein Hausherr. Das Gebäude gehörte der Prinzessin Agathe Croy, die selbst bereits seit Langem Mitglied der Widerstandsbewegung war; sie hatte das Haus den Leuten der «O 5» zur Verfügung gestellt, und nun wurde in den verschiedenen Räumen beraten, vorbereitet, geschlafen und gegessen. Die weiblichen Angehörigen der Widerständler kochten untertags für



Wien 1945: Sowjetische Besatzungssoldaten an der Säulenfront des Parlaments.

die Besatzung, und nachts nähten sie rot-weiss-rote Armbinden und Fahnen.

Als es dann brenzlich wurde und von einem Gegenangriff der SS auf dieses Gebäude die Rede war, «is auf einmal der weggewesen, dann wieder ein anderer, und auf einmal is mir wie eine Lampionbeleuchtung aufgegangen, dass ich bald allein hier sitzen werde. Da hab' ich mir gedacht: ‚Diesmal nicht!‘ und hab' den Herren Lehner von der Kriminalpolizei g'sagt: ‚Tore versperren! Nur mit meiner Bewilligung darf jemand hinaus!‘ – Na, und dann sind's zu mir 'kommen, jeder mit einer anderen Ausrede – sie müssten dringend nach Haus, oder zu einer Sitzung – aber ich hab' keinen hinauslassen. Da war ich stur. ‚Das müssen S' halt leider verschieben‘, hab' ich gsagt – punktum.»

Aber dann sind bald die Russen gekommen, haben zwei Posten vor das Portal gestellt, und auf ein-

mal war das Palais zu einem Gebäude geworden, in dem man sich recht gerne traf, denn hier konnte man sich ja bestätigen lassen, dass man immer schon gegen die Nazis gewesen war, und das war in diesen Tagen natürlich sehr wichtig. «Einmal hab' ich sogar mindestens zehntausend Leute in dem kleinen Park vor dem Palais gesehen.»

Man hat sich also bemüht, Schutzbriefe auszugeben. Dies, nachdem eine Kommission die jeweiligen Umstände des Falles geprüft hatte.

«In dieser Kommission war zum Beispiel der Felix Slavik. Und dann hat's auch einen gewissen Herrn Prikryl gegeben, der hat einen Kommunistenstempel gehabt, den wir fleissig benützten. Dieser Prikryl war ein recht gemütlicher Kerl, der hat diesen Stempel auch mich benützen lassen. Dafür wär er allerdings fast eingesperrt worden.»

Für kurze Zeit ist auch Theodor Körner Gast im

Palais: Maasburg hatte den Befehl gegeben, die Tiere in Sankt Marx zu schlachten und das Fleisch an die Wiener Bevölkerung zu verteilen – es herrschte Typhusgefahr, und ehe auch das Vieh verseucht wurde, war es doch wohl besser – so argumentierte

Wien, 14. Juli (Eigenbericht). Wie die »Welt am Abend« erfährt, trägt man sich in manchen Kreisen mit dem Gedanken, auch in Österreich wieder Orden zur Belohnung für besondere Verdienste einzuführen. Bundespräsident Dr. Renner, als oberste Instanz, sprach sich jedoch aus begreiflichen Gründen gegen diese Absicht aus.

Welt am Abend, 14. Juli 1948

Maasburg –, wenn die Leute noch ein wenig von dem gesunden Fleisch bekamen. Das war aber wieder den Russen nicht recht. Sie betrachteten den Viehbestand in Sankt Marx als ihr Eigentum und schrien Zeter und Mordio. Dann gingen sie zu Körner und zeigten ihm die von Maasburg unterschriebene Anordnung: Wer denn dafür verantwortlich sei, fragten sie streng. Aber Körner schüttelte nur den Kopf: er bedauere, aber er könne die Unterschrift nicht lesen. Da zogen die Russen wieder ab. Doch sie kamen wieder. Und zwar kamen sie diesmal zu Maasburg selbst und führten ihn «zu einer Einvernahme».

«Ich hab' deswegen auch brav meine goldene Uhr und mein bisserl Geld, das ich mir bis dahin erhalten hab', eingesteckt und bin mit ihnen gegangen.»

Er wird in die Markgraf-Rüdiger-Gasse gebracht. «Dort ist gelegen der Besitzer des ‚Achmed Beh‘, ein ägyptischer Nazi, der hat g'sagt: ‚Ja, ein gewisser Szokoll von der Widerstandsbewegung war bis vor Kurzem auch hier Häftling.‘» Und dann ging die Warterei los. Maasburg wird in ein anderes Zimmer gebracht, erhält zu essen – und wartet weiter.

«Endlich ist gekommen der Kommandant – ein

Mann, breiter und dicker als gross, und dem hab' ich meinen Lebenslauf erzählen müssen.»

Seinen Lebenslauf hat Maasburg allerdings bereits einmal den Russen erzählen müssen; wenige Tage nach deren Einmarsch in Wien hatte man ihn in die Singerstrasse vorgeladen, «und dort hab' ich zwei Uniformierten aus meinem Leben erzählt, während der eine unausgesetzt Wienerlieder auf dem Klavier gespielt hat.» Nach wenigen Stunden war Maasburg damals wieder daheim; man hatte ihn sogar mit einem Wagen ins Palais zurückgebracht.

Diesmal, in der Markgraf-Rüdiger-Gasse, scheint dieser Test jedoch weniger zur Zufriedenheit der Fragesteller ausgegangen zu sein. «Du nicht Österreicher», hatte der Uniformierte verkündet – dass Marburg, der Geburtsort des Barons, einst zu Österreich gehört hatte, wollte er einfach nicht verstehen. «Nein, du Jugoslawe!»

Es vergehen Tage, bis die Russen das geschluckt haben. Dann kommen sie mit einem Protokoll: «Du unterschreiben – dann du frei!»

Keine Aufklärung der Entführungen

Polizei ohne Machtmittel

Wien, 5. Juli (WA) »Der österreichischen Exekutive ist es nicht erlaubt, gegen Personen, die die Uniform einer alliierten Macht tragen, selbst wenn sie schwerste Verbrechen begehen, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.«

Diese Feststellung machte Innenminister Helmer in einer schriftlichen Beantwortung einer im Nationalrat eingebrachten Anfrage und führte gleichzeitig zehn Fälle von Entführungen an, die sich in den letzten sechs Wochen ereignet haben . . .

Welt am Abend, 5. Juli 1947

Aber das Protokoll ist in cyrillischer Schrift geschrieben, und die kann Maasburg nicht lesen. Er verlangt ein Protokoll in deutscher Sprache. Wieder vergehen mehrere Tage, bis die deutsche Übersetzung da ist.

Maasburg liest den Text – es stimmt alles bis auf eines: «Am Ende ist gestanden: ‚War Agent der deutschen Abwehr‘. Und das hab’ ich nicht unterschrieben. Denn ich war kein ‚Agent‘, sondern ‚kommandiert‘ – das ist nämlich ein grosser Unterschied.»

Die Russen lassen ihn dunsten. Nach mehreren Tagen wird er in die Singerstrasse überstellt, wo er schon einmal war. Diesmal gibt es allerdings keine Wienerlieder mehr, dafür aber die gute Gesellschaft von Blutordensträgern und sonstigen ehemaligen Nazigrössen. Die sind alle freigelassen, aber Maasburg hat man weiterhin wochenlang eingesperrt lassen. Eines Tages setzt man ihn in einen russischen Jeep und fährt mit ihm und einer Russin, die in Kiew für die Gestapo, gearbeitet hat, in östlicher Richtung. Man passiert Hainburg – es geht noch immer weiter. Maasburg ist fest überzeugt, dass man ihn nach Sibirien bringen will. Und so versucht er zu fliehen. Er zermartert sich den Kopf, wie er das am besten anstellen kann.

«Das kann ich jedem empfehlen, der in eine solche Lage kommt – immer wieder an Flucht denken, das hält einen aufrecht.»

Auch sein Wachtposten hat längst verstanden, was den Baron beschäftigt. So rät er ihm freundschaftlich: «Du warten, bis Sibirien, dann fliehen – in Sibirien man kann gut fliehen!» Und er beginnt, ein russisches Lied zu singen – «Oh, Sibirska», oder so ähnlich, aber nicht, um den Baron damit zu quälen, sondern ganz einfach, weil er eine Schwäche für Sibirien hat.

Dieser russische Soldat scheint überhaupt ein besonderes Seelchen gewesen zu sein: Wenn man wieder einmal Station gemacht und der Baron sich niedergelegt hatte – prompt wurde er nach ein paar Minuten Schlaf von seinem Wächter geweckt. «Aber nicht, um mich zu einem Verhör zu führen, sondern um nach deutschen Vokabeln zu fragen. ‚Was ist ‚Kirche‘? – Wie schreibt man ‚Grossmutter‘? – Der Kerl hat nämlich Deutsch gelernt, was zwar für ihn spricht – aber grad mitten in der Nacht?»

Auch von diesem spinnigen Betreuer muss sich

Maasburg eines Tages verabschieden. Der Baron wird auf einen offenen Lastwagen verladen, zusammen mit anderen hockt er auf der hinteren Ladeklappe, während vorne zwei düster blickende Russen mit Maschinenpistolen auf das verängstigte Häuflein Gefangener starren. Es geht weiter, Richtung Osten. Man fährt durch dunkle Wälder, und Maasburg wird auf einmal bang. «Jetzt werden wir erschossen», denkt er und beschliesst, sich bei der nächsten Kurve hintenüber vom Auto fallen zu lassen und im Wald zu verschwinden. Aber da fährt der Wagen auch schon durch ein Tor, bremst. Die Gefangenen werden heruntergestossen – man ist auf Schloss Ivanka bei Pressburg. Endstation. Der Baron wird in eine Zelle gesteckt, in der schon sechzehn Häftlinge hausen. Die eine Hälfte sind ehemalige Wlassow-Generäle, die andere Hälfte Österreicher (ein Gendarm ist darunter; er hat •einen Russen erschossen, der seine Frau vergewaltigte = 25 Jahre Sibirien), rumänische Werwölfe (Halbwüchsige, von der abziehenden SS gegen Schokolade dazu abgerichtet, Brücken zu sprengen) sowie ein Engländer, ein Agent vom Secret Service. Der Engländer heisst Barrat und kommt aus Leicester, wo seine Frau eine Tanzschule leitet. Er ist für Maasburg ein wichtiger Mann, denn er kennt das Leben in russischen Gefängnissen seit über einem Jahr und kann dem Baron gute Tips geben. Etwa, was die Verpflegungsfrage betrifft: Maasburg war beim Essenfassen während des ersten Tages nämlich übergangen worden, und auch am zweiten Tag bekommt er nichts. Die Verteilung der Rationen wird von einem der gefangenen Wlassow-Generäle besorgt, aber der tut so, als wäre Maasburg Luft für ihn und als könne dieser von jener leben.

«Tja», hatte der Engländer da gesagt, «das ist so Sitte bei den Russen, die Neuen bekommen nie was zu essen. Da müssen Sie sich schon wehren!»

«Wehren? Wie das?»

«Na, Sie müssen eben aufstehen und unserem Freund eine herunterhauen! Sonst werden Sie nie was kriegen!»

Maasburg hat Bedenken. Der Essenverteiler, ein schlitzäugiger Kirgise, war einmal GPU-Chef in Kiew gewesen. Bei solchen Leuten weiss man nie, ob sie nicht vielleicht als Spitzel in die Zellen geschleust worden sind. Aber der Baron ist schon halb besinnungslos vor Hunger, und so beschliesst er, dem Rat des Mr. Barrat zu folgen. Beim nächsten Essenfassen steht er auf und stellt sich vor den schlitzäugigen General. Der tut, als würde er nichts bemerken, und teilt die Rationen wieder nur auf sechzehn Schüsseln auf. Maasburg gibt zu verstehen, dass auch er was zu essen kriegen muss. Der General hat nicht einmal ein Zwinkern aus seinen Schlitzaugen für ihn über. Da packt den Baron eine furchtbare Wut. Er steht auf, richtet sich in seiner ganzen Länge von zwei Metern auf und geht zu dem kleinen Asiaten hinüber, haut ihm eine hinein, dass dieser vom Stuhl fliegt. Die Augen werden auf einmal ganz gross. Der General erhebt sich vom Boden, holt eine siebzehnte Schüssel – und Maasburg hat von da an seine Verpflegung wie alle anderen.

Eines Tages ist wieder grosse Entlausungsaktion. «Das war so ein russischer Volksbrauch – man ist in den Hof geführt worden und musste sich nackt ausziehen. Die Kleider sind in ein Dampfbad gekommen, man selbst auch, und dann wurde man geschoren. Wenn die Sachen dann wieder zurückgekommen sind, waren sie mindestens um drei Nummern kleiner.»

Bei solchen Gelegenheiten kam man auch mit den Häftlingen aus den anderen Zellen zusammen und konnte Nachrichten austauschen. Da hiess es einmal, dass am Tag zuvor der schwedische Gesandte in Budapest auf Schloss Ivanka eingeliefert worden sei.

«Später hat sich dann herausgestellt, dass es nicht der schwedische Gesandte war, sondern ein gewisser Wallenberg, der zum schwedischen Konsulat in Budapest gehört hat. Dieser Wallenberg ist Leiter einer Kommission gewesen, die während der Nazizeit den ungarischen Juden geholfen hat. Nachdem dann die Russen in Budapest einmarschiert sind, haben sie aus unerfindlichen Gründen den Wallenberg geschnappt

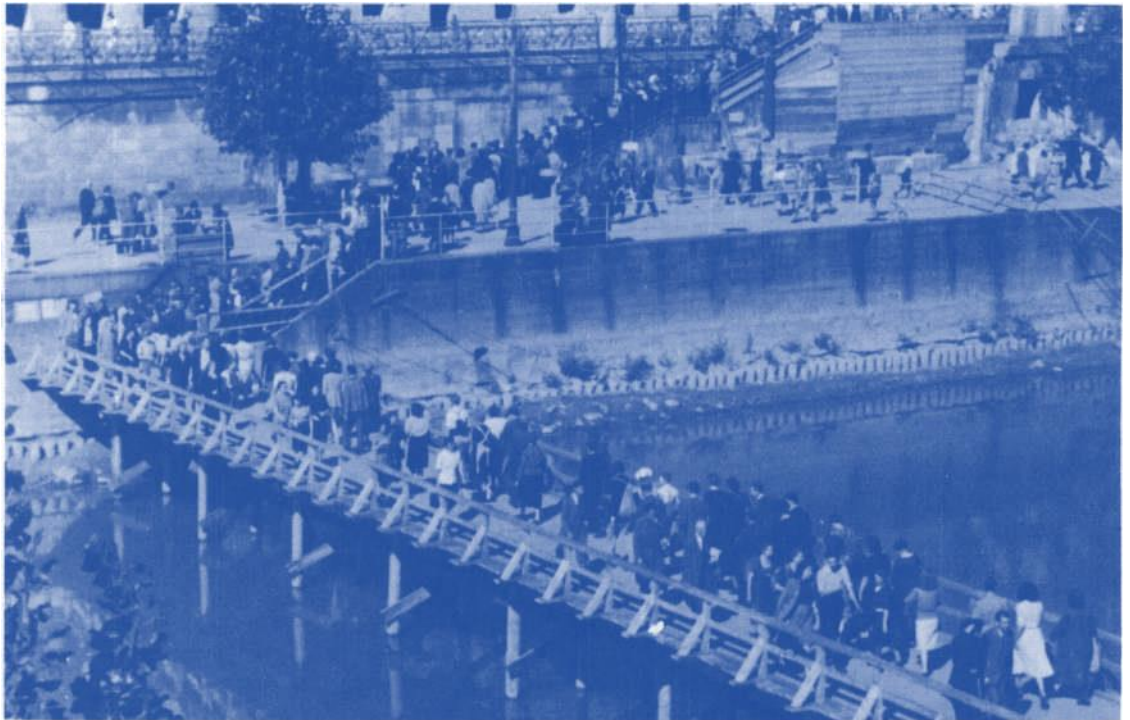


Energiemangel: Frauen kochen vor den Häusern auf improvisierten Öfchen ihre Mahlzeiten.

und auf Schloss Ivanka gebracht, zum Feldgericht der Zweiten ukrainischen Armee.»

Wochen später, als Maasburg wieder in Wien ist, meldet er die Sache dem schwedischen Botschafter – worauf kurze Zeit später im «Dagens Nyheter» ein Artikel erscheint: «Wallenberg nicht in Russland – wurde von dem österreichischen Baron Maasburg in einem russischen Gefängnis bei Pressburg gesehen.» – Wallenberg ist bis heute nicht mehr aufgetaucht.

Das gemeinsame Entlausen war also eine mitunter höchst aufregende Sache, und für Maasburg hatte sie – über den ursprünglich beabsichtigten Zweck hinaus – auch noch andere wohltuende Wirkungen. Bei einer solchen Aktion begegnete ihm nämlich einmal, ebenso nackt wie er selbst, auf dem Schlosshof ein gewisser Dr. Bessler. Dieser Dr. Bessler war, ganz ähnlich wie Maasburg, selbst einmal beim deutschen



Schwedenplatz: Notbrücke über den Donaukanal.

Sicherheitsdienst, hat aber auch gleichzeitig für den österreichischen Widerstand gearbeitet.

«Den haben die Russen nun auch ein bisschen zwicken wollen, und so haben sie ihn auf Schloss Ivanka gebracht. Das war für mich die Rettung, denn dieser Dr. Bessler hat über ausgezeichnete Alibis verfügt, und so konnte er auch in meinem Fall als Zeuge auftreten.»

Schon nach wenigen Tagen werden er und Bessler auf einen Lastwagen gesetzt und aus dem Schloss gefahren. In seiner Aufregung verwechselt Maasburg die Himmelsrichtungen, glaubt, sie fahren weiter nach dem Osten, vielleicht nach Moskau; als es aber dann durch das Marchfeld geht und er von Weitem den Stephansturm sieht, weiss er – jetzt sind sie wieder einmal abgerüstet.

Aber Maasburg hat zu früh jubelt: Vor der Reichsbrücke werden die beiden Häftlinge zwar aufgefordert, den Lastwagen zu verlassen, aber dann

müssen sie vor dem Wachsoldaten mit der Maschinenpistole hermarschieren, bis sie beim Theresianum angelangt sind – damals gleichfalls ein russisches Gefängnis. Dort wirft man sie in einen Keller: den Dr. Bessler auf die linke, Maasburg auf die rechte Seite: «In meiner Zelle waren schon etliche Leute – darunter auch der Cousin vom Hitler, der Ortsbauernführer Schmidt aus dem Waldviertel; der ist nach ein paar Tagen gestorben, was die Russen sehr aufgeregt hat, denn sie haben ihren Fang bereits nach Moskau gemeldet. Und dann war da noch ein N., Staatsanwalt unter Hitler.»

Mit diesem N. hatte Maasburg ein längeres Gespräch über Fragen der Moral. Der Staatsanwalt war nämlich einer jener Scharfmacher, die sich während der Hitlerzeit dadurch ausgezeichnet hatten, dass sie gleich mit dem Todesurteil bei der Hand waren. Und nun, nach dem Ende der Hitlerischen Apokalypse,

versuchte er sich damit zu entschuldigen, dass er ‚unter Zwang‘ gehandelt habe und dass er selbst das alles gar nicht gewollt hätte.

«Aber Herr N.», hatte Maasburg ihm darauf geantwortet, «wenn Sie keine Todesurteile aussprechen wollten, dann hätten Sie sich ja zum Militär melden können!»

Worauf ihm der Herr Staatsanwalt zur Antwort gab: «Und meine Familie? Die hätte doch von der kleinen Kriegsbesoldung nicht leben können!»

Neben Hitlers Verwandten, Nazi-Staatsanwälten und anderen Kriegsverbrechern waren in jenem Gebäude der ehemaligen Theresianischen Diplomatensakademie aber auch Leute eingesperrt, die man zu dieser Zeit überall sonst vermutet hätte – nur nicht in einem russischen Gefängnis.

«Eines Tages schau’ ich durch das Guckeri in der Zelle: wer spaziert draussen vorbei, als Häftling nämlich? – die Hrdlicka!» – eine führende Kommunistin und als besonders mutig bekannte Freiheitskämpferin. «Und dann sehe ich noch andere Leute, die ich vom Widerstand her kannte, also kurz und gut: der halbe Widerstand war hier eingesperrt! Ich hab’ mich nicht mehr ausgekannt.»

Einmal kommt ein Mithäftling, ein junger Ukrainer, von einem Verhör zurück. «Sie sind doch der Maasburg?» fragt er den Baron. Und dann erzählt er eine sonderbare Geschichte. Während er verhört wurde, sei ein Posten hereingekommen und habe dem Kommissar gemeldet, dass eine junge Frau draussen stünde, die wissen wolle, was mit dem Maasburg los ist.

«Sagt der Kommissar: ‚Hinausschmeissen!‘ – Kommt der Russ’ wieder zurück und meldet: ‚Die lasst sich nicht hinaus-schmeissen! Die tobt furchtbar und sagt, sie geht nicht früher, bis sie weiss, was mit dem Maasburg los ist!«

Das war eine gewisse Nadja Weiss, eine Jüdin, deren Eltern im KZ vergast worden sind. Und der hab’ ich einmal mit irgendwas geholfen, und die hat mich ganz gern g’habt.»

Fräulein Weiss war es also gelungen, mit ihrem KZ-Ausweis bis zum Kommissar vorzudringen. Und

sie erwies sich auch sonst als ziemlich zäh und hartnäckig. Denn als der Posten ihr meldet, was der Kommissar ihm aufgetragen hat, nämlich zu sagen: «Der Maasburg ist ja bereits frei», schreit sie: «Das ist eine Lüge, der ist noch gar nicht frei!» haut ihm ein paar herunter und schickt ihn zurück.

«Der Posten kommt also wieder herein – mit sichtlich verwatschtem Gesicht – und meldet den Vorfall. Daraufhin – so hat es mir dieser Ukrainer erzählt – greift der Kommissar in ein Fach, holt ein paar Akten heraus, und auf denen steht in cyrillischer Schrift der Name ‚Maasburg‘. – Er blättert in dem Akt herum und sagt dann: ‚Ach ja, richtig – Maasburg! Den haben wir doch glatt vergessen!‘»

Als der Baron das erfährt, kriegt er wieder einmal eine fürchterliche Wut. Er lässt sich bei dem Kommissar anmelden, angeblich weil er eine Aussage zu machen hat. Als er vor dem Russen steht, brüllt er ihn an: «Sie blöder Kerl, glauben Sie denn, dass Sie einen Widerständler pflanzen können?! Einen, der bei den Nazis so oft g’sessen ist wie ich?! Euer ganzes russisches Reich ist ein Spucknapf, wenn ihr so blöd seids!»

Der Kommissar hört sich das mit offenem Mund an. Es macht ihm sichtlich Eindruck, nur – geändert hat sich trotzdem nichts! Der Maasburg ist wieder in seine Zelle zurückgeführt worden, und dort ist er dann auch geblieben, hat weiter seine Fluchtgedanken gesponnen, bis eines Tages ein russischer Posten hereinkommt und fragt: «Werr is hirr Inschinerr?!»

Es stellt sich heraus, dass draussen auf dem Hof ein kaputtes Auto liegt, das repariert werden soll. Maasburg und ein amerikanischer Häftling melden sich und werden in den Hof geführt. «Die Gelegenheit ist günstig», denkt Maasburg und schaut sich während des Arbeitens um. Da sieht er einen österreichischen Zivilisten, der ihn unausgesetzt anstarrt. Als der Posten einmal nicht herschaut, kommt er näher und fragt: «Sind Sie nicht der Generaldirektor vom Auersperg? Sie haben mir doch gleich nach dem Russeneinmarsch einen Schutzbrief geschrieben!



Russengräber vor dem Burgtheater.

Wie kann ich Ihnen nur helfen, dass Sie hier 'rauskommen?»

Während sie beraten, fährt ein Auto in den Hof. Die eine Tür ist von Gewehrschüssen durchsiebt. Ein wütender österreichischer Staatspolizist springt heraus, schimpft und flucht – er will unbedingt den Kommandanten sprechen: Da hätten ein paar besoffene russische Soldaten mit ihrer Maschinenpistole herumgeknallt – ein Wunder, dass sie ihn nicht getroffen haben; aber da, wie das Auto nur aussieht! Der Kommandant ist nicht aufzutreiben, schimpfend steigt der Polizist wieder ein, und schon steht Häftling Maasburg neben ihm und schildert seine Lage: Ob er, der Österreicher, nicht so freundlich sein könne, ihn mitzunehmen. Sonst käme er hier überhaupt nicht mehr 'raus.

Der Polizist kratzt sich am Kopf, er ist zwar wütend auf die Russen, wegen der zerschossenen Wagentür, und so juckt es ihn wohl, ihnen einen Streich

zu spielen. Aber gleich einem ihrer Häftlinge zur Flucht verhelfen, das ginge schon ein bisschen zu weit. «Wenn die uns dabei erwischen», meint er freundlich, «verliere ich glatt meine Stellung und komme womöglich selbst nach Sibirien.»

Maasburg kann das verstehen und verzichtet auf die Autofahrt. Wenig später kommt der Sohn des österreichischen Zivilisten, dem «Generaldirektor» Maasburg damals den Schutzbrief geschrieben hat. Er «schwebt», wie der Baron es schildert, auf einem Fahrrad daher, bekommt dadurch engelhafte Züge und ist auch sonst ein Engel, denn er stellt sein Rad dem Häftling Maasburg für dessen Flucht zur Verfügung.

Es gelingt Maasburg tatsächlich, unbehellig aus dem Tor zu fahren. Er biegt in die Argentinierstrasse ein. Dort begegnet ihm ein Mann mit einer roten Nelke im Knopfloch. «Das hat nicht unbedingt geheissen, dass es ein Sozialist war – damals haben alle

möglichen Leute rote Nelken im Knopfloch getragen. . .»

Dieser Mann erkennt an der Kleidung, dass der Radfahrer ein Häftling sein muss. Er beginnt ihm nachzulaufen. Irgendwo fallen auch Schüsse – aber Maasburg merkt es nicht. «Ich hab’ vor lauter Aufregung überhaupt nichts gehört.» Instinktiv beginnt er, wie ein gehetzter Hase Haken zu schlagen, von einer Nebengasse in die andere. Plötzlich gähnt vor ihm ein Bombentrichter – drinnen Nazis mit Schaufeln in der Hand, bewacht von einem Russen. Der Baron wirft das Rad hin und flieht zu Fuss weiter, die Nazis, angetrieben von dem russischen Wächter, hinter ihm her. Ecke Starhemberggasse-Mayerhofgasse ist eine Wäscherei; dort sucht Maasburg mit letzter Kraft Zuflucht. Ein alter Mann steht in dem düsteren Lokal und sortiert Wäsche. Er versteht sofort, was hier los ist, und hilft dem Baron, in einem Berg schmutziger Laken unterzutauchen.

Und schon sind seine Verfolger da. Sie fragen den alten Mann, ob er einen entsprungenen Häftling gesehen hat. «Ja», hört Maasburg unter dem stinkenden Wäscheberg den Alten sagen, «er ist draussen vorbeigelaufen – ja, ja, in diese Richtung.» Und dann Getrappel von Stiefeln. Die Verfolger sind abgehängt.

Maasburg klettert zwischen Leintüchern, Hemden und Unterhosen ins Freie, bedankt sich bei dem Alten und geht aus dem Geschäft. Von der einzigen Strassenbahn, die damals gefahren ist, die Linie 66 – «die Leute sind wie die Trauben auf den Trittbrettern gehängt» – lässt er sich bis zum Karlsplatz bringen. Dort geht er zu einem Freund, findet Unterschlupf und ist gerettet.

Bei den Russen gilt er als tot. Zumindest tun sie so, als wäre er es. Viel später erfährt Maasburg, was sich nach seiner Flucht im Theresianum abgespielt hatte. Dort hatte der junge Mann, der dem Baron sein Fahrrad zur Verfügung stellte, noch einige Zeit bei seinem Vater verbracht. Da war auf einmal einer der russischen Soldaten, die Maasburg verfolgt hatten, mit seinem Rad aufgetaucht und hatte gesagt: «Der Mann ist tot! – erschossen!»

und ihm, dem Jungen, das Rad zurückgegeben. Der Junge hatte das geglaubt, und wenig später hiess es allgemein: «Der Baron Maasburg ist tot – auf der Flucht von den Russen erschossen.»

Nicht erst ein toter Baron ist ein guter Baron – Baron Maasburg hatte auch schon zu Lebzeiten immer bestens funktioniert, aber nun, da es sich im Schatten seines angeblichen Todes besonders gut agieren liess, nutzte er die Lage und bereitete seine Flucht in den Westen vor. Von russischen Schikanen hatte er vorläufig genug. Und im Westen – das erschien ihm sicher – würde man ihn gewiss in Ruhe lassen.

Zu sechst machte man sich auf den Weg, Richtung Linz. Mit von der Partie waren auch andere Freunde aus dem Widerstand, so der Franzl Suppan und die Prinzessin Agathe Croy, Eigentümerin des Palais Auersperg, das seine Rolle als Widerstandszentrale ja inzwischen ausgespielt hatte.

In diesen warmen Augusttagen des Jahres 1945 waren viele Leute unterwegs, die meisten in Richtung Westen, und so waren die Wälder des Mühlviertels voll von alten Nazis und ehemaligen Wehrmachtangehörigen, die sich von den Russen auf Französisch empfohlen hatten, um bei den Amerikanern unterzukommen.

Wenn man davon absieht, dass die Hälfte des Häufleins von den Russen an der Demarkationslinie geschnappt wurde – ausnahmsweise einmal nicht jene Hälfte, bei der sich Maasburg befunden hat –, so ist dieses Unternehmen eigentlich ziemlich gut ausgegangen.

Jedenfalls stand man eines Morgens mit blutig marschierten Füßen vor einer Eisenbahnbrücke, die bereits in der amerikanischen Zone lag. Sie war bewacht von einem freundlichen jungen GL Die Freundlichkeit dieses jungen Mannes aus Kentucky äusserte sich vor allem darin, dass er sich die in holprigem Englisch vorgetragene Geschichte der Flüchtlinge geduldig anhörte und währenddessen mit den Erzählern zusammen eine Packung Lucky Strike verrauchte. *Nicht* hingegen reichte diese Freundlichkeit aus, den Flüchtlingen den Weg über die Brücke



«Niki» Maasburg in Marburg (1940).

freizugeben. So standen Maasburg und die Seinen den ganzen langen Tag vor diesem Sinnbild der Freiheit, betrachteten es gezwungenermassen höchst einseitig, schwatzten mit ihrem Bewacher, rauchten Zigaretten und überlegten Listen, wie man am Ende doch noch ans andere Ufer gelangen könnte.

Die Lösung ergab sich dann ganz von selbst: Gegen acht Uhr abends nämlich packte GI Joe seine Siebenzwetschken zusammen, salutierte lässig und stolperte über die Schwellen der Eisenbahnschienen in Richtung Linz davon. Die Brücke lag nun da, rosig-rostend in der Abendsonne, unbewacht und für jedermann benutzbar.

«Wir sind eine Zeitlang nachdenklich dagestanden; es war immerhin unsere erste Begegnung mit den Amerikanern, und wir haben den Sinn der Sache überhaupt nicht erfasst: Eine Brücke tagsüber zu be-

wachen und abends einfach wegzugehen, das haben wir nicht kapiert. Später haben wir dann so manches andere auch nicht kapiert, aber bitte...»

Immerhin gelangt man auf diese Weise ungeschoren nach Linz. Maasburg findet Unterkunft bei einem Freund. Nachdem er sich ordentlich ausgeschlafen und seine wundmarschierten Füsse versorgt hat, macht er sich auf den Weg zum CIC – er will sich einen Personalausweis ausstellen lassen, und da er dem Widerstand angehört hat, würde das über diese amerikanische Stelle wohl am schnellsten gehen, denkt er.

Als er vor dem Major des amerikanischen Geheimdienstes steht, sieht ihn dieser nur kalt an und sagt: «Maasburg? Sie waren doch bei der deutschen Abwehr? Tut mir leid – aber Sie stehen bei uns auf der schwarzen Liste. Am besten, Sie gehen freiwillig zurück, wo Sie herkommen, sonst müssen wir Sie verhaften und unseren alliierten Freunden ausliefern.»

Da ist der Baron also wieder einmal vom Regen in die Traufe geraten. Und es nützt ihm auch nicht viel, als er dem Major erklärt, er sei Generalsekretär bei der Österreichischen Widerstandsbewegung gewesen und siebenmal von der Gestapo verhaftet worden. Das alles macht dem CIC-Menschen nur wenig Eindruck, er beharrt auf seiner «black-list» und darauf, dass Maasburg eingesperrt gehört.

Beim Baron herrscht wieder einmal «Alarmstufe eins». Und so benutzt er die Gelegenheit, als der Major für kurze Zeit nach draussen geht, über das amerikanische CIC-Telefon bei seinen Linzer Quartiergebern anzurufen und sie um Hilfe zu bitten. Und tatsächlich, nach einer halben Stunde geht die Tür auf, und herein kommt ein grosser, hagerer Mann in Uniform – sein Gesicht ist von Narben, die Uniform von einer Unzahl Orden bedeckt. Es ist Captain Charles Ripper, ein emigrierter Österreicher. Er geht auf den Baron zu, fragt ihn in der Landessprache: «Bist du der Maasburg?» Und als dieser nickt, fasst er ihn einfach am Arm und zieht ihn aus dem Zimmer.

Der amerikanische CIC-Major beginnt zu zetern und will sich den beiden in den Weg stellen, aber er bekommt von Ripper einen Stoss, fliegt hinter seinen Schreibtisch; und schon sind die zwei Musketiere auf der Strasse.

Ripper, Sohn eines österreichischen Admirals und Freund der Linzer Familie, bei der Maasburg seine erste Nacht verbracht hat, fährt mit dem Baron ins sichere Salzburg, wo noch niemand nach einem ehemaligen deutschen Abwehrmann namens Maasburg fahndet. Dieser Ripper war dem Baron auf Anhieb sympathisch – «die meisten Leute, die saufen, sind mir sympathisch» –, und so geht man gleich nach der Ankunft in Salzburg auf den Gaisberg, wo gerade irgendein Festessen stattfindet, mit Österreichern und amerikanischen Offizieren.

Der eine Sitznachbar des Barons ist ein wortkarger amerikanischer Oberst. Maasburg versucht, eine Konversation zu beginnen, und fragt, wie es ihm, dem Amerikaner, denn in Österreich gefalle. «Ach, wissen Sie», antwortet der Oberst, «das Land ist ja sehr schön, aber die Bevölkerung taugt nicht viel. Die Männer sind Denunzianten und die Frauen Hurren.»

Das ist ein arger Schlag für den Österreicher Maasburg, noch dazu, wenn das ein Amerikaner sagt. Aber das ist erst der Anfang, denn nun erfährt er auch, dass man hier im Westen nicht daran denke, die neue provisorische österreichische Regierung anzuerkennen. Es sieht beinahe so aus, als würde sich das seit dem Ende des Ersten Weltkriegs ohnedies auf einen Torso reduzierte Land noch einmal halbieren wollen.

So trist die äussere Lage auch ist, für den Baron selbst bessert sich nun einiges. Er bekommt durch Oberst Ripper etliche Vergünstigungen eingeräumt: Personalausweis, Lebensmittelmarken, Ausgangserlaubnis auch des Nachts, wenn die «Curfew»-Stunden begonnen haben; und irgendwie kommt er sogar zu einem Auto.

Mit diesem Auto fährt er nun nach St. Gilgen, wo er zusammen mit den Freunden – sie sind mittlerwei-



Baron Maasburg mit seinem Auto, Ende der vierziger Jahre.

le von den Russen nach Ablieferung etlicher Uhren und Schmucksachen entlassen worden – seine Zelte aufschlagen möchte.

Es ist ein sonniger Sommertag. Alle, die im Auto sitzen, sind glücklich, dass sich die Dinge für sie doch endlich zum Guten gewendet haben. Und auch die schöne Landschaft rundum tut das Ihre, die Stimmung zu heben.

«Grade, wie wir in St. Gilgen einfahren – dort, wo die Strasse so abschüssig wird und plötzlich der See vor einem liegt –, seh' ich am Strassenrand einen amerikanischen Soldaten mit seinem Mädchen. Es war ein wirklich hübsches Mädchel – mit einem Dirndl und so –, und ich brems' noch ab, und das Mädchel schaut und lacht freundlich. Da hat mich der Hafer gestochen, und ich ruf' zum Fenster 'raus: ‚Du bist aber ein herziges Mädchel! Aber noch besser tättst mir

g'fallen, wennst nicht mit einem Amerikaner gehen tãtst.'» Dann fahren sie weiter.

In der Pension wird Quartier bezogen. Gerade wãhrend der Baron beim Auspacken ist, klopfst es wild an seiner Tãr. Maasburg schaut hinaus: Das Haus ist von Amerikanern umstellt. Er 6ffnet die Tãr – und wird verhaftet!

Maasburg wandert wieder einmal ins Gefãngnis. Diesmal ist es allerdings nur der Gemeindegkott. Grund: Beleidigung eines Angeh6rigen der Besatzungsmacht. Der Soldat mit dem Mãdel hatte die Bemerkung des Barons krummgenommen, war diesem nachgegangen und hatte dann die Militãrpolizei verstandigt. Alles Weitere war in dem kleinen Ort eine Sache von wenigen Minuten.

Dass die Geschichte doch wieder einen guten Ausgang gefunden hatte, ist der Rãhrigkeit von Prinzessin Croy zu verdanken – sie lief gleich zum Bãrgermeister, erzãhlte ihm den Hergang und um wen es sich bei dem Ami-Hãftling handelte. So konnte der Baron bald wieder in die Pension zurãckkehren und weiter seine Reisetasche auspacken. – Bald danach hatte Maasburg im Gemeindeamt von St. Gilgen zu tun – Anmeldung abgeben, Lebensmittelkarten beantragen und was damals eben alles an Papierkram zu erledigen war. Wie er so dasteht und wartet, h6rt er auf einmal eine Beamtin zu der anderen sagen: «Hast du eigentlich die Lebensmittelmarken fãr den Hanslik schon ausgestellt?»

«Wie ich den Namen Hanslik h6re, reisst es mich – Hanslik, das war doch der Name von dem Leutnant, der den Putsch vom 6. April vereitelt hat, der Mann, der unter anderem daran schuld war, dass man den Major Biedermann und noch etliche andere Widerstãndler aufgeknpft hat. . . Ich sag' zu dem Frãulein, mehr so im Witz: ‚Ist das vielleicht der Leutnant Hanslik?‘ Und sie sagt: ‚Ja, ja – der war wãhrend des Krieges Leutnant!‘ Jetzt bin ich aufmerksam geworden, hab' mir den Vornamen sagen lassen – und wirklich, das war der Herr Leutnant Walter Hanslik!»

Maasburg geht in die Pension zurãck und trommelt seine Freunde zusammen. Man berãt, was zu

geschehen habe. Alle sind dafãr: Verhaften lassen!

«Ich bin in die Wohnung von dem Hanslik gegangen, hab' angelãutet. Er ist herausgekommen. Ich hab' ihn gefragt, ob er der Leutnant von der Heeresstreife in Wien ist. Er hat gleich gewusst, wieviel es geschlagen hat. Trotzdem war er sehr prãpotent. Ich hab' ihm gesagt, er soll mitkommen, zum Bãrgermeister, aber er hat nur gesagt, wenn der Bãrgermeister was von ihm will, dann soll er selbst kommen. Dann ist er aber doch mitgegangen.»

Inzwischen hatten die anderen bereits den CIC verstandigt. Als der Baron mit Hanslik beim Bãrgermeister eintrifft, stehen schon die CIC-Leute bereit und verhaften den ehemaligen Leutnant. Er wird spãter nach Wien 6berstellt, wo man ihm den Prozess macht. Das Urteil lautete: Lebenslãnglich.

Fãr Maasburg hatte die Sache noch ein privates Nachspiel. Hanslik war mit seiner Familie von Wien nach St. Gilgen in einem Auto gekommen. Dieses Auto war nach seiner Verhaftung vom CIC beschlagnahmt und dem Baron zugesprochen worden. Um nun zu vermeiden, dass man ihn – ähulich wie einst die «Ariseure» – der Bereicherung bezichtigte, war der Baron zur Frau Hanslik gegangen und hatte ihr ein Angebot gemacht: «Ich bin bereit, Ihnen das beschlagnahmte Auto zum Tageskurs abzukaufen.' – Und da kann ich mich noch erinnern, dass sie sehr gehandelt hat, mit einer derartigen Prãpotenz . . . Der Mann is eing'sperrt als Kriegsverbrecher, ich komm' zu ihr, mach' ihr ein faires Angebot, und sie beginnt auf Teufelkommraus zu handeln.»

Maasburg hatte diesen Kaufvertrag bis zuletzt aufgehoben, «denn man weiss ja heutzutage nie, ob nicht schon morgen die Zeit da ist, wo man sich fãr so was entschuldigen muss.»

Fãr diese Befãrchtung scheinen ihm, dem Widerstãndler, die kommenden Ereignisse genug Grãnde zu liefern. «Wir haben uns damals vorgestellt, dass mit der Anerkennung der Regierung auch die Besatzungsmãchte Weggehen werden. Und so haben wir

Die Hinrichtung auf dem Laternenpfahl

Hanslik, der Verräter Biedermanns, schwer belastet

Wien, 13. November (Eigenbericht). Am dritten Verhandlungstag im Prozeß gegen die Verräter des Majors Biedermann wurde gestern das Zeugenverhör fortgesetzt, durch das der Angeklagte Hanslik schwer belastet wurde.

Mehrere Soldaten des Streifenkommandos Wien berichteten als Zeugen, daß Hanslik immer als strenger Offizier und sogenannter »Scharfmacher« gefürchtet war. Der stellvertretende Kommandeur des Streifendienstes Major Nusko, ein intimer Freund des hingerichteten Biedermann, berichtete, daß schon im Jahre 1942 innerhalb der Wehrmacht eine Widerstandsgruppe aufgestellt wurde, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Von der Verhaftung seines Kommandeurs hatte er Kenntnis, konnte aber nichts unternehmen, da er selbst unter Bewachung stand. Leutnant Hanslik bezeichnete anlässlich einer Offiziersbesprechung den hingerichteten Biedermann als »Schwein und heruntergekommenen Offizier«.

Die Frage des Staatsanwalts, ob der Zeuge als stellvertretender Kommandeur am 5. April 1945 zu erreichen war, bejahte dieser mit Bestimmtheit. Er bezeichnete die Behauptung Hansliks, er habe nur deshalb die Gauleitung verständigt, weil niemand vom Stab zu erreichen war, als völlig unrichtig. »Ich kann mir

denken, warum Hanslik mich nicht angerufen hat. Er war ja über meine antifaschistische Gesinnung orientiert«, rief der Zeuge aus. Der Staatsanwalt wandte sich nun an Hanslik: »Ich sage Ihnen auf den Kopf zu, daß Sie von allen Anfang an die Absicht hatten, Ihren Kommandeur zu denunzieren.«

Eine eindrucksvolle Schilderung der Hinrichtung des Majors Biedermann, des Hauptmanns Huth und des Oberleutnants Raschke durch SS-Männer am Floridsdorfer Spitz gab der Zeuge Ferdinand Huschka. Unter atemloser Spannung der Zuhörer erzählte er, daß die drei Offiziere an einem Laternenpfahl aufgeknüpft wurden. Bei Hauptmann Huth riß der Strick, so daß der Offizier zu Boden fiel. Sofort stürzte sich ein SS-Leutnant auf ihn und versetzte ihm mit einem Dolch zwei wuchtige Stiche. Dann wurde dem Hauptmann noch einmal der Strang um den Hals gelegt.

Einige Angehörige der Wehrmachtstreife berichteten über verschiedene Appelle, die Hanslik mit der Truppe abhielt, wobei er erklärte: »Wenn das Reich untergeht, dann gehe auch ich unter.« Hierzu meinte gestern der Zeuge: »Mich wundert es deshalb, Leutnant Hanslik heute zu sehen! Ich dachte schon, es wäre sein Geist.«

Welt am Abend, 13. November 1947

eben gewartet auf die volle politische Freiheit und haben dabei versäumt, für unser persönliches Leben zu sorgen. Damals wäre es leicht gewesen, zum Beispiel in Salzburg den Gewerbeschein für ein Kino zu bekommen. Aber von solchen Chancen haben wir keinen Gebrauch gemacht, weil wir immer noch hofften, dass man uns für die politische Aufbauarbeit holen würde.»

Leider jedoch war das Gegenteil der Fall: «Man hat uns Leute vom Widerstand als Aussenseiter betrachtet. Die Bewegung selbst ist auf kaltem Wege abgewürgt worden. Zum Teil sogar von Menschen, denen die Nazis Nachteile gebracht hatten, wie etwa von den KZlern: Viele von denen haben mitleidig auf uns herunterschaut, gewissermassen mit dem Vorwurf: ‚Was habts ihr denn schon erlebt.. .‘»

Trotz der einstigen Freundschaft und sogar Waffenbrüderschaft mit den ehemaligen slowenischen und kroatischen Partisanen nimmt die neue jugoslawische Regierung den Maasburgischen Besitz in Beschlag. Ende der vierziger Jahre geht er nach Paris, um dort für ein algerisches Autobusunternehmen zu arbeiten. Die Algerienkrise macht dieser Tätigkeit bald ein Ende. Baron Maasburg geht nach Frankfurt zu einem Reisebüro.

«Wie ich da wieder Fuss gefasst und mir eine ganz schöne Position geschaffen hatte, ist der Staatsvertrag gekommen, und so bin ich umgehend nach Wien zurückgekehrt, weil ich mir gedacht hab', man wartet hier auf mich schon – die goldenen Früchte . . . No – und so bin ich halt hier. Damit möcht' ich schliessen – vorläufig einmal.»

Das sind Baron Nikolaus Maasburgs letzte Worte auf dem Tonband. Am 9. August 1965 ist er in Trient gestorben.

Parte:

Christiane Freifrau von Maasburg, geb. Gräfin Ceschì a Santa Croce, gibt im eigenen Namen und im Namen ihrer Söhne Johannes und Leo, Reichsfreiherrn von Maasburg, und ihrer Töchter Maria-Louise Maasburg-Monti und Maria Edita Freiin von Maasburg sowie ihrer Schwägerin Franziska Braunschweig, geb. Freiin von Maasburg, und aller übrigen Verwandten geziemend Nachricht vom Ableben ihres innigstgeliebten Gatten Ing. Nikolaus Reichsfreiherrn von Maasburg, welcher am 9. August 1965 unerwartet im 52. Lebensjahr im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet Montag, den 16. August 1965, am Wiener Zentralfriedhof, 2. Tor, Halle 1, um 10 Uhr 30 statt. Die heilige Seelenmesse wird Dienstag, den 17. August 1965, um 8 Uhr in der Pfarrkirche zum Heiligen Karl Borromäus, Wien 4, Karlskirche, gelesen. – Wien 3, Rennweg 2, am 11. August 1965.–

Drei Freunde sitzen beisammen, Otto Schlegel, Dr. Georg Löwy, Viktor «Burli» Marischka, und erinnern sich Nikolaus Maasburgs. Zwei Eigenschaften waren für den Baron typisch: seine Verschlafenheit und seine Abneigung gegen braune Uniformen. Nikolaus Maasburg konnte in allen Lebenslagen und zu allen Zeiten schlafen – im Stehen, im Sitzen, während des Autofahrens, sogar dann, wenn er selbst hinter dem Steuer sass. Ursache für seine Verschlafenheit war vermutlich eine vernachlässigte Diabetes. Aber darüber konnte nicht einmal er selbst etwas sagen: Nikolaus Maasburg ging nämlich zeitlebens kaum zum Arzt, und wenn, dann nur, um noch Unangenehmerem zu entgehen.

Während des Krieges war es auch, als er einmal von Salzburg nach Zell am See fahren musste. Er setzte sich in die Bahn, schlief ein und erwachte erst, als der Zug im Innsbrucker Hauptbahnhof einfuhr. Daraufhin stieg er in den Gegenzug und nahm sich

fest vor, wach zu bleiben, um Zell am See diesmal nicht zu verpassen. Natürlich schlief er wieder ein und erwachte erst in Salzburg. Neuerlich setzte er sich in einen Zug nach dem Westen und wachte erst in Innsbruck auf, «und das» – wie seine Freunde versichern – «tat er drei Tage und drei Nächte lang. Bis er dann endlich einmal zufällig genau in Zell am See aufwachte . . .»

Dass sich der ehemalige Kadett der Wiener Neustädter Militärakademie mit der Zeit zu einem erklärten Feind spezieller – besonders brauner – Uniformen entwickelte, ist für jeden, der Maasburg gekannt hat, leicht zu erklären. Er fühlte sich als österreichischer Offizier und hat den Anschluss seines Vaterlandes an das Deutsche Reich nie akzeptiert, selbst wenn er – Neffe des «schönsten Leutnants der österreichisch-ungarischen Armee» – deswegen jede Hoffnung auf eine Offizierskarriere begraben musste und immer wieder in Händel verwickelt wurde.

Auch seinen Jähzorn hat er sich bis ins hohe Alter erhalten. Kurze Zeit vor seinem Tod ist er wieder einmal zu Gast bei seinem Freund Schlegel. An solchen Abenden ist die Gesellschaft meist gemischt, heute ist sie dies besonders – einer der Gäste ist nämlich ein ehemaliger Gestapo-Beamter, noch dazu einer, von dem Maasburg einmal verhört worden war.

Es kommt zu einem Disput zwischen dem einstigen Häftling und seinem Inquisitor – in jenem Raum der Schlegelschen Wohnung, wo man sich heute der Angelegenheit erinnert. Der Baron kriegt einen seiner berüchtigten Wutanfälle und gibt dem Mann ein paar Ohrfeigen. Vor Gericht wird er freigesprochen; er hat sich damit verteidigt, dass sein Gegner ihm in den zur Abwehr vorgestreckten Arm gerannt ist und sich dabei leicht verletzt habe.

Nach seiner Rückkehr aus dem Ausland, 1955, bezog er im Palais Schwarzenberg in Wien eine Wohnung mit Blick auf den Rennweg. Er lebte dort als Junggeselle, baute sich – er war handwerklich recht geschickt – die Möbel und kochte auch sein Mittagessen selbst. Er war berühmt für sein Gulasch, in das



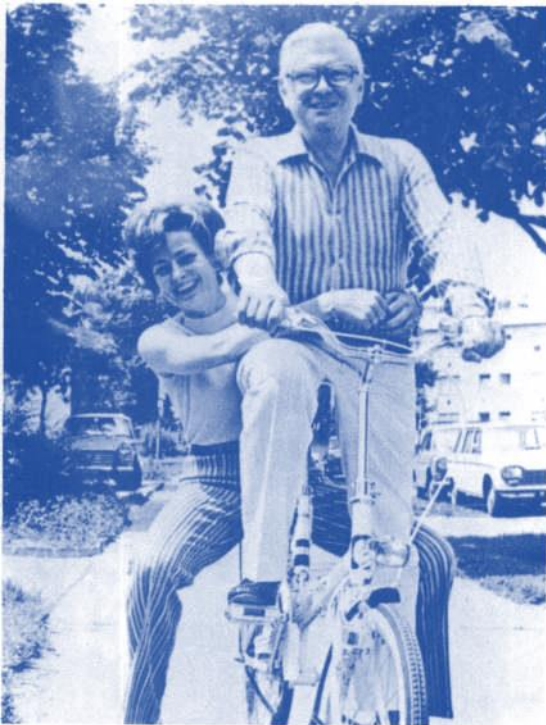
Maasburg mit Freunden in Kitzbühel.

er immer wüste Mengen von Paprika hineinverarbeitete.

Vermögen hatte er keines mehr. Der Maasburgische Besitz war ja beschlagnahmt, jedoch nie entschädigt worden. Nach langem Hin und Her hatte man ihm eine Opferfürsorgerente zugebilligt.

Immerhin konnte Baron Nikolaus von Maasburg schon zu Lebzeiten von sich sagen, dass er der «Vater der Zweiten Republik» ist, auch wenn er dafür nicht einmal einen Orden erhalten hat: Von seinem

Hauptquartier im Palais Auersperg hatte er im April 1945 zwei Tage lang, während in Wien noch geschossen wurde und der Stephansdom brannte, alle Fäden in der Hand gehabt, und zwar indem er einfach das Tor des Palais schloss und zu den Honoratioren einer späteren Regierung sagte: «So, und jetzt bleibt's ihr alle da, bis der Zauber da draussen endlich vorüber ist. Verhandelt wird ausschliesslich über mich...»



Oben: Horst Winter und sein Tanzorchester (1949). Unten: Das Ehepaar Winter (1972): Er hat leicht lachen, feiert er doch eben sein zweites Comeback.

«Ein hübsches Jungengesicht mit gewaltigen Brillen . . .»

HORST WINTER

Obwohl Qualtinger und Horst Winter beinahe Wohnungsnachbarn sind, ist es doch das erste Mal, dass Qualtinger in die Privatgemächer des einstigen Showkollegen vordringt. Sie sind einander immer wieder begegnet, besonders in den ausgehenden vierziger Jahren, aber damals wohnte jeder anderswo; heute, ein Vierteljahrhundert später, erinnern sie sich – nicht unamüsiert – der Dinge, an denen sie einst miteinander gedreht hatten . . .

Qualtinger: «Einmal sollte ich für Horst Winter eine Revue schreiben. Da bin ich also mit dem Liedertextautor Josef Petrak zusammengesessen. Petrak, Pauli Popp, der beim Exposé-Verfertigen dabei war, und ich – wir sollten eine Revue schreiben, die im Konzerthaus aufgeführt hätte werden sollen. Sie kam über dieses Stadium aber nicht hinaus. Denn vor der unseren hatte das Konzerthaus eine andere Revue gebracht – sie hiess ‚Rhapsodie um Topsy‘ –, und die war nun eine vollendete Pleite, obwohl von

Annie Rosar über Rolf Ohlsen bis Susi Nicoletti alles mitgespielt hat; Horst Winter sollte der Star sein.»

Die Veranstalter hatten also Angst vor einer weiteren Pleite, ausserdem kein Geld mehr – kurz, die Qualtinger-Revue war geplatzt.

«Aber eins ist übriggeblieben, komischerweise, eine Nummer, für die hatte der Hailitz bereits die Musik gemacht: ‚Abends, wenn die Sterne wandern.‘

Das war, neben «Hey! Ba-ba-re-bop!» und «Ein kleiner Bär mit grossen Ohren», einer von Winters Erfolgsschlagern nach seiner Landung in Wien als entlassener Kriegsgefangener im Herbst 1945.

So weit sich Horst Winter an seine musikalische Vergangenheit zurückerinnert – mit Uniformen hat sie immer etwas zu tun gehabt, waren es nun die Uniformen der Herren von der Reichskulturkammer oder seine eigene Wachtmeisteruniform, mit der er eigent-



In der «Horst Winter nachempfundenen Kulturgröschenoper Aida» stellte Helmut Qualtinger den Radames dar, Jutta Bornemann die Aida.

lich ganz zufrieden war. «Als Leutnant hätte ich natürlich nicht mehr spielen dürfen, als Wachtmeister war das ohne Weiteres möglich. Also bin ich Wachtmeister geblieben.»

Begonnen hatte die Soldatenspielerei bereits 1937, da war sein Jahrgang dran, und so rückte das «hübsche Jungengesicht» – so das Berliner «12 Uhr-Blatt» in seiner Würdigung – zum Heer ein.

«Der Anfang hiess strippen», war der Titel des Artikels, und damit meinte man damals Gelegenheitsarbeiterei; heute würde man «jobben» sagen. «Das hübsche Jungengesicht mit der gewaltigen dunklen Brille» war nämlich «mit Sorgen beladen» und dennoch «zum Lächeln bereit», weil sein Inhaber a) Geld für Mutter und Schwester verdienen musste und b) dies immerhin mittels Unterhaltungsmusik tun konnte.

So «haben seine Bewegungen jene geheimnisvolle Elastizität, die von schwingenden Notenlinien

abgefedert zu sein scheinen. Nach seinem täglichen Militärdienst singt er, musiziert er auf Wehrmachtstournee, in der Carlton-Bar, oder er besingt Gramophonplatten: Horst Winter.» Aber schliesslich waren am 26. September 1941, dem Tag, an dem der Artikel erschienen war, auch die Wehrmachtsberichte noch jubelnd und «wie von schwingenden Notenlinien abgefedert.»

«Schwingen» durfte man damals noch sagen – «swingen» hingegen war bereits verpönt.

Qualtinger: «Ich kann mich erinnern, ich hab' einmal im Radio den Goebbels gehört, wie er von Benny Goodman als von dem ‚Swingjuden Gutmann‘ gesprochen hat.»

Und gerade dieser Swingjude Gutmann war es, auf den in dieser Zeit Horst Winter und seine Kollegen besonders angewiesen waren, auf ihn und auf Artie Shaw, denn von diesen beiden konnten die jungen Musiker allerhand lernen, besonders der Klarinetist Horst Winter.

Und so sassen sie nachts hinter verschlossenen Türen – «der Fritz Schultz-Reichel, also der ‚schräge Otto‘, der Albert Vossen aus Köln und ich –, hörten ‚Radio Schenectady‘ und schrieben die Noten der Jazznummern mit.»

«Oft kam die Reichsmusikkammer und hat kontrolliert, und wenn wir da Noten gehabt hätten von jüdischen Komponisten, wär's aus gewesen. So haben wir dann die Titel mit den Namen einfach weggeschnitten.»

Zur Revanche schikanierte man dafür die NS-Bonzen, zum Beispiel in Hamburg im ehemaligen «Hotel Esplanade», wo Horst Winter die «Tarentella» eröffnete: «Da war es zum Beispiel so, dass einmal der Gauleiter Kaufmann gekommen ist – und zwar in Uniform. Nun hatten wir aber, um auch am Samstag ein gutes Publikum zu haben, Smoking und Abendkleid vorgeschrieben. Als nun der Gauleiter in seiner Uniform daherkam, zeigten wir auf das Schild und liessen ihn einfach nicht 'rein.» – Kaufmann musste heimfahren und das Kostüm wechseln.

Ferien 1924 in Heringsdorf an der Ostsee. Von links nach rechts: Horst Winter, Mutter Elisabeth, Vater Gotthart und Schwester Ingeborg.



Fünf Jahre, nachdem der ganze Spuk zu Ende war, erfährt Winter auf Norderney, wo er auf Gastspiel ist, von einem Conférencier namens Guderius: «Weisst du, Horst, dass du damals dreimal knapp vor einer Einlieferung ins KZ Oranienburg gestanden bist?» Der Conférencier war damals so etwas wie die rechte Hand des berühmten Staatsrates Hans Hinkel von der Reichskulturkammer, musste es also wissen: «Hinkel, das war der Mann, der über die Gagen der Filmschauspielerinnen bestimmt hat: Wenn sie mit ihm geschlafen haben, war die Gage hoch, wenn nicht, war's aus mit dem Geschäft.»

An einen möglichen KZ-Anlass kann sich Winter noch genau erinnern: 'Das war im «Carlton» in Berlin. Man hatte gerade den Film «Eine anständige Frau» mit Fita Benkhoff – und Horst Winter in einer kleinen Nebenrolle – abgedreht und sass nun beisammen; da zeigte sich auch Staatsrat Hinkel. Er nahm am Tisch der Damen Platz. Droben auf dem Podium

spielte unterdessen Horst Winter «Oh, Josef, Josef...», zwar mit dem harmlosen deutschen Text: «Sie will nicht Blumen und nicht Schokolade», aber dennoch als artfremde Musik leicht erkennbar. Hinkel hörte das, machte einige unwirsche Bemerkungen, wandte den «anständigen Frauen» Benkhoff und Carsta Löck den Rücken zu und verliess das Lokal.

«Horst, du warst so unvorsichtig!» jammerten die Benkhoff und die Löck nachher, und Horst bekam es auch zu spüren. Ein paar Tage später holte man ihn ins Reichspropagandaministerium zur Vernehmung...

Den Staatsrat Hinkel haben nach Kriegsende in Göttingen ein paar von den schikanierten Künstlerkollegen erkannt und fürchterlich verdroschen. Trotzdem gelingt es Horst Winter auch beim Militär immer wieder, sich ein paar Tage Sonderurlaub für Gastspiele herauszuschinden – selbst dort, wo höhnische Vorgesetzte ihm unter die Nase reiben: «Ihr Karabiner ist kein Fiedelbogen, Winter!»



Soldat Horst Winter «unter Palmen» am Gardasee, 1943-

Eines Tages wird er auch offiziell zur Wehrmachtbetreuung herangezogen. Man kommandiert ihn zum Soldatensender Belgrad ab. Auf seiner Reise dorthin macht er das erste Mal in seinem Leben in Wien Station. Dass er hier einmal seine zweite Karriere beginnen wird, ahnt er damals freilich noch nicht. Nach etlichen kriegsbedingten Rundreisen gerät Wachtmeister Winter schliesslich in amerikanische Gefangenschaft – und zwar ins berühmte «Regenlager» bei Andernach, wo es nur nasse Wiesen gab und kein Dach über dem Kopf; wenig Verpflegung.

Und weil die Amerikaner sahen, dass es so nicht weitergehen konnte, verabredeten sie sich mit ihren alliierten Freunden und begannen, ihre Beute nach allen Seiten zu verteilen – gefangene deutsche Soldaten wurden nach England überstellt. Gelegentlich gingen auch Züge nach Frankreich ab. Auf einen solchen Zug sprang POW-(Prisoner of War)-Feldwebel

Winter eines Tages auf und gelangte nach Cherbourg in ein von Amerikanern errichtetes Kriegsgefangenenlager.

Das Camp war so eine Art Wiener Kolonie – und zufällig waren viele dieser Wiener im Zivilberuf Mu-

„Das Erzählen von staatsabträglichen und gemeinen Wiken selbst über die Person des Führers [hat] seit Stalingrad erheblich zugenommen... Das Gefühl dafür, daß das Anhören und Weitererzählen politischer Wike eines gewissen Schlages für den anständigen Deutschen und Nationalsozialisten einfach eine Anmöglichkeit ist, [ist] weiten Kreisen der Bevölkerung und auch einem Teil der Partei-genossenschaft offenbar abhanden gekommen...“

SD-Bericht «Aus dem Reich – geheim – persönlich» vom 8. Juli 1943

siker gewesen – «zum Beispiel der Professor Novak, der heute bei den Philharmonikern ist, oder der Stefan Beinl, der später an der Staatsoper den ‚Lohengrin‘ inszenierte». Für Winter war es daher nicht schwer, im Handumdrehen eine Kapelle zusammenzustellen, mit der man abwechselnd für die deutschen Kriegsgefangenen und für die amerikanischen Aufpasser spielte. Bei den Amis hiess Horst Winter «Harry» –, die Wiener nannten ihn «Horstl».

Für viele POWs wurde «der Horstl» so etwas wie ein lieber Gott, dem es immer wieder gelingt, Vortei-

Dein Körper gehört Deiner Nation,
denn ihr verdankst Du Dein Dasein.

Baldur von Schirach

le für sie bei den Amerikanern herauszuschlagen; und da dies in Frankreich geschieht, lebt «Harry-Horstl» dann auch bald wie jener legendäre Herrgott in Frankreich: es gibt Zigaretten und Schokolade und auch sonst genug zu essen; man brauchte den heim-

wehkranken Amis nur etwas vom «Öl' Man River» oder vom «Old Kentucky Home» vorzuspielen, und schon schmolz ihnen die Schokolade in der Brusttasche.

Horst Winter und seine POW-Band aus Wien hatten also solche und ähnliche Dinge im Überfluss; nur eines bekamen sie nicht – Alkohol. Den stellten sie sich nachts selbst her. Die gefüllten Flaschen haben sie dann vergraben, damit sie die Amerikaner nicht finden konnten.

Erst vor Kurzem ist Winter einem Kumpel von damals auf der Mariahilfer Strasse begegnet. «Servas Horst!» hat er ihn begrüßt, «Kennst mi no? Pi dabbelju – Scherbua – wia ma in der Nacht Schnaps brennt ham. Erinnerst di. ..?»

Natürlich hat er sich erinnert. Denn der nächtliche Schnapsbrennerkollege war einer von denen, die Winter damals überredeten, nach Wien zu kommen. «Nach Berlin kannst jetzt eh net zruck – sagst afoch, du bist a Wiener, und kommst mit uns!»

Also gut: Winter geht in die Schreibstube und gibt bekannt, dass er sich als Österreicher fühle und gerne in die Heimat seiner Väter zurückmöchte, denn «ich bin zwar in Berlin geboren und aufgewachsen, aber mein Vater war eigentlich ein Österreicher – und zwar aus Wiener Neustadt.» – «Na ja», sagen die von der Schreibstube, «dann müssen wir das wohl umschreiben.»

Tatsächlich ist Winter in Oberschlesien, nahe der polnischen Grenze, geboren; und sein Vater ist Mittelschlesier: «Irgendwie kann man daher sagen, ‚Alter Fritz‘, Maria Theresia.»

Qualtinger: «Wärts ihr doch bei Österreich geblieben. . .» –

Für die Entlassungskommission wird Winter nunmehr auf Wiener umgeschult. «Schau», sagen ihm seine Wiener Spezln und zeichnen es auf, «des is der Ring, und des is der Gürtel; dann is hier die Kärntner Strasse, und da is der Stephansdom. Wirst dir's merken?»

Der «Horstl» kommt bald vor die Kommission, und sein Kommissar ist ausgerechnet ein Wiener. In Horstls Kopf beginnen Ring und Gürtel wie in einem



Karikatur aus dem Jahr 1940.

Ringelspiel um den Stephansdom zu rotieren – ja und wo ist denn noch schnell die Kärntner Strasse? Doch der Entlassungsoffizier interessiert sich überhaupt nicht für die geographischen Details seiner Heimatstadt, sondern ausgerechnet für Musik, und so entwickelt sich ein längeres Gespräch über Bing Crosby und die Schlager, die er in den vierziger Jahren gesungen hat. – Über Bing Crosby wird Horst Winter zum Österreicher.

Und im September 1945, am Tag seines Geburtstages, kommt Horst Winter zur Entlassung. Genauer gesagt: man schickt ihn in ein belgisches Lager, wo damals alle entlassenen Landser hinkamen.

In diesem Lager wird er wieder einmal als Horst Winter entdeckt. Man drückt ihm ein Instrument in die Hand und lässt ihn spielen – einen Tag lang, den nächsten. Schliesslich werden mehrere Wochen draus.



Wien 1946: Heimkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft.

Aber das hat auch wieder sein Gutes. Denn einige von seinen Kameraden, die gleich am ersten Tag nach Wien Weiterreisen durften, sind inzwischen zurückgekommen – die Russen an der Enns hatten sie nicht durchgelassen. Und so wandert Horst Winter wieder einmal in die Schreibstube und korrigiert seinen österreichischen Wohnsitz: nicht in Wien warteten seine Lieben auf ihn, sagt er dem Federfuchser dort, sondern in Kapfenberg – in der grünen Steiermark.

Endlich sitzen die Wiener Musiker aus Cherbourg in ihrem Zug mit dem Ziel «heim ins Reich», das in diesem Fall Österreich heisst.

Das erste, was ihnen da widerfährt, nachdem sie die neue Grenze passiert haben: Sie werden von den Engländern gefilzt. Die uniformierten Briten nehmen ihnen Uhren und Gebrauchsgegenstände weg und drücken ihnen stattdessen fünfzig Mark in die Hand. Winter verliert auf diese Weise seine schöne Sammlung amerikanischer V-Disc-Platten, die ihm die

Amis in Cherbourg so nach und nach geschenkt hatten.

Ausgeplündert ziehen sie in Kapfenberg ein – und haben gleich am ersten Abend ihren Auftritt. Denn um Geld zu sparen, spielen sie vor dem Schlafengehen in dem Gasthof, wo sie übernachten wollen, erst einmal ihr Repertoire.

«Da haben wir also unser erstes Konzert auf österreichischem Boden gemacht, zu dritt: der Gabler hat Akkordeon gespielt, der Hansi Novak Geige, und ich hab' gesungen – so haben wir uns erspielt, dass wir umsonst auf der Bank in dem Gasthaus haben schlafen dürfen.»

Am anderen Tag geht es weiter nach Mürzzuschlag. Sie besteigen einen Zug nach Wien – auf gut Glück, denn sie wissen ja nicht, ob die Russen sie über den Semmering lassen.

Und sie haben tatsächlich das Glück, mit dem sie spekulierten – der Zug hält auf dem Semmering, dort wo die Demarkationslinie verläuft. Russische Solda-

ten besteigen den Zug und überprüfen die Papiere: «In Ordnung, dawai!» – Die Lokomotive pfeift, der Zug setzt sich in Bewegung, Richtung Wien, dawai.

In Wien zieht man gemeinsam in die Wohnung eines Mädchens, das einer von ihnen kennt. Dritter Bezirk, Untere Viaduktgasse.

Es dürfte sich um so eine Art Stundenhotel gehandelt haben: «Da gingen nachts die Engländer ein und aus, einer hat den anderen abgelöst; es war recht abenteuerlich!» – Na, jedenfalls ein Anlass, möglichst viel ausser Haus zu sein, und das liegt sowieso auf der Linie der eben eingereisten Musiker, denn sie müssen sich ja nun um einen Job umsehen.

Ihr erster Besuch galt der «Mounier», die kannte einer von ihnen. «Na, wir gehen da 'rein, setzen uns hin, und ich hab' da für meine letzten dreissig Mark eine Flasche Wein bestellt. Auf einmal kommt die Susi herein vom Hutsalon gegenüber, zusammen mit dem Ruki!»

«Ruki» war ein bekanntes Original, ein Prager, eben frisch von dort gekommen, und genau wie Horst Winter und seine Mannen im Begriff, das Wien von 1945 für sich zu erobern.

«Dieser Ruki war ein urkomischer Mann – er hat immer gesagt, so in einem verraunzten Prager Deutsch: ‚Ich scheeeiss mich an!‘ oder ‚No, was saagst du . . . !‘»

Ruki, amtlich Rudolf Galutschek, hat sich in den Nachkriegsjahren mit Gürtel- und Taschenerzeugung befasst; heute lebt er in München und hat dort ein Lederwarengeschäft. Damals legte er jedenfalls den Grundstein für Horst Winters Karriere als Musiker, denn bald nach der stürmischen Begrüssung in der «Mounier» sagt er bei einer der nächsten Zusammenkünfte: «Jetzt tragen Sie ja schon wieder das braune Hemd! – Und dann diese Militärhose. Ich kann Sie schon nicht mehr seeehn! Kommen Sie, da haben Sie den Schlüssel, gehen Sie zu mir in die Pension am Opernring, Zimmer 7, und holen Sie sich einen Anzug aus dem Schrank!»

Der Anzug passte, der Horst sah auf einmal wie-



Horst Winter und das Wiener Tanzorchester (1947).

der aus wie ein Mensch. «Das erste Mal wieder Zivil nach so langer Zeit!» Mit dem entsprechenden Hochgefühl in der Brust geht Winter in die «Eden-Bar».

Die war damals ein französischer Klub mit einer besonderen Spezialität: Am Klavier spielte nämlich kein geringerer als der österreichische Zwölfton-Musiker Hanns Jelinek heitere Weisen für die französischen Besatzungsoffiziere. Als Horst Winter hineinkam, begleitete er auch den noch: «Ich liebe die Sonne, den Mond und die Sterne», «Lass dein Herz bei mir zurück», spielte Jelinek und sang Winter so lange, bis es auch der letzte französische Besatzer wusste: Dies ist Horst Winter aus Berlin, der Schlagerstar der dreissiger Jahre, nun endlich auch im Wien der vierziger Jahre zu hören und zu sehen.

«Die Susi sass da mit Tränen in den Augen. ‚Ich kann mir vorstellen, Horst‘, sagte sie, ‚wie Ihnen jetzt zumute ist, wo Sie das erste Mal wieder vor Zivilisten

spielen könnend – Und da kommt auf einmal eine Frau auf mich zu und ruft: ‚Horst, was machst du denn in Wien!?’ – Ich schau hin – ‚Ja, Horst, kennst du mich denn nicht? Die Wally Nadil aus Berlin!’ – War es doch tatsächlich die Frau des Plattenproduzenten Friedmann von der Decca.»

Man tauscht Erinnerungen aus, Berlin, Kabarett der Komiker. Und auf einmal sagt Herr Friedmann, der bislang seine Frau hat reden lassen: «Herr Winter – wollen Sie nicht wieder Schallplatten machen?»

Winter ist skeptisch. «Herr Friedmann, wir schreiben November 1945. Die Leute können nicht einmal ihre Zimmer heizen, und da wollen Sie schon Schallplatten machen?»

Es stellt sich heraus, dass Friedmann einen smarten jungen Mann kennt, der über Schelllack, ein Tonstudio und sonst einige Beziehungen verfügt. Gerhard Mendelson heisst der damals zweiunddreissig jährige Geheimtip der Branche, und Friedmann

Zeit unumschränkt das Feld beherrschte. Er verleibte den deutschen Einwanderer in seine Band ein, und so konnte Horst Winter bereits am 6. Dezember 1945 im Konzerthaus ein österreichisches Debüt erleben. «Saxophon hab’ ich da geblasen und gesungen – ei-

Neue Schallplatten kommen

Wien, 11. Oktober (Eigenbericht). Die Elite-Schallplattengesellschaft – derzeit Österreichs einzige Schallplattenfabrik – hat schon im Vorjahr die Herstellung neuer Schallplatten aufgenommen und konnte bisher eine große Anzahl auf den Markt bringen.

Nunmehr ist eine neue Schallplattenserie herausgekommen, die den Musikfreund genauso erfreuen wird wie die vorangegangene. Neben den schon bekannten Künstlern – wie Horst Winter, die Geschwister Schmid, Peter Kreuder, Franz Schier, Walter Müller, Johannes Heesters und anderen – macht man die Bekanntheit vieler Nachwuchskräfte: Herta Mayen, Billy Toffel, Ernst Landl, Jaro Schmied, Ernst Kühn . . .

Welt am Abend, 11. Oktober 1947

bringt ihn schon am nächsten Tag mit Horst Winter zusammen.

Durch seinen Auftritt in der «Eden» ist auch noch ein anderer Gönner auf Winter aufmerksam geworden – Hans Neroth, der mit seiner Kapelle zu dieser

Eine Million Schallplatten in Österreich

Das Austrophon-Studio in Wien feiert Jubiläum – 780 Plattenaufnahmen in zwei Jahren

Wien, 21. Juni (WA). Als vor etwa zwei Jahren eine Wiener Schallplattenfirma etwas großsprecherisch Plakate mit dem Titel »Wir kommen« in Wien anschlagen ließ, hätte wahrscheinlich niemand geglaubt, daß dieses Versprechen in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte. Gewiß ist eine Schallplatte nicht ein Bedarfsgegenstand, der zu den unbedingten Erfordernissen des Lebens gehört, und doch ist sie imstande, Freude und Wohlbehagen zu vermitteln. Österreichische Künstler haben in 780 Aufnahmen Frohsinn und Heiterkeit verbreitet und damit zu einer Entspannung und Ablenkung von den Tagessorgen beigetragen.

Wir finden unter den Mitarbeitern der Austrophon alle Namen von Rang. Die Staatsoper ist ebenso vertreten wie die beliebten Volkssänger. Den größten Erfolg erzielte der Schlager »Mariandl«, dessen Plattenaufnahme beispielsweise in der Schweiz reißenden Absatz fand.

Bei einer kleinen Feier im Studio der »Elite«-Schallplattengesellschaft vereinigten sich die Chefs der Firma mit den Wiener Künstlern, wobei die millionste in Österreich erzeugte Schallplatte, ein Wiener Liederpotpourri, vorgeführt wurde. Stadtrat Dr. Matejka würdigte die Pionierarbeit der Studios und bezeichnet die österreichischen Schallplatten als Kulturträger im besten Sinne.

Welt am Abend, 21. Juni 1948

nen Riesenerfolg hatte ich an diesem Abend – mit Schlagern eben, die man von mir kannte.»

Dann wurde Mendelson virulent, er hatte endlich seine «Austrophon-Gesellschaft» gegründet, stand dabei mit einem Bein in der Schweiz – die guten «Elite»-Schallplatten – und mit dem anderen ein wenig in der Geldtasche des Willy Forst, der vorläufig noch keine Filme machte, dafür aber eine pikfeine

„Schwarze“ Schallplatten um vierzig Prozent billiger

Wie macht man einen „Schritt“ auf Kosten von Künstlern?

Wien, 11. Mai. (WF.) Durch eine Anzeige des Jambkapellmeisters Horst Winter ist, wie berichtet, eine Schallplattenaffäre aufgefliegen. Dem Geschäftsführer der Austrophon-Schallplattenstudio G. m. b. H. in der Lothringerstraße, dem 37jährigen Gerhard Mendelson, wird zur Last gelegt, daß er etwa 100.000 Schallplatten „schwarz“ herstellen ließ.

Dadurch ersparte er sich nicht nur die Zahlungen an die Künstler und an die AKM, sondern auch die Entrichtung der Steuer. Horst Winter erklärte, es sei ihm von einem Händler schon im Jahre 1947 berichtet worden, daß Elite-Schallplatten schwarz gepreßt und dann ohne Fakturen verkauft würden.

Als er Mendelson zur Rede stellte, zahlte

ihm dieser eine Entschädigung. Der Geschäftsführer der Schallplattenfirma erklärte damals, er habe die „schwarzen“ Platten als Kompensationsware verwendet, um Öl zu erhalten.

1949 erfuhr Horst Winter, daß die Mechanationen mit Schallplatten fortgesetzt würden, und daß Händler, die diese „schwarze“ Ware ohne Fakturen erwarben, 40 Prozent Rabatt erhielten. Nach Horst Winters Angaben war auch die Tatsache, daß einige Musiker sein Orchester verließen und sich zu einer Jazzkapelle zusammenschlossen, auf den Einfluß Mendelsons zurückzuführen. Der Geschäftsführer der Schallplattenfirma wollte am 15. Mai wieder in Wien eintreffen, doch rechnet man damit, daß er nunmehr seine Reisedispositionen ändern wird.

Die «Weltpresse» berichtet über die Schallplattenaffäre.

Illustrierte herausgab, in der er einiges über den Film im Allgemeinen wie auch über das, was man sich damals in Österreich darunter so vor stellte, zu Papier brachte. Den guten Ton sollte dazu die «Austrophon» des Gerhard Mendelson liefern.

Und sie tat das eine Weile auch ganz ordentlich. Neben ihrem ersten Schlagerstar Horst Winter – der schon bald eine eigene Band beisammenhatte, das «Wiener Tanzorchester», mit der er im Tanzpalast «Triumph» in der Wiener Annagasse auch jene Nummern intonierte, die gerade die Plattenpresse verlassen hatten – verfügte die «Austrophon» auch noch über andere zügige Namen aus dem damaligen Showgeschäft: Hermann Leopoldi, Johannes Heesters, Hertha Mayen.

1948 war es soweit – das «Austrophon»-Studio in der Lothringerstrasse konnte die Millionste Schallplatte melden, «ein Wienerlieder-Potpourri.» Stadt-

rat Dr. Matejka würdigte die Pionierarbeit des Studios und bezeichnete die österreichischen Schallplatten als «Kulturträger im besten Sinne», wie das «Neue Österreich» damals im Juni schrieb, denn «gewiss ist eine Schallplatte nicht ein Bedarfsgegenstand, der zu den unbedingten Erfordernissen des Lebens gehört, aber sie ist doch imstande, Freude und Wohlbehagen zu vermitteln».

Die Freude war zu dieser Zeit allerdings schon nicht mehr so ganz ungetrübt wie damals im März 1946, als Mendelson auf den Plakatwänden Wiens die geheimnisvollen Worte affichieren liess: «Wir kommen!»

Er kam zwar, und er kam dabei auch auf seine Rechnung, aber dafür kamen wieder die anderen zu kurz: Mendelson hatte nämlich neben der Million gemeldeter und im Juni 1948 allseits so gefeierter schwarzer Scheiben auch etliche daneben «schwarz» pressen lassen.



Mit Zuversicht in die Zukunft . .

Hinter diesen Schmah war Winter schon 1947 gekommen: «Ich hab' davon geh6rt, dass die Vertreter vom Mendelson zu den H6ndlern gehen und zum Beispiel sagen: ‚Ich hab' da eine neue Platte von dem Winter. Sie k6nnen zehn davon haben – gegen Faktura. Wenn Sie aber auf die Faktura verzichten, k6nnen wir ihnen f6nfzig geben'.» – Damit hat sich Mendelson die Abrechnung mit den K6nstlern und

der AKM erspart und somit auch eine Menge Geld. Das war damals anscheinend eine recht verbreitete Übung, denn Qualtinger weiss aus eigener Erfahrung 6hnliches zu berichten: Auch die Betreuer der Jukeboxes, die ja zu dieser Zeit aufkamen und eine Menge Qualtinger-Merz-Bronner-Titel im Repertoire hatten, waren bei ihren Abrechnungen oft

äusserst zurückhaltend. «Ich hab' von meinem ‚Gschupften Ferdl'», erinnert sich Qualtinger, «nie auch nur einen Groschen gesehen!»

Horst Winter machte sich die Mühe, den Schwindel aufzudecken. «Da hab' ich mir einen Zeugen genommen und bin zu den Händlern gegangen, hab' mich vorgestellt und gesagt: ‚Bitte, wir wollen jetzt etwas sehr Nettes machen, so eine Art Bestseller-Liste von Schallplatten. Wir wissen natürlich, dass Sie auch Platten ‚unter der Budel' verkaufen – sagen Sie uns doch ein paar Zahlen, damit wir unsere lieben Kollegen dann entsprechend ehren können!'»

Auf diese Art erfährt Winter, dass etliche Tausend Platten im Handel sind, über deren Verkauf er keine Abrechnung erhalten hat. «Und ich hab' pro Schallplatte immerhin einen Schilling bekommen, und das war damals, wo der Schilling noch mehr wert war, auch nicht gerade zu verachten.»

Winter geht zu Mendelson. Der redet sich auf die Russen aus: Er habe die Platten den Russen gegeben, um dafür Öl zu bekommen. Das Öl brauche er wieder für die Plattenproduktion. «Wahrscheinlich haben die Ihre Platten an die Händler billig weiterverkauft. . .» Und er bietet Winter eine Entschädigung an.

Das geschieht 1948. Ein Jahr danach ist der Schwarzhandel mit den Platten bereits wieder in vollem Schwung. Nun ist es Winter zu dumm, und er macht Anzeige. Eines Morgens um sechs wird im Büro der «Austrophon» eine Haussuchung durchgeführt. Das Material reicht aus, um Mendelson verhaften zu können.

Qualtinger: «Damals wollte ich dem armen Mendelson im Namen des Horst Winter einen Brotwecken ins Gefängnis schicken, in den eine Säge eingebacken war . . .»

«Mich», lacht Winter, «hat Quasi auch einmal drangekriegt. Da hat er sich als amerikanischer Manager ausgegeben und mich vor das Burgtheater dirigiert. Und da ist schon die Annie Rosar gestanden und hat gleichfalls – und ebenfalls vergebens – auf ihren amerikanischen Manager gewartet.»

Auch umgekehrt gab's was. Qualtinger ruft eines Tages als Horst Winter die HeleneThimig an: «Gnädige Frau, hier Horst Winter. Es geht da um Folgendes: Wir wollen eine Aktion für notleidende Kollegen durchführen und möchten Sie nun fragen, ob Sie dabei mitmachen würden?»-»Ja schon, gewiss, und in welcher Rolle?» – «Ja, gnädige Frau, es handelt sich um notleidende Musiker. Da sollte es schon was Musikalisches sein. . . Frau Professor, sagen Sie es uns ehrlich – können Sie blasen?» – Soviel über Qualtinger als Horst Winter.

Und da gab es noch eine Geschichte, wo beide miteinander hineingefallen sind: der Horst Winter als Horst Winter und der Helmut Qualtinger als Helmut Qualtinger. Und das während einer «Italienischen Nacht». So nämlich hiess ein Ball der Studenten im Volksgarten.

Qualtinger war als Conférencier engagiert, Horst Winter sollte die Musik machen. Um Mitternacht, als man sich die Gage holen wollte, stellte sich heraus, dass die Veranstalter mit der Kassa durchgebrannt waren. Nun hätten die Künstler zwar auch abhauen können, aber das wollte man dem Publikum nicht antun, und so trat Horst Winter vor das Mikrofon, meldete die Pleite und kündigte an, dass man trotzdem bis zur ersten Strassenbahn weiterspielen würde: «Denn», so Winter an anderer Stelle, «bei mir ist das Publikum immer Nummer eins.»



Fatty George, als er noch der Pressler Franz war,
und als weltbekannter Klarinettenist (mit Vivi Bach).



Der Franz von der Eisenhandlung

FATTY GEORGE

Fatty George ist einer von den alten Freunden. Qualtinger kennt ihn aus den Kriegstagen. Fatty, damals noch unter seinem bürgerlichen Namen Franz Pressler bekannt, traf sich in dieser Zeit bereits regelmässig mit seinen Musikerkollegen in einer Wohnung im fünften Bezirk. Die Wohnung gehörte einem Mann, der heute in Frankfurt als Atomwissenschaftler lebt. Die jungen Leute kamen dort zusammen, um heimlich verbotene Ami-Schlager zu proben. Qualtinger – mit seinen fünfundvierzig Kilogramm als solcher kaum erkennbar – war mit von der Partie. Als Zuhörer. Weil es eben was Verbotenes war.

Noch heute erinnert sich Fatty an diese aufregenden Zusammenkünfte: «Das war eine hochtechnisierte Wohnung. Der Hardung hat da ein Zimmer gehabt, mit Maschinen und Transformatoren. Dort hätt' er, wie er g'sagt hat, jeden umbringen können – mit Strahlen. Wennst mit dem Gesicht zur Wand g'standen bist, ist es noch gegangen. Aber wehe, du hast dich umgedreht – schon haben dich die Strahlen

erwischt, und du warst tot. Ich hab' das zwar nie erlebt, aber der Hardung war da ganz sicher – na ja, schliesslich ist er ja heute auch Atomwissenschaftler.. .»

Die Gruppe hat sich «Panther-Platte» genannt. Sie hat zu einer Zeit «gejamt», als Hans Neroth noch im Rebberrigg-Zelt «Mein blondes Käthchen» gespielt hat und Jeff Palme als Clown aufgetreten ist.

Ursprünglich wollte Franz Pressler die sichere Laufbahn eines Eisenhändlers einschlagen – gegen den Wunsch der Eltern: Die hatten vor, aus Franz einen Musiker zu machen, weil sie nämlich selbst Musiker waren, Schrammelmusiker. Aber Franz wollte in der engen elterlichen Wohnung nicht zusätzlichen Lärm verursachen. Und er vermied peinlich jede Gelegenheit, das Musizieren zu erlernen.

Mit fünf hatte man ihn einst zu einem Geigenlehrer geschickt. Doch der kleine Franz spielte den Schüchternen – er klopfte so behutsam an die Tür, dass der Lehrer ihn nicht hörte, dadurch auch nicht in die Lage kam, «herein» zu sagen. Und da musste

Franz, so leid es ihm tat, eben wieder mit dem Geigenkasten unterm Arm abziehen.

Beim Klavier war es ähnlich. Ein Jahr lang hätte er Zeit gehabt, auf dem Pianino seiner Tante «Stille Nacht» zu üben. Aber dann kam Weihnachten, und

Eine neue Schuhtauschstelle in Purkersdorf

Meldung des *Völkischen Beobachter* vom 15. März 1940

die Nacht war noch stiller als sonst, denn Franz war nicht in der Lage, aus dem Kasten auch nur einen passenden Ton herauszudrücken.

Schweren Herzens liessen die alten Presslers also ihren Sohn in die Eisenbranche ziehen. 1941 hatte Franz sein Debüt in der Firma Karl Krumpholz, Wien 10, Angeligasse 37. Angetan mit einem Arbeitsmantel – Dessin «Pfeffer und Salz» – klopfte er seine ersten krummen Nägel gerade und lenkte, zwischendurch, als Vierzehnjähriger das Fahrzeug des Meisters; die älteren Angestellten waren bereits alle an der Front.

In Soldatenuniformen liefen damals auch ein paar Leute herum, die sich regelmässig in einem Hinterzimmer des Tonstudios «Horak», Ecke Inzersdorfer und Laxenburger Strasse, trafen, um auf Wachsplatten verbotene Musik aufzunehmen.

«Das Zimmer», erzählt Fatty heute, «war mit einer Decke vor der Tür schalldicht gemacht. Und wie ich da einmal die Decke wegziehe, sehe ich ein paar uniformierte Posten. Die waren fast alle schon in Trance.»

Als Musiker in Soldatenuniform waren zu erkennen: der Koller, der Mertl Hansi, der Gartner Fritz – heute Sekretär bei der Musikergewerkschaft – der Fred Leer, Bandleader, für den spionierenden Eisenhandlungsgehilfen Pressler ein «Unnötiger», weil er ja nur «a one, a two, a one-two-three-four» und sonst nichts gemacht hat. Gespielt wurde nach einem Bud-Freeman-Arrangement. Da ist dem Franz plötzlich der Knopf seines «Pfeffer-und-Salz»-Mantels aufge-

gangen – was er so lange zu hintertreiben verstanden hatte, wollte er plötzlich selbst tun: In ihm regte sich auf einmal ein unbändiges Verlangen, auch so verbotene Dinge spielen zu können, wie es ein Bud-Freeman-Arrangement damals war, am liebsten auf einem Saxophon. Das besorgte ihm ein Cousin, gleichfalls ein Angehöriger der grossen und siegreichen deutschen Armee. Der militärische Cousin fuhr in Biarritz, wo er stationiert war, mit seinem Panzerwagen ein wenig gegen die Scheiben einer Instrumentenhandlung; er stieg aus, sagte «Verzeihung», nahm sich ein Saxophon vom Regal und fuhr mit dem silberglänzenden Souvenir in sein Quartier zurück. – Ein paar Tage später wurde ein Feldpostpaket in der Presslerschen Wohnung abgegeben. Der Saxophon-Karriere des strebsamen Eisenhändler-Lehrlings stand nichts mehr im Wege.

Seine ersten Blase-Stunden nahm Franz bei einem, wie er ihn bezeichnet, «sehr skurrilen Typ» aus der Steudelgasse im zehnten Bezirk.

«Der Mann hat sämtliche Musikinstrumente unterrichtet; beherrscht hat er kein einziges. Das wirklich Imposante an ihm aber war sein Telefon – Telefone waren damals ja eine Rarität. Gleich beim erstenmal hat es geläutet. Er hat den Hörer abgehoben und sich gemeldet: ‚Reichshochschule für Musik‘,

Die Erhebungen der Musikkammer... hatten ein katastrophales Ergebnis. Ursprünglich wurde mit 50.000 Musikschülern gerechnet, die abschließende Statistik ergab jedoch nur ungefähr 13.000. Charakteristisch dafür ist, daß in ganz Wien nur 33 Cellisten sind; Viola lernt überhaupt niemand mehr. Von der Musikkammer wurde ausgerechnet, daß in 10 bis 12 Jahren bei gleicher Entwicklung Wien zum selbständigen Musizieren nicht mehr fähig sein würde...

SD-Bericht aus Wien vom 19. November 1939

und dann hat er ein furchtbar wichtiges Gespräch geführt. Das hat sich ein paarmal wiederholt. Bis ich draufgekommen bin, dass diese Gespräche alle nur ‚Schmäh‘ waren: Wenn’s geläutet hat, war das gar



Die «Drei Edis», Josef Krasny, Edi Belay und Franz Pressler.

nicht sein Telefon, sondern die Türglocke, an der seine Frau heimlich gedrückt hat.»

Und dann ist eines Tages der Kottal gekommen, der Freund vom «Erdapfel» und vom «Paradeiser», Schrammlerkollegen der Pressler-Eltern. Als er hörte, dass der junge Franz ausgerechnet in der angeblichen «Reichshochschule für Musik» in der Steudelgasse Saxophon lernen soll, war er ganz entsetzt und hat gesagt: «Der Bua muass unbedingt weg von dem Friedhofsgeiger. I werd' schau, dass i ihn im Konservatorium unterbring'!»

Das ist ihm dann auch gelungen, dem Kottal, und so hat der Pressler Franz endlich einen geregelten Unterricht bekommen – oder was man damals eben unter «geregelt» verstand: tagsüber zehn Stunden Arbeit zwischen staubigen Regalen voller Nägel und Schrauben für Volk, Führer und Vaterland, und abends dann Tonleitern, Fingerübungen und Theorie in Musik.

Aber auch schon Auftritte vor dem Publikum.

Denn bereits 1943 gab es die «Drei Edis», eine Gruppe bestehend aus Edi Belay (alias Swoboda), einem perfekten Harmonikaspieler, der heute beim Gaswerk angestellt ist, Josef Krasny und Franz Pressler, dem Virtuosen auf einem requirierten französischen Saxophon.

«Wir hatten ein Repertoire, bestehend aus fünf Nummern – darunter ‚Für eine Nacht voller Seligkeit‘ und ‚Leichte Kavallerie‘ – damit haben wir unser erstes Engagement bestritten; das war beim Klein in der Hernalser Hauptstrasse.»

Damals erfuhr Franz auch die Verquickung von Kunst und Kommerz und damit zum ersten Mal eine herbe Enttäuschung seines idealischen Strebens. Und das kam so: Jedesmal, wenn eine besonders gute Nummer dran war und er sich schon freute, mit seinen sorgfältig einstudierten Solopassagen brillieren zu können, war das Stück auch schon aus. Wenn er dann seine erwachsenen Kollegen fragte, warum und wieso, sagten die ihm lediglich: «Gib a Ruah, bieder Bua, und spül. . .» Allmählich kam er dem Geheimnis auf die Spur: Die Kollegen veranstalteten eine Art Wunschkonzert, indem sie Bestellungen aufnahmen und sich diese bezahlen liessen; und damit an einem Abend möglichst viele solcher Bestellungen ausgeführt werden konnten, kürzten sie einfach die Stücke, spielten Anfang und Schlusschorus und brachten so den Pressler Franz um seine jugendlichen Triumphe.

Aber der Franz hatte es auch in anderer Hinsicht schwer – so etwa, wenn es um den Besuch der Wiener Steffl-Diele ging. Dieses Lokal – gegenüber dem Stephansdom – war während des Krieges ein bekannter Treff des damaligen «Undergrounds» – Widerstandskämpfer, im Verborgenen lebende «Artfremde», Jazzer und Ausländer verbrachten hier die Nächte, aber auch Angehörige der Waffen-SS und sonstiger Organisationen, deren Mitglieder die Schneid besaßen, sich trotz Führer und Fahneneid in einem abenteuerverheissenden Milieu zu bewegen, gehörten zu den Stammgästen.



Swing, der Modetanz der frühen vierziger Jahre.



Es ist nur natürlich, dass eine solche Umgebung auf einen jungen Mann, der seine Zukunft im Nachtgeschäft sah, besonders attraktiv wirkte. Franz wollte also «auch dabei sein». Leider sah man ihm trotz Grösse und Leibesfülle die fünfzehn, sechzehn Jahre immer noch an, und so entschloss er sich zu einer Maskerade: Er malte sich mit einem Augenbrauenstift einen Bart auf die Oberlippe.

So schummrig die Beleuchtung in der «Steffl-Diele» auch war, dem Oberkellner reichte sie jedenfalls, um den wahren Sachverhalt zu erkennen. Franz Pressler wurde aus dem Lokal expediert.

Fortan musste er sich also begnügen, seinen Lieblingen, Viktor Ducini, Ernst Landl und Herbert Mytteis, Stars des Ensembles, von der Garderobe aus zuzuhören. Dabei konnte er auch hin und wieder ihre Blicke erhaschen, wenn etwa einer von ihnen aus dem ersten Stock herunterkam, um zu telefonieren.

Ein besonders heftiger Telefonierer war Herbert Mytteis, damals Franz Presslers grosses Idol. Einmal stand Mytteis besonders lang in der kleinen Kabine. Franz, aus ehrfürchtiger Entfernung sein Vorbild beobachtend, sah durch die runde Scheibe in der Tür, wie der sehnige Musiker den Hörer umklammert hielt – inbrünstig, leidenschaftlich. Dabei schüttelte es ihn, seine Schultern flogen hin und her. «Ob er wohl weint?» fragte sich Franz Pressler bekümmert und überlegte schon einige Trostworte, wenn der Herbert wieder herauskommen würde.

Da flog die Tür auf, Mytteis taumelte auf den Flur und hätte beinahe seinen jungen Bewunderer umgestossen. Doch was sah Franz Pressler da: Der begnadete Musiker und routinierte Telefonierer war gar nicht allein in der Zelle gewesen. Am Boden jedenfalls kniete ein holdes Mägdelein und leckte sich die Lippen. Wahrscheinlich war das Lokal wieder einmal so gut besucht, dass die eigentlichen *Chambre séparées* bereits alle besetzt waren.

Aber auch für Franz Pressler kam die Zeit, da man ihn nicht mehr aus Lokalen wies.

Eines Tages hatte Franz das wehrhafte Alter erreicht, und so liess sein «Führer» ihm schnell einen Einberufungsbefehl zukommen. In seiner Not wandte sich der Junge an den lieben Gott – das war damals für ihn ein Mann, den man in der Familie den «Peter-Onkel» nannte und der mit allen Salben geschmiert war.

«Der Peter-Onkel war nie in seinem Leben krank. Trotzdem hat er es verstanden, beim Militär als Heimschläfer und GVH eingestuft zu werden. Als man mich zur Musterung bestellt hat, hat er mir ein paar Pillen zugesteckt – ich soll das Zeug zwei Stunden vorher nehmen, hat er gesagt. Wie ich dann vor der Kommission gestanden bin, hab' ich geglaubt, mein Herz steht am Kopf.»

Aber gleich darauf war es wieder geradegerichtet, denn man hatte den Franz freigestellt. Er war eben noch gut genug, für drei Monate nach Halbthurn in ein Wehrtüchtigungslager zu gehen.

Aber nicht einmal diese drei Monate hat er ausgehalten. Schon nach acht Wochen ging er stiften. Er ist auf einen der Züge gesprungen, die hinter dem Barackenlager vorübergefahren sind, und nach Wien gefahren. Dort hat er in den letzten Kriegswochen seine gewohnten Tätigkeiten wiederaufgenommen, hat Saxophon geblasen und in der Eisenhandlung Krumpholz Nägel und Schrauben sortiert.

«Das war direkt unheimlich», erinnert er sich heute. «Die haben mich überall gesucht. Aber dort, wo sie mich am leichtesten gefunden hätten, beim Krumpholz, da hat keiner 'reingeschaut.»

Arbeit macht frei. Diese Devise hatte anscheinend auch noch während der letzten Kriegstage ihre Geltung. Der Franz machte sich das zunutze: Er liebte sich von seinem Dienstgeber einen kleinen Handwagen, schraubte einen alten Balalaika-Ofen auf die Ladefläche und zog – immer noch den alten «Pfeffer-und-Salz»-Mantel über der Zivilkluft – am Abend vom Geschäft in sein Nachtquartier, einen Keller in dem Wohnhaus seiner Grossmutter.

«Mit dem Ofen auf dem Wagerl hat mich kein Mensch aufgehalten. Da war ich ein Werkträger und

als solcher für jede Heeres- und Zivilstreife uninteressant.» – Im Gegenteil: Er bekam als Fahnenflüchtiger sogar noch Aufträge von NS-Organisationen. Eines Tages stand wieder einmal eine Durchhalte- rede des Führers auf dem abendlichen Programm des Reichssenders Wien. Und weil das natürlich eine festliche Sache war, hatte man in einem der zahlreichen Reichsarbeitsdienst-Lager in der Umgebung Wiens beschlossen, vor der Führerrede noch einen «Bunten Abend» zu veranstalten. Als Musiker hatte man eine Gruppe engagiert, der auch Franz Pressler angehörte: Edi Fahsl, Schlagzeug, Karli Schwarz, Trompete, und noch einige Leute. Die Zugnummer war der – natürlich verbotene – «St. Louis Blues».

«Und diesen ‚St. Louis Blues‘ haben wir etwa anderthalb Stunden lang gejazzt. Die Leute sind kopfgestanden. Es war ein Hexenkessel; man kann sich das gar nicht vorstellen. Die RAD-Genossen waren ja alle völlig ausgehungert nach so was. Da sind sie also herumgehupft und haben ihre Hüte in die Luft geschmissen. Tanzen war ja verboten.»

Mit dem Ergebnis, dass sie die Rede des Führers versäumt haben. Draufgekommen sind sie allerdings erst, als einer von den RAD-Oberen hereingestürzt kam und mit einer 08 gegen die Decke geschossen hat. «Ihr Schweine!» hat er geschrien, «jetzt, wo der Führer spricht! Und noch dazu diese entartete Musik aus Amerika!»

Und dann wurden sie verhört. Zwei Stunden lang, einzeln und in Gruppen. Man wollte das Geständnis, dass hier zum Zweck der Wehrkraftzersetzung verbotene Musik gespielt worden war.

«Aber das war ja gar nicht der ‚St. Louis Blues‘», sagte der Pressler Franz liebenswert, und die anderen nickten dazu. «Das war eine Komposition von mir, sie heisst ‚Stammgericht‘ und geht so: Bara – baraba – Baraba – bndu . . ., Noten haben wir allerdings leider keine, denn wir spielen alle aus dem Kopf.»

Man konnte ihnen nichts beweisen, und so verlief sich die Sache im Sand. Es war auch gar nicht mehr

die Zeit dazu, sich über derlei Kleinigkeiten aufzuregen, die Wehrkraft war ohnedies bereits zersetzt. Die Russen standen vor der Tür. Und als sie diese Tür aufgestossen hatten und nach Wien einmarschiert waren, war Musik à la Pressler auf einmal wieder ein begehrter Artikel. Der Franz und seine Kollegen hatten alle Hände voll zu tun, um die neuen Besatzer bei Laune zu halten. Leider waren sie musikalisch auf die Gäste aus dem Osten nicht entsprechend vorbereitet – sie waren mehr auf «St. Louis Blues» und «Flat Foot Floogie» eingearbeitet. Und so spielten sie diese und andere westliche Weisen einfach in Moll, um ihnen russische Melancholie zu verleihen. Sie rührten damit ganze Kompanien von Rotarmisten zu Tränen.

Dass sie mit ihrer Musik gut ankamen, erwies sich beim Honorar – dieses wurde zwar nicht regelmässig bezahlt (manchmal gab es auch nur Tritte in den Hintern) –, aber wenn die tatarischen und kaukasischen Genossen einmal etwas springen liessen, waren sie immer grosszügig. Einmal bekam Bandleader Pressler eine ganze Aktentasche voll frisch gedruckter Hundertschillingscheine, dann wieder ein halbes Schwein zum Sattessen für sich und seine Musiker. Eine solche Grosszügigkeit war allerdings begründet: die Musiker in den russischen Klubs schwebten fast ständig in Lebensgefahr.

In den ersten Stunden, solange die Leute noch nichts getrunken hatten, ging's ja noch. Aber dann – so gegen Mitternacht, wenn der Offizier sich zurückgezogen hatte – ist die Mannschaft wild geworden und hat zu schiessen begonnen. Hauptsächlich auf die grosse Trommel – die hat so schön weiss geleuchtet!

Die Folge war, dass Pressler ständig unter einem Mangel an Schlagzeugern litt; nicht etwa, weil die Russen sie totgeschossen hätten, es waren ja nur reine Zielübungen, sondern weil sie alle nach einem Mal genug hatten.

Der Einzige, der dem Pressler Franz treu blieb, war der blinde Pianist Ernst Novacek. Das aber auch nur, weil der Franz ihn beschwindelte: Sobald es wie-



Amerikanische Sil-
vesterfeier,
Wien 1945/46.

der einmal krachte und der Novacek zusammenzuckte, beruhigte ihn der Chef, dem die Sache ja selbst äusserst unangenehm war: «Brauchst ka Angst haben, Ernstl, des san nur Knallfrosch'!»

Für die Schlagzeuger fand Pressler schliesslich auch eine Lösung: Er knüpfte an die Charleston-Maschine eine lange Schnur und liess den Drummer ein paar Meter seitlich Platz nehmen – Trommel mit

Fernsteuerung; von da an blieb ihm auch der Schlagzeuger erhalten.

Dennoch wurde die Silvesternacht 1945 für die Pressler-Leute beinahe zu einem Fronterlebnis. Zu dieser Zeit war Wien bereits vierfach besetzt. Der Franz hatte sich umgesehen und ein Engagement bei den Franzosen zustande gebracht. Nun sollte man am 31. Dezember 1945 von abends bis Mitternacht

bei den Russen und für den Rest der Nacht, also bis zum Morgen des 1. Januar 1946, im französischen Sektor musizieren.

Wohlweislich hatte Pressler mit den Franzosen auch gleich die Transportfrage ausgemacht: Um Mitternacht sollte ein Lastwagen bei den Russen vorfah-

1945:	
Amtlicher Richtpreis für Schmalz:	bis 2,80 RM
Handelspreis auf dem Schwarzen Markt:	ca. 150,— öS
(Preis per Kilo)	

ren, Instrumente und Musiker aufladen und die Fracht in den französischen Klub überführen.

Es klappte auch alles vorzüglich. Kurz vor zwölf tauchte der Wagen am Hintereingang der russischen Kantine auf, wo die Pressler-Band musizierte. Die Instrumente wurden verladen, die Musiker sprangen auf – auch der blinde Novacek war bereits auf dem Lastwagen –, als plötzlich ein paar besoffene Russen aus der Kantine stürzten und mit der Maschinenpistole zu fuchteln begannen: sie wollten sich das Vergnügen nicht nehmen lassen.

«Stoj!» riefen sie, aber der Lenker hatte bereits Gas gegeben. Der Wagen war schon ein paar Meter gefahren, da begannen die wütenden Rotarmisten hinterherzuschüssen.

«Jessas!» rief der blinde Novacek ängstlich. «Die werden uns doch am End' net nachschüssen!»

«Naa», sagte Franz Pressler – und er überlegte blitzschnell: die Knallfrösche würde ihm der Novacek hier kaum noch abkaufen. «Diesmal is es a ganzes Feuerwerk – es is nämlich grad Mitternacht. Prosit 1946, Ernster!!»

Nun begann die Zeit, da aus Franz Pressler Fatty George wurde. Den Namen bekam er von den Amerikanern, in deren Klubs er jetzt immer öfter spielte.

Kaum hatte ihn der erste Ami gesehen, hiess er auch schon «Fatty». Dass der Franz seine Wohlgenährtheit zu dieser Zeit hauptsächlich den Russen verdankte, mussten die Boys von drüben ja nicht unbedingt erfahren.

Einige Zeit hindurch kreuzten Fatty und seine Mannen innerhalb der Zonen Wiens, holten sich bei den Russen frisch gedruckte Hundertschillingscheine und üppige Schweinsstelzen, bei den Franzosen Absinth und bei den Amis deren Zigaretten, Kaugummi und Whisky. Dann hatten sie von Wien genug und gingen in die englisch besetzte Zone Österreichs. In Velden wurde eine Scheune besetzt, so eine Art Waffendepot mit Maschinen- und Infanteriegewehren unterm Stroh. Das Zeug wanderte nachts in den Wörthersee, die Scheune wurde zum ersten ländlichen Swing-Schuppen Österreichs umgestaltet – Velden hatte seine Sensation.

Mit dem Essen war es nun allerdings nicht mehr so einfach, denn die Engländer hatten selbst nicht viel, und die Einheimischen wollten mit ihren Naturalien auch lieber Geschäfte machen, als diese an jugendliche Musiker verschenken. Und die Gasthäuser führten hauptsächlich Schwammerlgulasch und Polenta.

Da hatte einer von der Band die glänzende Idee, es auf die amtliche Art zu versuchen – es begann die Jagd nach Lebensmittelmarken. Sie besuchten nacheinander die Gemeindeämter rund um den Wörthersee und stellten sich als Österreicher vor, die gerade aus der Schweiz gekommen waren.

«Ja, freilich», sagte man ihnen freundlich, «da habt ihr natürlich Anspruch auf Lebensmittelmarken für sechs Wochen.» Und das in Velden, in Reifnitz, in Klagenfurt und wo es sonst noch derartige Ämter gab.

Wie gesagt – für sechs Wochen. Da die Karten aber für eine Versorgungsperiode von acht Wochen gedruckt waren, hatten die Beamten jeweils zwei Wochen ungültig gemacht. Mit Hilfe eines Gummistempels. Und diesen Teil der Karten wollten die hungrigen Musiker nun auch noch nutzbar machen. Sie gingen also hin, besorgten sich Zuckersäure und



Das Fatty-George-Sextett. Von links oben nach rechts unten: Willi Meerwald, Fatty George, Hans Ehrlinger, Herbert Fiala, Oskar Kleon und Norbert Rohringer.

begannen damit, den Aufdruck «ungültig» wegzuwaschen.

Das gelang nicht immer ganz einwandfrei, und so geschah es eines Tages, dass ein aufmerksamer Lebensmittelhändler in Klagenfurt den Schwindel bemerkte und Alarm schlug. Fatty und seinen Mitarbeitern gelang es nur mit Mühe, diesen nicht sehr ehrenvollen Auftritt durch eine schnelle Flucht zu beenden.

Nun war allerdings bereits der Herbst ins Land gezogen, in der Scheune wurde es des Nachts immer kälter; so kehrte man wieder nach Wien zurück.

Hier hatte mittlerweile das Schicksal für Fatty einige Vorbereitung getroffen, indem es der Frau eines Musikers den Mann genommen und diese mit einer Reihe Saxophonen und einer Garnitur ungenutzter Herrenanzüge als trauernde Witwe zurückgelassen hatte.

Was Fatty in diesen Herbsttagen am dringendsten brauchte, war ein Smoking. Ein Smoking ist für einen Musiker mindestens ebenso wichtig wie eine Schürze für den Schmied. Fatty setzte sich hin und verfasste ein Inserat; «Smoking gesucht.»

So wurden die Weichen für jene schicksalhafte Begegnung mit Frau Tina – einer italienischen Gräfin aus Triest – gestellt, deren Mann unter Zurücklassung von diversen Smokings und Saxophonen eben das Zeitliche gesegnet hatte.

Fatty suchte zwar nur einen Smoking. Als er aber die Instrumente sah, kam er drauf, dass er im Grunde auch noch ein Saxophon nötig hatte. Und als umgekehrt Frau Tina den noch nicht zwanzigjährigen jungen Mann erblickte, erkannte sie auf einmal, dass es ihr eigentlich gar nicht so sehr um den Verkauf von Anzügen und Saxophonen zu tun war – es entstand Fattys erste Lebensgemeinschaft.

So harmonisch sich die Geschichte auch angelassen hatte, bald gab es doch da und dort Beulen im Verhältnis, falsche Schwerpunkte, die den Haussegen zum Verrutschen brachten. Ein Grund für solche Abweichungen von der Fallinie lag in der Eifersucht von Frau Tina – anfangs hatte sie sich damit begnügt, den jungen Mann mit eigenen Augen zu überwachen; später, mit wachsendem Misstrauen, bediente sie sich dabei auch noch der Späherblicke eines Detektivs.

«Die Geschichte ist mir immer unheimlicher geworden – nach jedem Konzert war da einer, der hinter uns hergefahren ist. Und wenn's einmal nicht der Detektiv war, ist garantiert Tina aufgetaucht und hat auch gleich selbst den Rest besorgt.»

Die Erlösung kam in Gestalt eines Musikerkollegen – Walter Barovsky, der bis dahin bei Frank Fox im Burggarten den Bass gezupft hatte.

«Ich habe ein tolles Geschäft», versprach er dem bereits leicht aus der Fassung geratenen Fatty. «Nach Köln zu Erna Carise – ‚Bon Appetito‘!» Erna Carise ist eine Dame aus Fattys Gewichtsklasse und Erfin-

derin der Punktediät; zu dieser Zeit war sie noch enger mit dem Showgeschäft verknüpft und schlanker als heute.

Zusammen mit Herbert Mogg, dem Sänger Willi Hagara und den übrigen Kumpels floh Fatty aus den mütterlichen Armen Tinas in das Kölner Nachtleben.

Lehrstunden über die UN — Ab 1. Jänner (1947) neues Lehrfach in allen Schulen...

Die Aussichten auf die »Bretteln« — Schierzeuger kämpfen mit Mangel an Material und Arbeitskräften...

Zwei Überschriften aus *Welt am Abend*, 30. Oktober 1946

Dort entwickelte sich die Angelegenheit zunächst recht vielversprechend. Als es aber ans Zahlen ging, stellte sich heraus, dass die gute Erna Carise schon damals recht gut wusste, wie man sich neben den Punkten auch das Geld einzuteilen hatte.

Glücklicherweise war Frau Erna Carise nicht die einzige im Kölner Nachtgeschäft der späten vierziger Jahre, die talentierten Musikern wie Fatty George und seinen Leuten ein entsprechendes Publikum bieten konnte. Zu dieser Zeit machte in Köln auch ein anderes Nachtlokal von sich reden. Es hiess «Tabu» und war soeben eröffnet worden. Sein Besitzer war ein gewisser Hans Herbert Blatzheim, später Stiefvater Romy Schneiders.

An Blatzheim also wandte sich Fatty nach der Pleite mit der Punktefrau. «Das trifft sich ausgezeichnet», meinte der tüchtige Gastronom und Besitzer des Kaiserhofs in Köln, «ich suche gerade eine Kapelle für Wienerlieder und Salonstücke; ihr kommt doch alle aus Wien?»

Natürlich kamen sie alle aus Wien. Aber gerade darum hatte ihre Musik kaum noch etwas mit dem zu tun, was man sich in Köln unter «Wiener Gemütlichkeit» vorstellt. Daddy Blatzheim war entsetzt. «Un-

glaublich! Und ihr könnt wirklich keine Wienerlieder spielen?»

«Geben Sie acht, Chef», meinte Fatty selbstsicher. «Wenn es uns nicht gelingt, binnen drei Abenden das Lokal vollzubekommen, dürfen Sie uns feuern. In anderen Fall geben Sie uns einen Vertrag.»

Nach drei Tagen war das Lokal restlos ausverkauft. Dann mussten die Tischler kommen, die Tische kleiner machen, um Platz zu schaffen für ein grösseres Publikum. Das war die «Tabu»-Ära. In dieser Zeit konnte Fatty zwölf Läden eröffnen. Seine Band war die gefeiertste im weiten Umkreis. Und doch sass auch wieder der Wurm drin: Dreissig Mark für neun Stunden spielen – das war selbst damals nicht viel mehr als das Honorar eines Strassenmusikanten.

So kam das Angebot eines Managers – «Hamburg wartet auf euch, Jungs!» – gerade recht. Man wollte weiter und höher kommen, also ging man nach dem Norden. Mit einigen herben Verwünschungen verabschiedete man sich von Daddy Blatzheim und setzte sich ab.

Dort erlebten die Wiener Musiker die grösste Pleite ihres Lebens – das Angebot des Managers war eine Bonke gewesen, die Lokale, von denen die Rede war, gab's entweder nicht mehr oder vielleicht erst übers Jahr.

«Das war die schiachste Zeit in meiner ganzen Laufbahn als Musiker. Wir haben den Winter 1948/49 auf dem Dammtor-Bahnhof verbracht. Geld zum Übernachten gab's nicht, also haben wir auf den Bänken im Wartesaal geschlafen – zugedeckt mit ein paar Zeitungen.»

Die Lage besserte sich erst, als ein Captain vom BFN, dem damaligen «British Forces Network», in Hamburg die vazierenden Wiener Musiker entdeckte und sie engagierte; sie sollten zweimal in der Woche in seinem Institut für die britischen Besatzer spielen. Gage gab's allerdings keine – als Militärsender verfügte BFN über kein Budget –, hingegen durften sich die unterkunftslosen Musiker im Studio E der Radio-station ihre Sportbetten und Luftmatratzen aufstellen.

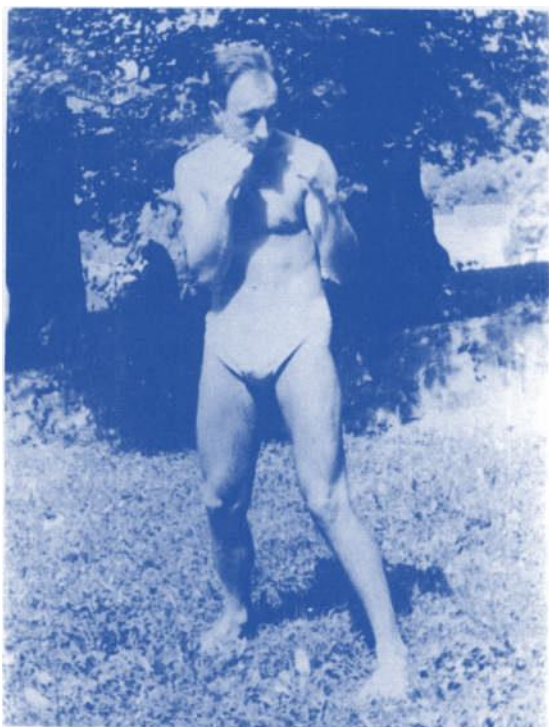


Fatty George in Innsbruck, 1942.

Sie ersparten sich auf diese Weise wenigstens die Zeitungen zum Zudecken.

Diese Zeit war musikalisch gesehen die ergiebigste – Fatty: «Wir waren unhamlich fit und potent» – und so rissen sich bald nicht nur Veranstalter und Gastronomen um die Wiener Musiker, es kamen auch viele Kollegen, die mit der berühmten Gruppe «jamen» wollten. So wurden sie zum Beispiel ständig von einem jungen Geiger verfolgt, der bei den Sessions mitmachen wollte. Und der war halt leider so gar nicht nach dem Geschmack der Crew – «Also, wenn der angetanzt ist, mit seiner Winslergeige – da haben wir g'schaut, dass wir wegkommen. Uns is' der wahnsinnig auf die Nerven 'gangen! Ein Stil – völlig veraltet und zickig!»

Und dann hat man ihn einmal doch mitspielen lassen. Und nachher hat einer gefragt: «Wer bist'n du eigentlich?» Da hat sich der schwächliche junge Mann mit der völlig veralteten und zickigen «Winslergeige» aufgerichtet, hat eine artige Verbeugung gemacht und sich vorgestellt: «Gestatten – mein Name ist Helmut Zacharias!»



Oben: Roland Kovac in Boxerpose, Pörtschach 1948.
Unten: Kovac, 1972.



«Dann kommen die Mädchen und machen Pi – Pa – Po . . .»

ROLAND KOVAC

Was Roland Kovac, den Musiker, und Helmut Qualtinger, den Schauspieler, miteinander verbindet: Nachkriegs Veranstaltungen in Studentenklubs und Filmarbeit auf dem Rosenhügel, als er noch russisch war. Die Liebe zu ihrem Beruf. Und natürlich Freunde und Freundinnen.

Qualtinger: «Es ist komisch – aber ich habe gerade in der letzten Zeit oft an Lili denken müssen.»

Lili war die erste Frau von «Roly» Kovac. Er hat sie in den ausgehenden vierziger Jahren kennengelernt und meint heute noch, sie wäre «die schönste Frau meines Lebens» gewesen – Roland Kovac war mehrfach verheiratet.

Damals spielte sich das Liebesleben der jungen Herren und Damen von Wien hauptsächlich in Gärten, Parks und im Wienerwald ab.

Qualtinger: «Das ist auch der Grund, weswegen der Karlheinz Böhm immer solches Glück bei den

Mädchen gehabt hat – er hat als einziger von uns über eine warme Wohnung verfügt!»

Lili war für «Roly» eine Art «Schneebräutchen»: Sie hat einmal eine Nacht lang im Schnee geschlafen, als die wütende Mama sie nach einem verbotenen Rendezvous nicht ins Haus liess; und sie hat ihre Tochter Iris in St. Anton während eines Winterurlaubs mit ihrem späteren Ehemann Kovac empfangen.

«Das ist nun schon über zwanzig Jahre her, und Iris ist bereits verheiratet.» Roland Kovac steht also heute bereits an der Schwelle zum Grossvater, obwohl er erst 45 Jahre alt ist (Jahrgang 1927).

Er hat eine recht bewegte Kindheit und Jugend durchgemacht: Innerhalb von acht Jahren wechselte er dreizehnmal die Schule – «einmal hab' ich zum Beispiel die Schulwartin geohrfeigt, sie ist frech gewesen und hat mich tätlich angegriffen. No, so hab' ich ihr eben eine g'schmiert.» Das Einzige, was sein Leben zusammenhält, ist die Musik. Mit sechs lernt



Der Chor der Wiener Sängerknaben, 1934. Erste Reihe, vierter von links: Roland Kovac.

er Klavier bei der Grossmutter. «Und mit sechs war ich auch schon bei den Wiener Sängerknaben, im Vorbereitungskurs.»

Als Achtjähriger ist er im Reisechor und tut zwei Jahre lang schweren Sängerknaben-Dienst. «Ich war bekannt als der ‚Watschen-König‘, ich hab‘ ununter-

**Deutsche Lieder siegten in Frankreich
Wiener Sängerknaben auf Europafahrt**

Völkischer Beobachter, 16. April 1942

brochen meine Ohrfeigen gekriegt, vom Kapellmeister, auch von der Schwester» – hier wird er wieder ganz elegisch – «wir haben eine wunderschöne Schwester gehabt, eine Gräfin. Na, die hat überhaupt

die schärfsten Watschen ausgeteilt; die haben mehr weh getan als die vom Kapellmeister!»

Auf Watschen wurde er also bereits als Kind trainiert. Es gibt in der Psychologie den Typus des «Prügelknaben»: damit ist weniger ein Junge gemeint, den die anderen zum Sündenbock machen, an dem sie sich abreagieren, als vielmehr ein Knabe, der die Leute seiner Umgebung so lange provoziert, bis sie ihn verprügeln; ein «Rüttler am Watschenbaum» also. Ein solcher Rüttler war «Roly» Kovac. Damit hat er sich und seine Freunde unterhalten.

Genauso wie mit seinen Simulanten-Praktiken während des Krieges, als er – obwohl «Mischling» – zu den Luftwaffenhelfern nach Kagran eingezogen wurde. Dort produzierte er am laufenden Band Ohnmachtsanfälle, um sich aus der Sache herauszuhalten. «Wir mussten für den Unteroffizier aus einer Entfernung von zwei Kilometern das Wasser holen.

Da hab' ich zum Beispiel den Eimer vollgefüllt, bin damit bis kurz vor seine Baracke gegangen und hab' mich dann fallen lassen – in den grössten Dreck und nur darauf bedacht, dass dabei auch ja der letzte Tropfen Wasser aus dem Kübel rinnt.»

Das hat einigen Lärm verursacht, der Unteroffizier und ein paar Mitbewohner sind herausgestürzt, haben den scheinbaren und total verdreckten Kovac in die Baracke getragen und ihn in das frischüberzogene Bett des Unteroffiziers gelegt. Das brachte mit sich, dass Kovac ab sofort kein Wasser mehr für den Unteroffizier zu holen brauchte.

Damals glaubten alle, dass es sich um echte Ohnmachtsanfälle handelte. Sogar sein Freund «Nantschi» war dieser Meinung. «Dieser ‚Nantschi‘ konnte zum Beispiel rülpsen, wie ich vorher und nachher nie wieder einen Menschen rülpsen gehört habe – bis zu einer halben Minute ununterbrochen. Er hat ganze Sätze dabei sprechen können!»

Na, jedenfalls – «Roly» weicht «Nantschi» als einzigen in seinen Trick ein und gewinnt ihn als Mitspieler: «Als ich dann wieder einmal in Ohnmacht gefallen bin, hat ‚Nantschi‘ sich hingestellt und hat um Hilfe gebittet; dann hat er gejammert: ‚Dass ihr auch immer den ‚Roly‘ einteilen müsst, wo ihr doch wisst, wie krank der ist!‘»

Einmal geht die Sache beinahe schief. Kovac macht am Malsi, einem Rechenggerät mit Kopfhörern und Kehlkopfmikrofon, Dienst. Allein. Und das freut ihn nicht. So produziert er wieder einmal seinen Ohnmachtsanfall. Er fällt hin – dabei schlingt sich das Kabel vom Kehlkopfmikrofon um seinen Hals und stranguliert ihn nahezu. Als die Rettung da ist, zieht man einen beinahe wirklich toten Roland Kovac unter dem Messtisch hervor. Immerhin hat Kovac damit erreicht, was er wollte: Ein drei viertel Jahr vor Kriegsschluss wurde er aus der Luftwaffenhelferei entlassen. Und zwar «o. B.», also «ohne Befund», was damals eine echte Rarität war; denn wer zu dieser Zeit aus dem Kriegsdienst entlassen wurde, musste mindestens ein Bein weniger haben als die anderen. Und organisch konnten Rolys Ohnmachts-



Der Luftwaffenhelfer Roland Kovac (1943) mit seiner Mutter in Schönbrunn.

anfälle ja nicht bewiesen werden. Man entliess ihn also lediglich, weil er allen bereits unerträglich lästig war.

Nun beginnt für ihn wie für so viele andere Burschen seines Alters und Umstandes das wilde Leben der letzten Kriegsmonate. Die Mutter, weil mit einem Juden verheiratet, muss arbeiten, um die Ihren über Wasser zu halten; sie erzeugt Ledergürtel in Handarbeit und hat daher nicht viel Zeit für ihren Jüngsten. Sein älterer Bruder, heute renommierter Primararzt in einem Wiener Spital, ist damals nicht in Wien – Roly ist also sich selbst überlassen.

Er übt sich im Schleichhandel. «Meine Mutter hat ja nicht nur Gürtel gemacht, sondern auch Brieftaschen aus Leder und ähnliche Dinge, die man damals sonst nur aus Ersatzmaterial bekommen hat. No, und

Heraus, Kameraden, der Luftschutz ruft!
Ein jeder den Posten bezogen!
Erwartet die feindliche Flotte der Luft,
wenn kommt sie gefährlich gezogen.
Wenn die Bombe krachend vom Himmel fällt,
wird sich tapfer zeigen der deutsche Held.

Des Lebens Angste, wir werfen sie weg,
sehn trotzig dem Kampfe entgegen.
Wir tragen den Helm und die Maske fest,
die Axt im Gürtel verwegen.
Wir schützen die Heimat vor Gas und Brand,
vor feindlichen Bomben das deutsche Land.

Durchschlägt eine Bombe des Hauses Dach,
das soll unsre Kraft nur vermehren.
Wir stehn den Soldaten im Felde nicht nach
und wollen uns tapfer wehren.
Doch trifft uns der Tod, so gebt „Gut Sand“!
Es lebe das deutsche Vaterland!

Menzel
Luftschulungsleiter

die hab' ich eben auf dem schwarzen Markt verkauft, oder ich hab' sie gegen Zigaretten eingehandelt!»

Einmal stösst er auf eine Gruppe von Widerständlern. Man beschliesst, ein Munitionsdepot der Wehrmacht auszuplündern. Roly soll mitmachen, erkrankt jedoch wieder einmal. «Später hab' ich erfahren, dass die alle hochgegangen sind und gleich erschossen wurden. Da war mir dann doch ein bisschen anders.»

Die freien Abende verbringt er in der «Steffl-Die-

Wieder ist ein Dorf im Westen freigekämpft. Es gibt aber kein Halt für unsere Panzergrenadiere, ohne Aufenthalt stoßen sie an den brennenden Häusern vorbei den flüchtenden Briten und Amerikanern nach.

Völkischer Beobachter, 12. Jänner 1945

le», wo Viktor Ducini und Herbert Mytteis spielen.

«Wenn man dort gegessen ist, so war das wie auf einem Vulkan – jeden Augenblick konnte es losgehen. Zwei Razzien hab' ich selbst erlebt!»

Das Publikum war auch ziemlich gemischt. «Es hat sich dort praktisch die Unterwelt von 1944 und 1945 getroffen, die Verbrecher, die Widerstandsbe-
wegung, die ‚Jidden‘, die in Wien getarnt gelebt haben – na, und dann eben die Musiker!» – Das, was heute als «Underground» laufen würde.

Musiker zu sein war damals mindestens ebenso riskant wie ein militärischer Urlaub ohne Urlaubschein. «Dauernd sind ‚Geheime‘ in der Bar gesessen und haben gezählt, ob der Mytteis heute nicht wieder eine Synkope zuviel spielt. Und wenn die Leute durch die Musik ein bisschen aufgekratzt waren, so war das gleich ein Beweis für ‚Negermusik‘.»

Lieblingsnummern der Jungen von damals waren «Schwarzer Panther», «FD 79», «Barcelona». Sehr viel mehr war im deutschen Hot-Repertoire schon nicht zu finden, und hotten nach amerikanischen Nummern war eben verboten.

Der Warndienst in der Steffl-Diele funktionierte übrigens grossartig: Jedesmal, wenn eine Razzia bevorstand, wurde das eine Viertelstunde vorher auf irgendwelchen geheimen Wegen publik; die ersten Gäste verliessen das Lokal, und die Musik schaltete um auf langsam und süss, vom «Schwarzen Panther» auf «Lilli Marlen».

«Zwei solcher Razzien hab' ich selbst erlebt: Da kamen die 'rein, besetzten gleichzeitig die Hintereingänge und liessen sich die Ausweise zeigen. Wer keinen Ausweis hatte, wurde mitgenommen. Dann ist das Lokal für diesen Abend gesperrt worden.»

Obwohl Mischling, passierte Kovac beide Male nichts. «Ich war noch nicht achtzehn und so naiv, dass mich sogar die Gestapo verschont hat.»

Nur einmal wird er auf der Strasse überfallen. «Da waren plötzlich vier, fünf Typen über mir und haben fürchterlich auf mich eingedroschen. Ich hab' mich gar nicht gewehrt, war ja auch sinnlos. Ich hab' mich nur gewundert, wieviel man eigentlich aushält!» Der Grund für diesen Überfall ist ihm bis heute unbekannt. Vielleicht war es wieder einmal das «Prügelknaben-Symptom» . . .

Apropos «Prügelknabe» – Roly's erstaunliche Erfahrungen in Simulantentechniken («vor dem Röntgen zwei, drei Semmelbröckchen schlucken; die Schatten erzeugen das Bild eines Magengeschwürs!») gelangen kurz vor Kriegsende zu letzter Anwendung.

Der Gemischtwarenhändler Rudolf R. ... hatte im Dezember 1939 und Jänner 1940 seine Geschäftsbeziehungen dazu ausgenützt, um sich im Schleichhandel Schweinefleisch zu Überpreisen zu verschaffen. Dieses Fleisch wurde von ihm zu Wucherpreisen von RM 3,20 und 3,60 pro Kilogramm im Schleichhandel weiterverkauft... Urteil... 2 Jahre Geschäftssperre... und weitere gerichtliche Verfolgung...

Völkischer Beobachter, 14. März 1940

Er schluckt vorbeugend ein paar Löffel warmes Öl, um sich eine leichte Gelbsucht zuzulegen. Roly hat nämlich vor, die Tage, an denen um Wien gekämpft wird, auf der Rax zu verbringen – schifahrenderweise. Die Gelbsucht kann er brauchen, falls ihn eine Streife aufgreift; da kann er dann immer noch sagen, er befinde sich auf Rekonvaleszentenurlaub.

Seine Flucht aus der Stadt funktioniert, er kommt unbehelligt auf den Berg, bezieht dort eine abgelegene Hütte und beginnt Ski zu laufen. Was ihm auf künstliche Weise bis dahin nicht gelungen ist in Sachen Invalidität, ergibt sich nun auf einmal wie von selbst: Er rammt sich die Spitze des Schistocks in das

Kaufe Schuhwaren. Led- und Samtschuhe, auch kleine Posten. Eilangebote unter L1397 (für Schuhhaus Tappert, Düsseldorf) an VB.

Völkischer Beobachter, 16. März 1940

Knie.

«Die Spitze ist vorn hinein und hinten wieder raus. Es hat ziemlich wüst ausgesehen, war es aber, wie sich bei der Untersuchung herausgestellt hat,

Rundmachung.

Die am 12. August 1942 vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode, und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte Beurteilten

Anton Roth,
30 Jahre alt, aus Stegersbach,

Mois Pelzmann,
48 Jahre alt, aus Stegersbach,

Franz Gögl,
32 Jahre alt, aus Bernstein,

Ludwig Fabian,
42 Jahre alt, aus Tauschen

sind heute hingerichtet worden.

Berlin, den 18. Dezember 1942.
Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof

Bekanntmachung von Todesurteilen (1942)

dann doch nicht – die Muskeln sind stellenweise zwar blossgelegt, aber kaum eingerissen gewesen.» Nichtsdestoweniger muss er nun doch so schnell wie möglich nach Wien gebracht werden, denn weder auf der Rax noch in der Umgebung ist eine Tetanusinjektion aufzutreiben. Während andere aus dem rauchenden, brennenden und von Geschützdonner erfüllten Wien westwärts fliehen, ist Kovac nun auf dem umgekehrten Wege.

In Wien bekommt er seine Spritze und legt sich daheim ins Bett. Wenige Tage danach beginnt seine Gallenblase zu rebellieren – das warme Öl, das er vor seinem Ausflug auf die Rax getrunken hat, hatte sich anscheinend mit dem Tetanusserum angelegt, und so muss er nun über sechs Wochen mit entzündeter Gallenblase liegenbleiben, hat ständig 39 Grad Fieber und fühlt sich auch sonst ziemlich elend.

Als er das Bett verlässt, ist Wien bereits fest in der

Hand der Russen, Hitler tot und Österreich ein eigener Staat.

Er kommt gerade zurecht, als die ersten Vergnügungslokale aufsperrten. Die Tanzwut bricht über Wien herein, und über Roly Kovac doppelt, denn er muss ja nun wieder sein so lange lahmgelegtes Knie aktivieren. Bei Hans Neroth, der damals unter den Bandleadern der Star der ersten Stunde ist, führt Kovac Grotesktänze auf. Dann besucht er der Reihe nach seine so lange vermissten «Spezeln». Bei einem der alten Freunde, in einem kleinen Haus im fünften Bezirk, gibt es nun Orgien – damals «Songs» genannt.

Roly ist zwar bei dem «Bäumchen-wechsle-dich»-Spiel dabei, macht aber nicht mit. «Ich war ein verhältnismässig keuscher Jüngling – wenn's eine Liebe war, war's gut, aber so umadam – das hab' ich eigentlich immer abgelehnt. Und so bin ich mehr oder weniger instinktiv ausgerissen. Und war schliesslich der einzige von der Partie, der g'sund geblieben ist. Alle anderen haben sich dabei ang'steckt g'habt, mussten zum Sanieren gehen und sind ausserdem von der Sittenpolizei erfasst worden.»

Immerhin gelangt er auf solch abenteuerlichen Umwegen zu seinen Freunden, mit denen er schon während des Krieges musiziert hat. Zu dieser Zeit geschah es auch, dass ihn der Ehrgeiz packte und er mit seiner Klarinette in einer grösseren Formation spielen wollte.

... Nach fachlichen Schätzungen wurden über den schwarzen Markt in Österreich monatlich etwa 15 Waggon Bohnenkaffee an die Bevölkerung verkauft, zu einem Schleichhandelspreis von 50 bis 70 Schilling pro Kilo.

Welt am Abend, 19. August 1948

«Damals war der Horst Winter mein grosses Idol. Ich bin also in die Steffl-Diele gegangen, hab' mich hingestellt und hab' einen Winter-Chorus von mir gegeben. Und als die Nummer fertig war, ist der



«Roly» Kovac als Saxophonist.

Ernst Landl vom Klavier aufgestanden, hat mir die Klarinette in die Hand gedrückt, hat mir jovial auf die Schulter geklopft und leise gesagt: ‚Geh Bua, schleich di!‘»

Das hat den Ehrgeiz des Roly Kovac aber nur noch mehr angestachelt; er ist zwar tief gekränkt, als er nun nach Hause geht, «aber ich hab' mich hing'setzt und hab' während der nächsten drei Monate geübt wie ein Irrer – soviel halt der Mund ausgehalten hat.»

Als er glaubt, die Meisterschaft im Klarinettenspielen erreicht zu haben, geht er eines Tages ins Konzerthaus, wo Mytteis und seine Mannen gerade Schallplattenaufnahmen machen. Er tut so, als sei er rein zufällig vorbeigekommen, und sagt wie nebenbei: «Ich würde ganz gern einmal einsteigen . . .»

«Und dann sind s' z'ammbrochen, weil i so guat war. Das war so schön für mich! Dann hab' ich im-

mer mit denen gespielt – mit dem Mytteis später sogar in einem britischen Offiziersklub.»

Kovac stellt nun seine eigene Combo zusammen: das «Roland-Kovac-Quintett». «Da war dabei der Jula Koch, der ‚Burschi‘ Kink am Bass – mit vollem Namen: Martin Julius Ritter von Kink, Enrico Gar-

Um sich wieder einmal sattzuessen, macht das «Kovac-Quintett» eine Reise in den Westen. Der grösseren Attraktivität halber nehmen sie drei Tänzerinnen mit: «Die eine war die Freundin vom ‚Burschi‘ Kink, die andere hat zu mir gehört, und die dritte war die Freundin vom Poldi Pötzlberger» – einem Kuriosum aus dem Studentencafé in der Kolingasse.

Da Poldi nicht mitgekommen ist, leidet seine Freundin an sexueller Not.

«Wir haben uns damals gegenseitig jiddische Namen gegeben. Ich war der ‚Joshua‘, als Anführer, dann ist gekommen der ‚Shmuel‘, also der Paul Milan, der ‚Riaches‘, das war der Enrico (‚Rico‘ = ‚Riaches‘); der Jula Koch war der ‚Schleim‘. . . –»

«Shmuel» Milan weiss, dass Poldis Freundin unbefriedigt ist, und beginnt sie zu reizen: «Einmal hat er sich nackt auf einen Kachelofen gesetzt und hat gewartet, bis sie hereinkommt. Als sie dann ins Zimmer tritt, tun wir anderen ganz harmlos und zeigen auf den Ofen: ‚Schau, wer da oben sitzt!‘ Sie schaut hinauf, kriegt grosse Augen, beginnt zu schreien und rennt hinaus.»

Dennoch waren solche Reisen wenigstens im Hinblick auf das Essen für alle gleichermassen befriedigend. Die Amerikaner luden sie meist ein, und wo es nur ein Kaffee war, taten sich die Herren und Damen Künstler soviel Zucker und Kondensmilch in die Tassen, dass sie schon allein vom Trinken satt werden.

Diese heitere Zeit nimmt ein Ende, als Roly sein Musikstudium beginnt. Er beginnt es relativ spät und wird daher auch spät fertig.

Trotz des hinausgeschobenen Beginns hätte er aber doch um mindestens ein Jahr früher fertig werden können. Aber an der Universität Wien lehrte damals ein Musikprofessor, der den Studenten gerne zu fühlen gab, was er von ihnen dachte.

1952, nach Intervention beim Dekanat, ist der Herr Professor so gnädig und approbiert die Arbeit des cand. phil. Roland Kovac. Doch die Zeit ist nun endgültig verpasst, die meisten seiner Kollegen haben sich in die Bundesrepublik abgesetzt und sitzen

Wiener Verkehrsbetriebe

Bekanntmachung

Auf städtischen Verkehrsmitteln gelten folgende neue Preise:

	beim Schaffner	Vorverkauf
Kinderfahrchein	15 g	12 g
Tagesfahrchein	55 g	53 g
Wochenkarte		330 g

Welt am Abend, n. August 1947

zarolli von Thurnlackh, genannt auch der ‚Gymnastiklummel‘, Paul Milan und ich.»

Thurnlackh, der «Gymnastiklummel», erheitert die Mannschaft mit Hitlerparodien. «Wenn wir mit dem offenen Auto gefahren sind, hat er sich aufgestellt, die Haare über die Stirn gekämmt und den Kamm vor die Oberlippe gehalten. Dann hat er im Hitler-Tonfall gebrüllt, dass alle Leute stehen geblieben sind: ‚Unser Führer – im Dreck stehend!!‘»

Das Auto war ein Jeep. «Ein unverwüstliches Fahrzeug. Kann mich erinnern – da sind wir im Winter einmal für mehrere Wochen nach Tirol gefahren. Wir haben den Jeep einfach vor dem Westbahnhof stehenlassen – das ging damals noch. Als wir wieder in Wien ankommen, ist der Wagen meterhoch eingeschneit. Wir haben ihn ausgegraben, uns hineingesetzt und gestartet. Der Motor war sofort da, und wir sind heimgefahren. So was gab’s damals noch.» An den Jeep kann sich auch Qualtinger noch erinnern. Er ist öfters von Roly mitgenommen worden, das war lange vor dem Film «Vier in einem Jeep», in dem Qualtinger die russische Besatzungsmacht verkörperte.



Kovac-Gastspiel in Pörschach, 1948.

dort bereits fest im Sattel. Für Kovac bleibt nichts mehr über: Im nächsten Winter verdingt er sich als Skilehrer in den Alpen.

Und mit dem österreichischen Film, für den er bereits in den vierziger Jahren erfolgreich gearbeitet hatte, ist nun auch nichts mehr los.

Kovac hatte einen komponierenden Onkel, Friedrich Witeschnik, Bruder des Schriftstellers Alexander Witeschnik, der dem jungen Mann gleich nach dem Krieg Klavierunterricht gegeben hat.

«Für fünf Schilling die Stunde. Aber geschunden hat er mich für fünfzig. Ich hab' aber auch genug bei ihm gelernt.»

Zu dieser Zeit, 1946/47, macht ein junger Regisseur namens Georg Tressler seinen ersten Film – «sagen wir besser ‚Filmchen‘.

Das Werk hat geheissen ‚Urlaub im Schnee‘ und war eine Probearbeit für einen eventuellen grösseren Auftrag. Mein Onkel hätte dazu die Musik schreiben sollen.»

Doch der Onkel winkt ab – er glaubt, nicht mehr jung genug für diese Arbeit zu sein. «Dem Modernen fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Also schlug er mir vor, ich sollte komponieren, und er würde die musikalische Oberleitung übernehmen. Er wollte mir einfach eine Chance geben.»

Roly macht die Musik. Umsonst, «natürlich – sowieso. Die Musiker hab' ich bekommen. Die haben den ganzen Tag für mich gespielt – für hundert Schilling!»

Die Musikaufnahmen werden in einem Tonatelier in der Gumpendorfer Strasse gemacht, bei der «Listo»-Film.

Das Schifahrer-Opus mit der Kovac-Musik sieht Österreichs Regie-Altmeister G.W. Pabst. Die Mu-

sik scheint ihm zu gefallen, jedenfalls erkundigt er sich, von wem sie sei. Eines Tages erhält Kovac einen Anruf vom Rosenhügel, er solle einmal kommen, sich vorstellen.

«Das war für mich so, als würde heute jemand anrufen und sagen, ich solle nach Hollywood kommen – vielleicht sogar noch drastischer, denn Hollywood ist heute schliesslich auch nicht mehr das, was es einmal war. Aber damals – es war wie im Himmel!»

Roly Kovac fährt zur Wien-Film auf den Rosenhügel. In Lederhosen, denn es ist Sommer.

«Ich komm' 'raus und sag' dem Portier, ich bin wegen der Musik hier. Haben s' mich geschickt zu einem Berti oder so ähnlich – damals hat's noch einen eigenen Musikbesteller gegeben, der hat sogar das schönste Büro am Rosenhügel gehabt.»

Roly tritt bei Herrn Berti (oder so ähnlich) ein. Der sieht den Jüngling mit der Lederhose kurz an und fragt ihn: «Sind Sie der Mann mit dem Trautonium?»

Der Irrtum wird aufgeklärt, Herr Berti bietet dem Besucher Platz an, denn G. W. Pabst ist noch im Atelier.

«Endlich, nach anderthalb Stunden, hör' ich vom Gang her eine Art Rauschen, so wie im Spital, wenn der Chefarzt kommt – in Begleitung seiner Assistenten, Studenten und Schwestern.» Der Altmeister des Films tritt ein. Herr Berti (oder so ähnlich) springt auf, salutiert, nein, weist auf den jungen Mann in der Lederhose. Huldvoll nähert sich der Meister dem Künstler. «Nuuun», fragt er mit gnädigem Lächeln, «was bringen Sie uns?» und reicht dem Verwirrten die Hand.

Roland Kovac, Komponist, ist einen Augenblick lang versucht, die Hand zu küssen. Dann besinnt er sich und sagt mit fester Stimme: «I spü' Ihna vielleicht was vor, aufm Klavier!» Und er geht auf den Flügel zu, setzt sich, sucht die Pedale, bewegt in der Luft seine Finger zur Lockerung. Dann wirft er sich auf die Tasten und wirbelt einen Boogie über die Klaviatur. Als er fertig ist, herrscht absolute Stille. «Jeder hat gewartet, was der Pabst sagt. Das is ja immer

so: die Assistenten traun sich nie was zu sagen, erst muss immer der Meister reden.»

Endlich hat sich Pabst gefasst – es ist beinahe, als habe er nach Worten gerungen. Er steht auf, geht auf Kovac zu, gibt ihm die Hand – diesmal ohne Handkuss-Allüren – und sagt zu dem jungen Pianisten: «Das ist ja grooossartig! Besprechen Sie doch bitte alles Nähere mit Herrn Reuter!» – Noch einmal klopft er dem Künstler auf die Schulter, dann rauscht er, begleitet von seinem Hofstaat, hinaus.

Roly geht also zu Herrn Reuter. «Der hat mir natürlich eine Scheiss-Gage angeboten – für tausend Schilling sollte ich einen ganzen Film komponieren. Ich hab' ihn dann immerhin bis auf sechstausend überreden können. Das war damals zwar schon ganz schön viel, aber wenn man bedenkt, was da für eine Arbeit dranhängt, war es auch wieder nicht gerade fürstlich.»

Kovac schreibt eine Probenummer und studiert sie mit den Musikern ein. «Allein der Aufwand für diese Probearbeit war so gross, dass man mit dem Geld dafür fast schon wieder einen eigenen Film hätte drehen können.»

Damals arbeitete man selbst auf dem russischen Rosenhügel noch nach Hollywood-Manier; je mehr Geld verpulvert wird, desto besser für den Film. «Unser Film ,Die geheimnisvollen Tiefem hat zum Beispiel sieben Millionen Schilling gekostet. Das entspräche heute in den USA einem Drei-Millionen-Dollar-Projekt.»

Für besagte Probenummer gestattete G.W. Pabst – «Na, machen Sie mal!» – seinem jungen Komponisten: einen Chor aus acht Leuten, dazu ein Riesenorchester: 5 Trompeten, 4 Posaunen, 6 Saxophone, eine Rhythmusgruppe von sechs Leuten.

Für die Vorführung dieser Nummer probt Kovac – «Ich war sehr happy; ich hatte ja noch nie mit einer so grossen Formation gearbeitet!» – von neun Uhr früh bis Nachmittag sechzehn Uhr. Dann ist wieder das schon bekannte Rauschen in der Luft – Pabst (Georg Wilhelm) kommt ins Studio, um sich das Ergebnis anzuhören.

Zu diesem Zeitpunkt ist Roly Kovac gerade wieder einmal verzweifelt, denn sein Tonmeister, mit dem er unausgesetzt Krach hat – er hatte Angst um seine Apparatur: «Spielen Sie nicht so laut, Sie machen mir ja meine Mikrofone kaputt!» – hat bereits gedroht, die Sache hinzuschmeissen.

«Es war alles gegen mich – bis auf die Musiker. Die haben natürlich ihre Stundengage bekommen. Und das war in der Stunde mehr, als sie bei meinem ersten Film für den ganzen Tag bekommen haben.»

Im letzten Augenblick gelingt es dem Tonmeister, die Regler in den Griff zu bekommen. Pabst nimmt Platz, das Begleitpersonal hockt sich raunend um den Meister. Komponist Kovac ergreift den Taktstock, die Banda intoniert, der Chor beginnt zu jubeln.

Nachdem die erschöpften Regler auf Null zurückgesunken sind, schaut wieder einmal alles auf den grossen Filmregisseur. Der richtet sich auf, atmet tief ein und sagt: «Das ist ja . . .» – Pause. – Gespannt wartet alles. Wie wird er wohl den Satz beenden? Wird er sagen: «...die grösste Scheisse!!»? Und nun kommt's: «. . . Musiiik! Ja – wirklich! Das ist Musiiik, wie wir sie für unseren Film brauchen!»

Damit ist der Bann gebrochen. Kovac ist auf einmal für alle der Grösste. Pabst tritt auf ihn zu. «Sie haben das prächtig hingekriegt! Aber sagen Sie . . .» – er beugt sich zu Kovac vor – «können Sie auch von heute auf morgen Musik schreiben?»

Kovac, wie immer bescheiden mit Lederhose um die Lenden, antwortet: «Ja schon, es kommt nur darauf an, wieviel es sein soll!»

«Also schön – dann machen Sie doch mal!»

Ab nun bekommt er alles, was er braucht. «Ich hab' die Wiener Philharmoniker 'kriegt – das waren allein fuffzich Geigen! Heute muss man froh sein, wenn man achtzehn Streicher bewilligt bekommt.»

Eine ganze Jazzband steht ihm zur Verfügung mit fünf Trompetern, vier Posaunen, sechs Saxophonen, dazu die Rhythmusgruppe und die Perkussions von den Philharmonikern – «lauter Professoren sind da

vor mir gesessen, und ich wieder in meiner Lederhos'n. Weil Anzug hab' ich damals ja nur einen gehabt, und den hab' ich zum Auftreten 'braucht.»

Die Handlung des Films «Geheimnisvolle Tiefen»: Ein junger Höhlenforscher (dargestellt von Paul Hubschmid) ist mit einer jungen Frau verheiratet (Ilse Werner), die sich von ihm vernachlässigt fühlt. Sie wendet sich einem väterlichen Freund zu (Stefan Skodler), einem älteren Grossindustriellen. Auf dem Höhepunkt der Krise stürzt die Höhle ein, in der Hubschmid gerade sein Forscherhämmerchen schwingt, und er wäre auch des Todes, wenn ihn der edelmütige Industrielle nicht mittels kostspieliger Rettungsaktionen aus den Trümmern fischen würde.

Das Ganze war nach der damaligen Mode mit psychoanalytischen Erkenntnissen gewürzt – «geheimnisvollen Tiefen» der Seele – und versprach, ein Kunstwerk zu werden.

Für die Musik war ursprünglich Alois Melichar vorgesehen gewesen, Kovac hätte nur für die modernen Nummern zu sorgen gehabt. Dadurch, dass Pabst ihn zur «persona grata» aufbaut, bekommt er allmählich immer mehr zu tun und macht die Filmmusik zuletzt fast ganz allein. Das Drehbuch schrieb übrigens Johannes Mario Simmel.

Teile der Melicharschen Musik sind da und dort noch hörbar. Besonders am Schluss, wo nach einer gelungenen Sprengung der verschüttete Forscherkumpel, aufgefrischt vom Maskenbildner, aus den Trümmern wankt und sein Weib in die Arme schliesst.

«Da hatte Melichar einen Fanfarenchor vorgeschrieben, ungefähr wie zum Titel der «Deutschen Wochenschau», wenn's eine Sondermeldung gab. Bei den Vorstellungen, die ich besucht habe, haben an dieser Stelle die meisten Leute gelacht.» Da es sich um den Filmschluss handelt, war das besonders peinlich.

Über den nächsten Film, den Kovac machen sollte, weiss Qualtinger einiges zu berichten, denn er hat über das Projekt damals – «mit meiner jetzigen Frau zusammen» – für Zeitungen geschrieben.



Komponisten: Kovac (mit Brille) zwischen Michael Jary und Gerhard Winkler.

«Es gab», erzählt Qualtinger, «in dieser Zeit einen amerikanischen Film, der hiess ‚Badende Venus‘, ein Revue-Film mit Esther Williams und Red Skelton. Der wurde zu einem ungeheuren Geschäft, und so haben sich die Russen auf dem Rosenhügel gesagt: ‚Was die da drüben können, das können auch wir‘, und beschlossen, einen Film zu machen, der dann später, als er in die Kinos kam, ‚Seesterne‘ hiess.»

Wieder wird Roly Kovac, nun schon eingeführt in der Branche, engagiert. «Aber ich musste ‚Audition‘ spielen – obwohl ich nichts so sehr hasse wie Probespielen!» Nun gut, er fügt sich. Man gibt ihm einen Assistenten, einen sechzigjährigen Mann, «den ich einfach nehmen musste, weil er nämlich Altkommunist war.»

Zusammen mit seinem Satelliten studiert Kovac die Kompositionen auf zwei Klavieren ein. «Dann kamen die Herren aus ihren Büros und hörten sich’s

an. Da war ein Russe darunter – daheim war er Redakteur bei einer Jägerzeitschrift gewesen, hier bei der ‚Wien-Film‘ gab er den grossen Ton an, und sagte: ‚Die Musik darf nicht formalistisch sein!‘ – ‚Is eh net formalistisch!‘ hab’ ich drauf gesagt.»

Die Russen beharren jedoch darauf, dass die Musik des jungen Kovac formalistisch sei, und so kommt es zum grossen Krach. Kovac «scheisst» wieder einmal «drauf», lässt sich auszahlen und verschwindet. («Heute weiss ich, dass man sich gleich am Anfang darüber informieren muss, mit wem man zusammenarbeitet. Wenn’s Leute sind, die vom Handwerk keine Ahnung haben, schmeisst man besser gleich den Hut drauf.»)

Nun geht er hin und inspiriert Qualtinger zu einem Artikel gegen die Wien-Film und ihre Methoden. Qualtinger: «Wo der Artikel erschienen ist, weiss ich heute nicht mehr. War’s in der ‚Weltpresse‘ – oder in der ‚Arbeiterzeitung‘? Jedenfalls hab’ ich da drin



Seesterne: «Die Mädchen machen Pi-Pa-Po!»

auch geschildert, was die mit dem Film dann weiter gemacht haben: Sie haben aus den bereits gedrehten Revue- und Ballettszenen die Musik vom Roly entfernt und stattdessen eine vorhandene vom Nico Dostal eingesetzt – ein umgekehrtes Play-back-Verfahren also!» –

Kovac: «So sehr mir der Artikel auch gefallen hat – schliesslich habe ich ja die Informationen dazu geliefert – und so sehr die Öffentlichkeit auch darüber gelacht hat, bei den Kollegen hat er mir sehr geschadet; denn die haben ja weitergearbeitet und haben sich daher kompromittiert gefühlt!» – Und tatsächlich: Kovac hat danach keinen Auftrag mehr von der ‚Wien-Film‘ erhalten.

Dennoch, meint Kovac, war es eine schöne Zeit. «Wir haben im ‚Hietzinger Strandbad‘ für die ‚Seesterne‘ trainiert und sind den ganzen Tag in der Sonne gelegen . . .»

« . . . und wir», erinnert sich Qualtinger plötzlich,

«haben da etwas Furchtbares gemacht. Der Gerry Weidler, der dabei der Trainer war, und ich: Wir haben einem Wiener Industriellen, einem ziemlich eiteln Menschen, eine Rolle in dem Film versprochen, wenn er das Schwimmpensum beherrscht, das dazu angeblich notwendig war.»

Gerry Weidler, ein Freund Qualtingers, lädt den Mann also ins «Hietzinger Strandbad» zu einem Probeschwimmen ein. Also nicht ‚Probeaufnahmen‘ sondern auch ein ‚Probeschwimmen‘! Und er ist auch gekommen, hat die Badehose angezogen und ist vom Trampolin ins Wasser gesprungen.»

Als er wieder an Land steigt, verlangen die beiden Verschwörer von ihm, jetzt müsse er’s einmal vom Dreimeterbrett probieren. Nachdem er auch das fertigbringt, hetzen sie ihn auf fünf Meter Höhe. Bei zehn Metern hat der Mann dann gepasst und auf die Rolle verzichtet . . .

Nachdem die fröhliche österreichische Filmzeit nun allmählich zu Ende geht, widmet Roland Kovac sich wieder mehr seinem Studium. 1952 ist er zwar Dr. phil., dafür aber so gut wie beschäftigungslos.

«Wenn ich's jetzt so durchgehe – mein ‚Doktor‘

Soeben erschienene Übersicht über Kinder ausländischer Herkunft in den Ländern Europas:

Schottland:
3.000 Kinder polnischer Väter

Italien:
je 2.000 Kinder britischer, französischer, neuseeländischer und australischer Väter

England:
12.000 Kinder kanadischer Väter
20.000 Kinder amerikanischer Väter

Niederlande:
12.000 deutsche Kinder

Norwegen:
7.000 deutsche Kinder

Frankreich:
10.000 Kinder deutscher Väter

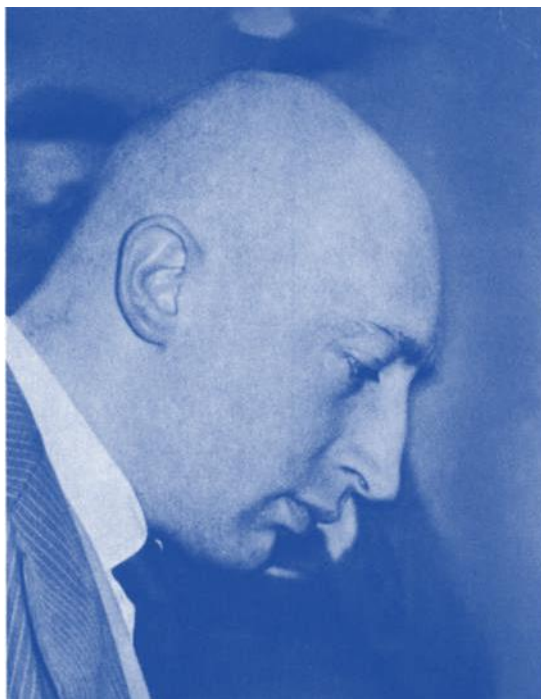
Deutschland:
60.000 (Mindestzahl) Kinder ausländischer Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangener

Basilisk, 2. Jänner 1948

hat mir eigentlich mehr geschadet als genützt. Die Kollegen haben mich meist für einen Snob gehalten.»

Besonders in Deutschland, wohin er 1954 geht, da in Österreich nichts mehr zu holen ist. Im Winter musste er als Schilehrer in den Alpen, im Sommer als Unterhaltungsmusiker für Urlauber am Wörthersee sein Geld verdienen.

«Ich hab's zwischendurch auch in München versucht, aber das war noch nicht das Richtige. Man muss ja doch gleich länger bleiben, um bekannt zu werden, denn das war ich damals in Deutschland noch nicht.»



«Roly» mit Weltschmerzglätze (1950)

1954 bekommt er eines Tages von seinem Kollegen Hans Koller ein Telegramm, er solle gleich zu ihm nach Frankfurt kommen.

«Da bin ich dann hin und hab' für zweihundert Mark Monatsgage gespielt. Das war eine ziemlich miese Zeit.»

Langsam, allmählich bekommt er wieder Kompositionsaufträge, diesmal von deutschen Firmen. Er schreibt Filmmusiken, und als es auch mit dem deutschen Film zu Ende geht, komponiert er für das Fernsehen, für Plattenfirmen.

Heute ist Roland Kovac im Tessin angesiedelt, hat seinen eigenen Verlag und produziert die eigenen Kompositionen selbst. Trotz seines Doktors kann er eigentlich zufrieden sein . . .



Michael Kehlmann im Jahr 1951 (oben) und heute
(unten, mit Ruth Drexel)



«Ich bin nämlich der neue Theatermessias!»

MICHAEL KEHLMANN

Dass Ödön von Horvath zu den Theaterklassikern zählt, verdankt er wohl in der Hauptsache dem Wiener Regisseur, Autor und einstigen Qualtinger-Kollegen Michael Kehlmann.

Hätte Kehlmann nicht schon in den ausgehenden vierziger Jahren «Kasimir und Karoline» in den Spielplan seines eben gegründeten «Kleinen Theaters im Konzerthaus» genommen, und später noch andere Stücke, Horvath wäre wahrscheinlich überhaupt nie oder erst heute, also zur falschen Zeit, entdeckt worden.

Ursprünglich war Kehlmann Waffenschmied. Als sogenannter Mischling – «eine Wiener Tradition» – durfte er die Mittelschule nur bis zur sechsten Klasse besuchen. Dann musste er sich nach etwas Soliderem umsehen, und so wurde er Schlosser- und Dreher-Lehrling bei «Luzatto & Fuss» im zehnten Bezirk.

«Der alte Fuss war ein Studienkollege meines Vaters in Brünn gewesen. Er war bereit, mich unwürdigen Mischling anzustellen. Und so kam ich in seine

Fabrik und musste dort Motoren für deutsche Jagdflugzeuge bearbeiten.»

Er stellt sich dabei so ungeschickt an – «da kam es ja auf Hundertstel Millimeter an, bei mir lagen die Fehler bereits im Zentimeterbereich!» –, dass eine kommunistische Kampfgruppe in ihm einen Agenten vermutete, der zu Sabotagezwecken in den kriegswichtigen Betrieb eingeschleust worden war.

«Die konnten einfach nicht glauben, dass ein Mittelschüler so patschert sein kann! Und dabei war ich doch froh, endlich einen Unterschlupf gefunden zu haben!»

In seiner Freizeit besucht er die Meisl-Stube im Zentrum Wiens, unweit der Wohnung seiner Eltern auf dem Karlsplatz: «Weil es dort so gute Sandwiches gab». Hier lernt er einen schlanken jungen Mann namens Qualtinger kennen. Der war damals ständig auf der Flucht: vor der Luftwaffenhelferei, dem Elternhaus, den Bomben. Er hatte nur ein Ziel: Er wollte ein Theater aufmachen, und so sprach er je-

den an, der ihm einigermassen verdächtig erschien.

«Was mir an ihm so gefallen hat, war seine ungeheure Belesenheit.» – Die beiden freunden sich an, «Mischa» Kehlmann lädt Qualtinger auch nach Hause ein – eine Zeitlang wohnt er sogar bei den Kehlmanns.

Das war wieder für Qualtinger ein grosses Vergnügen, denn Kehlmanns Vater – er war ein nicht un-

Unsere Lebensmittelfarte - eine Banknote Korrektheit und Verantwortung hinter dem Ladentisch

Bericht des *Völkischen Beobachter* vom 2. Mai 1942 über einen Vortrag des Gauleiters Baldur von Schirach

bekannter expressionistischer Autor bei Fischer und Rowohlt gewesen – hatte die Grössen der Vor-Nazi-Literatur persönlich gekannt: Arthur Schnitzler, Karl Kraus, Joseph Roth und Josef Weinheber.

Und so erzählte der alte Kehlmann dem jungen Qualtinger seine Erlebnisse mit diesen Dichtern, und Qualtinger hörte aufmerksam zu. Wenn die Sitzungen beendet waren und Qualtinger sich zum Gehen wandte, sagte Kehlmann senior zu dem jungen Mann noch: «So, und jetzt zeigen Sie mir Ihre Taschen!» Denn es war ein paar Mal vorgekommen, dass der literaturbesessene Jüngling das eine oder andere Buch sich, ohne erst lange zu fragen, aus der Kehlmannschen Bibliothek entliehen hatte.

Durch die Vermittlung seines Vaters kommt Kehlmann zu dem Schauspieler Alfred Neugebauer – auch ein Freund des alten Herrn. Mischa Kehlmann nimmt dort insgeheim Stunden, denn offiziell darf er ja keine Schauspielschule besuchen. Auch dorthin nimmt er Qualtinger mit. Der sieht sofort eine Chance für sein Projekt «Wiener Künstlertheater», das er irgendwo im dritten Bezirk aufmachen will, mit Boulevardstücken und natürlich auch mit Nestroy.

«Und da sass nun dieses Kind mit seinen fünfzehn, sechzehn Jahren und sprach mit erwachsenen, alten, dicken Leuten über Engagements! Und die waren auch sofort bereit, mitzumachen. Aber es kam natürlich nie dazu, denn selbst im Dritten Reich konnte ein Halbwüchsiger nicht so ohne Weiteres eine Konzession für ein Theater bekommen.»

Immerhin gelang es Qualtinger dann, unmittelbar nach dem Krieg sein Projekt zu verwirklichen: «Er hat tatsächlich sein Theater aufgemacht, im fünfzehnten Bezirk; er hat mit dem ‚Jux‘ von Nestroy eröffnet, aber das hielt sich nur ein paar Wochen.»

Kurz vor Kriegsende verliert Kehlmann seinen Freund aus den Augen. Ihm passiert das gleiche wie Paul Popp: Er wird Anfang Dezember 1944 wegen Teilnahme an verbotenen Vergnügungen verhaftet und nach Maria Lanzendorf gebracht.

«Anlass dazu war, dass ein Agent, um nicht verhaftet zu werden, der Gestapo einen Gefallen erweisen musste. Er hat also eine Party veranstaltet, zu der er lauter lichtscheues Gesindel eingeladen hatte: Drückeberger, Saboteure, Schleichhändler, Mitglieder der Widerstandsbewegung.» Diese Party fand, nachzulesen bei Paul Popp, in der Tanzschule Immervoll in der Hegelgasse statt.

«Wir sind da unter recht dramatischen Umständen hoppgenommen worden. Die dachten, das wäre so eine Art zweiter ‚20. Julie Ein paar von uns hatten zwar Verbindungen zu Leuten von der österreichischen Widerstandsbewegung, aber die waren nicht

Churchill vor neuen Schwierigkeiten

Lagbcurtilung des *Völkischen Beobachter* vom 3. Jänner 1945

gerade in einer Tanzschule zu finden. Das wäre ungefähr so, als wenn Sie Witzleben auf einer Toilette verhaften wollten! Nun – wir waren nicht Witzleben. So wurden wir zwar mit vorgehaltenen Pistolen ver-



August 1940: Baldur von Schirach wird Gauleiter von Wien.

haftet, aber das Ergebnis war für die Gestapo doch eher mager.»

Nichtsdestoweniger werden sie nach Maria Lanzendorf überstellt. Und als die Russen kommen, sollen sie – «das waren die berühmten Todesmärsche» – nach Linz deportiert werden. Doch so weit kommt es nicht mehr: «Einer der Gestapobeamten, einer von den wenigen, die bereits am Endsieg zweifelten und sich für nachher absichern wollten, liess uns frei, nicht ohne vorher vom Vater eines Mithäftlings Geld dafür genommen zu haben; er hat es sich übrigens auch noch schriftlich bestätigen lassen. Dies zu dem Kapitel ‚Tanzschule‘. So kam es jedenfalls, dass ich nie tanzen gelernt habe.»

Wenige Tage vor dem Russeneinmarsch in Wien wird Kehlmann freigelassen. Als alles vorüber ist, geht er in seine alte Schule zurück, in das Schotengymnasium, wo er Versäumtes nachholen will.

«Dort gab es nun so eine Art Notklasse für Leute meines Kalibers.»

Kehlmann bringt eine Bestätigung der Widerstandsbewegung – statt des sonst üblichen Entschuldigungsbriefleins mit Unterschrift der Eltern. «Die Professoren waren vor Ehrfurcht ganz starr und haben sich kaum noch getraut, mich zu prüfen!»

Als er endlich sein Maturazeugnis hat, wird er Student an der Wiener Universität: «Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaft, letzteres am wenigsten und am unaufmerksamsten. Und so kam ich ans ‚Studio der Hochschulen‘.»

Er hatte ein Stück geschrieben, dass er nun den Leuten vom «Studio» anbietet: «,Das müsst ihr Spielern, hab’ ich gesagt, ‚denn ich bin der neue Theatermessias.‘ Und das haben die auch geglaubt.»

Sie lassen ihn vorsprechen. Im Zuschauerraum sitzt das gesamte Ensemble – «das erste praktische Beispiel von Mitbestimmung am Theater» – und erwartet von ihm eine Stelle aus Goethe oder Schiller. Aber Kehlmann sagt rundheraus: «Goethe oder Schiller – nein. Solch veraltete Autoren spreche ich nicht. Ich spreche Kehlmann!»

Er und sein Stück werden angenommen. Das Stück hiess «Entscheidende Stunde» und brachte in den Zeitungen fürchterliche Verrisse. «Den Studen-

»Entscheidende Stunde« im Hochschulstudio

Ein Abend, der aufhorchen ließ durch seine jugendliche Verheißung, die sich in ihm vielfach aussprach, aber auch durch die Fülle der jugendlichen Not und Wirrnis, die hier zum Licht strebt.

Welt am Abend, 16. Februar 1948

ten aber hat’s gefallen, und so sind doch etliche Vorstellungen draus geworden!»

Zu dieser Zeit, 1947, war bereits sein erstes Buch erschienen; «Eben jenes Stück. Der selige Hofrat



Zur Eröffnung des «Studios der Hochschulen» wurde Hugo von Hofmannsthal's «Der Tor und der Tod» gegeben: Alexander Kerszt als Tod, Wolfgang Weiser als Claudio.

Rollett hatte es bei Ullstein herausgebracht – unter dem Titel: ‚Debatte‘; es war ein ungeheurer Verkaufserfolg – innerhalb von drei Jahren konnten an die hundert Stück abgesetzt werden!»

Daneben schreibt er Gedichte und Artikel, die in Wiener Journalen veröffentlicht werden. «Eine hiess ‚Wiener Revue‘ – die gibt's schon lange nicht mehr. Sie gehörte dem Maxi Gura, der, nachdem die ‚Revue‘ eingegangen war, Ringkämpfe im Schlamm veranstaltete.»

Trotz des Debakels mit der «Debatte» erwartet Ullstein von dem jungen Autor noch Grosses. Kehlmann bekommt vom damaligen Leiter des Verlages, Ross, («aus der berühmten Ross-Familie») einen Vorschuss.

«Ich bin daraufhin mit einem Mädels nach Alpbach gefahren und habe natürlich nichts geschrieben – womit ich mich würdig in die österreichische Tradition eingereiht habe, die darin besteht, Vorschüsse zu verpulvern und nichts dafür zu arbeiten.»

Zu dieser Zeit ist er bereits Mitglied des «Studio»-Ensembles. Er spielt in fremden Stücken, so etwa in «Tor und Tod» von Hofmannsthal. «Es war grauenhaft – mir lag dieses Hofmannsthal'sche Gesäusel nicht: ‚Die letzten Berge liegen nun im Glanz‘ und Ähnliches. Ich hab' mich immer gefragt, in *welchem* Glanz die letzten Berge liegen.» «Im Glanz» aber lag für ihn nur das Kabarett.

Da trifft er wieder den alten Freund aus der Kriegszeit – doch Kehlmann erkennt ihn kaum wieder: Qualtinger läuft in einer Russenuniform herum – «Er muss sie wohl irgendeinem Russen ausgezogen haben» –, zeigt sich damit im Volkstheater, wo er «laut Verrückung derr Kommandanturr» die Vorstellung verbieten will, und benimmt sich auch sonst kabarettreif.

Zusammen schreiben Kehlmann und Qualtinger nun ihr erstes Kabarett: «Die Grimasse». – «Und damit hatte das ‚Studio‘ – wenn auch in engem Rah-

men – den ersten Durchbruch zum Publikum gefunden.»

«Die Grimasse» wird also ein Erfolg, und so beschliesst man, den Sprung von der Dilettantenbühne in das Profi-Theater zu wagen.

Lauter junge Menschen

Premiere im »Studio der Hochschulen«

Die sympathischste Eigenschaft des »Studios« ist ein Enthusiasmus und die Hingebung, mit der hier junge Leute spielen, denen die Umstände und eine nachwuchsesinteressierte Umwelt bei Gott mit allen Mitteln jeden Mut zu nehmen trachten.

»Es ist wundervoll, unter lauter jungen Menschen zu sitzen, die noch Humor und Mut und den guten Willen haben, dieser Welt mit Anständigkeit beizukommen«, sagte meine Nachbarin. »Und es ist schrecklich, zu denken, daß sie in 20 Jahren wahrscheinlich genau so intolerant, kleinbürgerlich beschränkt, feig und müde geworden sein werden wie alle anderen.«

Sollte sie Recht behalten müssen?

Und wenn, ja — trifft die Erwachsenen von heute dann nicht die Schuld?

Johannes M. Simmel

Welt am Abend, 25. Mai 1948

«Wir gingen in die Kammerspiele in der Rotenturmstrasse, zum damaligen Direktor Horak. Der wollte uns auch haben, nur sollten wir zunächst die Prüfung vor der Bühnengewerkschaft ablegen. Aber wie immer weigerte sich der Qualtinger auch diesmal, eine Prüfung zu machen – und gar nicht zu Unrecht, was ja sein späterer Erfolg beweist. Wir übrigen Konformisten aber machten die Prüfung, und so kam es, dass ich Qualtinger dann umbesetzen musste, denn die Bühnengewerkschaft wollte partout keinen Mimen ohne Schauspielprüfung spielen lassen!»

Auch hier wird die «Grimasse» ein Erfolg, man spielt sie an die zwei Monate: «Dies weniger, weil der Direktor so jugendbegeistert war, sondern weil die anderen Stücke nicht gingen; und ausserdem waren wir billig.»

Nach diesem gelungenen Intermezzo kehrt Kehlmann wieder ins «Studio» in der Kolingasse zurück. Er inszeniert, spielt, geht mit dem Ensemble auf Tourneen. Eine besonders erfolgreiche Inszenierung der damaligen Zeit ist Kehlmanns erster Nestroy: «Freiheit in Krähwinkel», mit der Musik von Paul Milan – «der nun in Deutschland lebt und dort Musik schreibt und spielt».

Dazwischen studiert man weiter, «manche machten den Doktor, manche nicht, manche widerstrebend – ich gehörte zu denen, die es fast bis zum Schluss ausgehalten haben. Die Dissertation, die mir damals anvertraut wurde, hatte das Thema ,Die neue österreichische Dramatik^ Da ich der Meinung war, sie bestünde nur aus mir, blieb es dann auch bei den ersten paar Seiten.»

Dass er nicht weiterschrieb, hatte auch einen beruflichen Grund: Gerade in diesem Stadium des Studiums ergab sich für Kehlmann die Chance, ein eigenes Theater aufzumachen, und so gab er der Praxis den Vorzug.

«Ich machte mich also selbständig, indem ich 1950 das «Kleine Theater im Konzerthaus» eröffnete. Den Namen, den es heute noch trägt, habe ich damals erfunden.»

Das Startkapital stellen ihm Trude Pöschl und deren Mann zur Verfügung. Er beginnt seine Spielzeit

Studenten spielen politischen Nestroy

Trotz den Erfolgen mit »Wozzek« und »Wintermärchen« hat das Studio mit der »Freiheit« den Gipfel seiner bisherigen Leistungen erreicht. Die jungen Menschen, die hier spielen, stellen manches »professionelle« Theater in den Schatten. Es ist halt doch etwas um den Geist, von dem eine Sache regiert wird.

Welt am Abend, 10. November 1947

mit dem schon eingangs erwähnten Horvath: «Kasimir und Karoline» in der Besetzung: Bert Fortell (heute Josefstadt), Susi Peter (vor ihrem Tod im ,Volkstheater' erfolgreich), Harry Glöckner, Trude Pöschl, Kurt Radlecker und viele andere.

«Horvath war für mich ein Programm und ist es auch bis heute geblieben; von damals über Hollmanns gleichnamige Artikel, in denen er uns lehren will, wie man das macht, und darüber hinaus.»

Zusammen mit Erich Neubergs «Theater am Parkring» («Wir waren eine Art Dioskurenpaar; auf freundschaftlichste Weise miteinander in Konkurrenz!») begründet er eine neue Theaterära für Wiens Kellerbühnen.

«Wir machten mit unseren Spielplänen volle Häuser. Und das war damals das Wesentlichste, dass in dieser Zeit der grossen Theaterkrise und der steigenden Kauflust die Leute trotzdem zu uns kamen – nicht zu jedem Stück und auch nicht immer gleichmässig, aber doch.»

Neben Horvath spielt Kehlmann Ferdinand Bruckners «Krankheit der Jugend»; und er bringt auch neue deutsche Autoren wie Rüdiger Syberberg auf die Bühne.

«Bald ist auch Carl Merz zu uns gestossen, der das Kabarett ‚Der liebe Augustin‘ – das spätere ‚Theater der Courage‘ – in der Nachfolge von Fritz Eckhardt geleitet hatte. Eckhardt hat damals im Prater das ‚Wiener Künstlertheater‘ aufgemacht, mit dem er dann später pleite gegangen ist; und Nachfolger von Merz ist Stella Kadmon geworden, die zu dieser Zeit gerade nach Wien zurückgekehrt war.»

Merz und Qualtinger hatten bereits vorher miteinander gearbeitet: das war nach der «Grimasse», dem Kabarett vom «Hochschul-Studio», das Qualtinger in den Kammerspielen auf Grund seines Protestes gegen eine erforderliche Schauspielerprüfung nicht mehr mitmachen durfte. Damals war er zum «Lieben Augustin» des Carl Merz gegangen und hatte eben lizenzfrei gespielt.

Nun aber mündete auf einmal wieder alles in einem gemeinsamen Weg: den Weg des «Kabarett im Konzerthaus» mit seinen Erfolgsprogrammen «Brettl vorm Kopf».

Vorläufig fehlte dazu aber noch der Mann mit der Musik – Gerhard Bronner. «Den hatte ich mir aus der ‚Marietta-Bar‘ herausgefangen. Bronner kannte damals noch kein Mensch. Er war erst kurz zuvor

aus Haifa nach Wien zurückgekommen und spielte nun in der ‚Marietta‘ Klavier» – wo übrigens auch Georg Kreisler seinen Anfang nahm.

Diesen Bronner hört Kehlmann also eines Abends und ist sofort im Bilde – genau den braucht er für sein Kabarett. Und er fragt ihn: «Wollen Sie nicht für uns Musik machen? Ich plane da eine Parodie auf den ‚Reigen‘ von Schnitzler, aber als heutigen ‚Reigen‘, einen ‚Reigen ‘51‘.» Bronner macht mit.

Und so entsteht einer der grössten Erfolge, den es auf der kleinen Kellerbühne unterhalb des grossen Konzerthauses je gab: «Reigen ‘51» lief fast ein Jahr.

Der Ruf, der von dieser Produktion ausgeht, verbreitet sich bis in die USA. Eines Tages erscheint Oskar Karlweis in Wien, um für seine Frau, die in den Staaten eine sehr bekannte Agentin ist, die Rechte für eine Broadway-Inszenierung zu erwerben.

«Das Stück sollte also ins Amerikanische übersetzt werden. Doch dank jener Atmosphäre des Neides, die oft in österreichischen literarischen Kreisen herrscht, gab es plötzlich einen Prozess wegen angeblichen Plagiats, den wir zwar gewannen, der aber doch das amerikanische Projekt verzögerte.»

Durch die guten Kritiken, die über die Wiener Aufführung auch im Ausland erschienen waren – unter anderem in «Variety» –, hatte der Fischer-Verlag Wind von der Sache bekommen und geklagt.

«Unseren ‚Reigen ‘51‘ hätte Ben Hecht für den Broadway adaptieren sollen, und Oskar Karlweis wollte sich den Conférencier zurechtschreiben, ihn grösser machen. Und dann kam eben jene Plagiatsklage.»

Da es eine aufwendige Produktion werden sollte – damals waren ja noch die «goldenen Broadway-Jahre», heute ist auch das vorbei –, zuckten die Amerikaner jedoch zurück, als sie von dem Prozess hörten; sie wollten den Ausgang abwarten.

«Und wie wir dann endlich von dem Plagiatsvorwurf freigesprochen waren, war auch schon der Rummel um das Stück vorbei, und die ganze Sache schlief ein.»



«Reigen «51 « war ein sensationeller Erfolg für das damalige «Kleine Theater im Konzerthaus». Das Szenefoto zeigt Evelyn Künnecke und Michael Kehlmann.

Den Prozess hatten die Autoren Kehlmann, Merz, Qualtinger unter Hinweis auf Manfred Hausmann, Nestroy und «andere Altvordere» zwar gewonnen, aber Amerika lag nun wieder genausoweit weg wie vorher.

P. S.: Der «Reigen» tanzt auch heute noch in Kehlmanns Kopf herum. Während einer Inszenierung eines Anouilh in der Josefstadt im November 1972 hat Kehlmann mit dem Direktor dieses Thea-

ters vereinbart: Ein neuer «Reigen» soll sich bald über die Wiener Bühne bewegen. «Ich werde ihn zusammen mit Carl Merz schreiben, einen ‚Reigen ’73‘, der den Wiener erotischen Markt unserer Tage schildern wird.»

Vor jener Konzerthaus-theater-Zeit waren Kehlmann und Qualtinger bereits viele Jahre lang schriftstellerisch miteinander verbrüdet:



Johannes Mario Simmel im Jahre 1945.

Sie hatten a) einen gemeinsamen Verleger und schrieben b) für dieselbe Zeitung.

Der Verlag war der Marton-Verlag und hatte neben dem schon anderwärts erwähnten Nachkriegs-Problemstück: «Jugend vor den Schranken» von Qualtinger auch noch ein Kinderstück, das dieser zusammen mit Franz von Zeska geschrieben hatte; Kehlmanns «Entscheidende Stunde» lag ebenfalls in den Regalen des Büros. Honorar haben die beiden Autoren damals keines gesehen.

«Mein Stück wurde dann von Epp, ‚Theater die Insel‘, angenommen – aber nicht gespielt. Zuerst wollte er’s gross herausbringen, dann in einer Art Sonderabonnement-Serie. Weil aber immer weniger Leute ins Theater kamen – die Reichsmark-Schilling-Konversion hatte viele Bühnen um Kopf und Kragen gebracht –, versandete die Sache schliesslich, und unsere Stücke wurden nie auf grösseren Bühnen gespielt.»

Die Zeitung, deren Redaktion sie gemeinsam bevölkerten, war die «Welt am Montag»: «Wir waren eine lustige Redaktion. Der Qualtinger, der Johannes Mario Simmel und ich – wir waren die Kulturredaktion. Und der Redakteur, der uns alle engagiert hat, war ein gewisser Jochen Bremer» – heute «Stern» und «Playboy».

Unter Bremer werden Kehlmann und Qualtinger Theaterkritiker. «Der Simmel war jedoch ein *richtiger* Redakteur, der musste Redaktionsdienst machen, während wir nur kamen, um unsere Arbeiten abzuliefern.»

Jochen Bremer wurde sehr bald von den Wiener Kollegen ziemlich angefeindet – erstens, weil er ein «Piefke» war, und zweitens, weil er was konnte. «Er war ein Ullstein-Mann, verstand etwas von der Boulevard-Presse und beherrschte sein Handwerk aus dem Effeff.»

Bremer flog dann auch sehr bald hinaus – «und wir flogen mit. Alle, bis auf den Simmel, weil der einfach schon das Zeitungshandwerk erlernt hatte und auch mehr Geld brauchte als wir, weil er nämlich mehr Durst hatte als wir.»

Eine Zeitlang schreibt Kehlmann noch Glossen für die sozialistische Studentenzeitschrift «Strom» – «für die ich sehr angefeindet wurde» –, gibt den Journalismus aber dann bald ganz auf, «weil ich es unehrenhaft finde, über Theater zu schreiben und es gleichzeitig zu machen».

Ausserdem absorbiert ihn das Theater nun schon allzu mächtig. Die Erfolge mit dem «Reigen ’51» und die darauffolgenden «Brettl»-Produktionen nehmen seine ganze Zeit in Anspruch.

«Wir hatten schon Jahre davor ein Rundfunk-Brettl gemacht, in der damaligen RA-VAG, eben in dieser Zusammensetzung: Bronner-Merz-Qualtinger und ich. Für den Rundfunk entdeckt hatte uns ein sehr sympathischer Mensch, nämlich Marcel Bernard. Der war damals Unterhaltungschef beim Österreichischen Rundfunk. Er hat uns für eine ganze Serie von Kabarettsendungen engagiert.»

Doch die Arbeit am Sender wird immer unerfreu-

licher. Die RAVAG lag in der russisch besetzten Zone Wiens, und die Programme mussten vor der Sendung zensuriert werden.

«Schwierigkeiten machten uns weniger die Russen als die österreichischen Beamten, die glaubten, sie müssten sowjetischer sein als die Sowjets.» – Das Quartett übersiedelt bald zum Sender Rot-Weiss-Rot in der amerikanisch besetzten Zone.

1953 ist das «Brett vor dem Kopf» das ganze Jahr über gelaufen. Man hatte Gastspiele innerhalb Österreichs absolviert – Aufführungen, die genauso erfolgreich waren wie die Wiener Vorstellungen. Man wusste also schon: das «Brett» ist auslandsverdächtig. «Wir fuhren nach Hamburg, wo ich Leute von der Gruppe 47 kannte, die uns eingeladen hatten.»

Diese Reise verläuft über mehrere Wochen. Es ist Hans Werner Richter, der Kehlmann zu Alfred Andersch bringt. «Und Andersch wiederum, mit dem ich heute noch sehr befreundet bin, brachte mich zu Ernst Schnabel, dem damaligen Direktor vom damaligen NWDR.»

Die Bekanntschaft mit Hans Werner Richter datierte aus einer Zeit, da Richter in Wien war, um mit Kehlmann eine Wien-Reportage zu schreiben. Rich-

ter ist Kehlmann jedenfalls so sehr verbunden, dass er ihn Alfred Andersch empfiehlt.

«Der sass damals in der Eiffel.»

Von der Eiffel fahren die vier mit ihren Tonbändern nach Hamburg, klopfen bei Schnabel an, der sie auch gleich zu den Abspielgeräten ins Studio schleppt.

«Dort spielten wir unsere Bänder vor, aber man konnte ausser Quieken und Grollen nichts hören, weil wir sie nämlich in Wien mit einer anderen Geschwindigkeit aufgenommen hatten.» Schnabel tröstet das Quartett, indem er ein öffentliches Auftreten auf einer Hamburger Bühne vermittelt.

«Es war ein Riesenerfolg. Na, und so wurden wir schliesslich mit unserem ‚Brett vor dem Kopf‘ auch noch in der Bundesrepublik Deutschland berühmt.»

Hier trennen sich dann auch die Wege – Kehlmann bleibt in Deutschland, während die übrigen drei nach Wien zurückkehren. Unter Bronners Leitung spielen Qualtinger und Merz ihr Kabarett weiter und immer weiter . . . Bis auch diese Ära zu Ende ist: Qualtinger geht zum Theater, Bronner zieht sich in seine Bar zurück, und Merz schreibt Bücher und gelegentlich zusammen mit Kehlmann Fernsehstücke für Österreich und Deutschland.



Paul Popp, 1946, Adolf Hitler imitierend (oben).
Unten: Popp ist heute Kolumnist einer grossen
österreichischen Tageszeitung.



Karl May – jugendgefährdend!

PAUL POPP

Wenn heute ein Jugendlicher Flugzettel weitergibt und anschliessend tanzen geht, wird kein Mensch etwas daran finden. «Bobby» Paul Popp – «Kurier»-Kolumnist – jedoch haben diese Tätigkeiten mehr als zwei Jahre seines Lebens gekostet. Sein Fehler war, dass er sie zu einer falschen Zeit ausgeübt hat.

Die Zettel verteilte er 1942, und da es sich um Propagandamaterial eines damals illegalen Sozialistischen Jugendverbandes handelte, schickte man ihn dafür zwei Jahre in das KZ Mauthausen; und tanzen ging er ausgerechnet kurz vor Kriegsende, als Lustbarkeiten dieser Art bereits verboten waren und mit Kerker bestraft wurden.

Die Sache mit den illegalen Flugzetteln wäre wohl kaum aufgefliegen, hätte nicht ein Mitschüler «Bobby» Popp in dessen Atlas ein Exemplar davon gefunden und den Kollegen «vernadert».

Die Gestapo – «Kommen ins Haus!» – durchsuchte Bobbys Wohnung: «Ich hatte damals unter

meinen Büchern auch «Das Kapital» von Karl Marx und den «Erfolg» von Lion Feuchtwanger. Ein Gestapo-Beamter namens Fasching beschnupperte misstrauisch den Bücherkasten und zeigte schliesslich auf die beiden Bände: ‚Was san denn des fiar Biacheln?‘ Nun war ich damals Schüler der Handelsakademie, und so hab’ ich eben gesagt, das seien Bücher, die ich für die Schule brauche. Das hat Herr Fasching wohlwollend zur Kenntnis genommen. Beschlagnahme hat er lediglich einige Bände Karl May, und dies mit der Begründung: ‚Des san die Biacheln, die unsere Jugend verderben! – Die werma kassieren!‘ – Dass es sich dabei um die Lieblingslektüre unseres Führers handelte, hat der Mann nicht gewusst!«

Bobby Popp wird ins Landesgericht I eingeliefert, Zelle E/392. Dort erlebt er ein Beispiel für die Unwirksamkeit der Todesstrafe. «Neben mir sass ein Häftling namens Josef Fuidl, der hatte 1942 Verdunklungseinbrüche begangen» – damals genügte

schon ein einziger Einbruch dieser Art, um zum Tode verurteilt und geköpft zu werden – «und wartete auf seine Hinrichtung. Und noch in diesem Stadium hat er sich mit seinem Zellennachbarn darüber unterhalten, welche Trafiken sie ‚herstrahn‘ wollen, falls sie

**An die Front mit dir, du Ostmarkschwein,
SA, SS — die bleibt daheim!**

**Der Feind ist im eigenen Land. Stürzt den
Faschismus und seid kein Kanonenfutter. Wir
danken unserem Führer für 13.000 Tote.**

**300.000 Tote, Verwundete und Vermißte in Polen.
13.000 Flugzeuge verlor der Hermann.**

Ausschnitte aus österreichischen Flugblättern – nach Akten des SD

doch noch freigehen würden. – Seither weiss ich, dass nicht einmal die Todesstrafe abschreckend wirkt.» –

Er ist Zeuge eines makabren Scherzes, den ein anderer Zellenkollege mit einem jungen Bauernburschen treibt: Im Landesgericht war damals militärischer Haarschnitt Mode für die dem Friseur die Arbeit zu erleichtern, wurden vor seiner Ankunft Handtücher an die Häftlinge verteilt.

Der junge Mann vom Lande, der so etwas noch nicht erlebt hatte, wollte wissen, was dies bedeute. Bobby's Zellengenosse stach der Hafer: «Das heisst,

**Wann verdunkeln wir?
Wir verdunkeln im April von 21 bis 5,30 Uhr!**

Tägliche Mitteilung des *Völkischen Beobachter* im April 1942

dass du jetzt hingerichtet wirst», sagte er – worauf der arme Kerl zu weinen anfing und um sein Leben flehte.

Bobby gelang es nur mit Mühe, den Bauernburschen zu beruhigen. – Wenig später wurde Bobby Popp nach Mauthausen gebracht.



«Underground» der frühen vierziger Jahre.

Durch einen Anwalt, der ausgerechnet Führer hiess, geschickt verteidigt, durfte er das Lager bereits nach weniger als zwei Jahren verlassen. Nun hatte er, neunzehnjährig, natürlich einiges nachzuholen, und so ging er in die Tanzschule Immervoll, Hegelgasse 3. Diese Schule hiess nicht nur Immervoll, sondern war es auch, denn sie hatte eine für damalige Zeiten besondere Spezialität zu bieten – nämlich Swing und Jitterbug, beides verbotene Tänze. Und nicht allein das, man durfte sie dort, bei verschlossenen Türen, nicht nur als Lektionen, sondern auch zum Vergnügen tanzen.

Das gelangte der Gestapo zu Ohren, und so kam sie neuerlich ins Haus, «allen voran ein Dr. Trnka, der uns mit vorgehaltener Pistole für verhaftet erklärte.

Es geht wieder einmal auf die Reise – erste Station Elisabethpromenade. Dort ist um diese Zeit ein prominenter Häftling zu Gast: Paul Hörbiger. Die beiden Pauls verstehen einander ausgezeichnet. Paul Popp

amüsiert den Paul Hörbiger mit seinen Parodien auf Hitler und Goebbels, man verfasst Reden für einen fingierten Freiheitssender; Pauli Popp schmettert durch das Zellenfenster diese Reden mit Hitler- und Goebbelsstimme in den Hof der «Liesel», worauf ein

Einmal im Jahr, zum 20. April, darf die gesamte deutsche Nation bekunden, wie lieb sie ihren Führer hat...

Er ist in seiner einzigartigen Schlichtheit gerade deshalb unser Führer, weil dieses gottbegnadete Genie nichts anderes sein will als der Freund aller deutschen Menschen, dem wir - jeder von uns - täglich nahe sein dürfen und in dessen Schutz wir uns so unendlich geborgen fühlen.

Soldat und Arbeiter, Bürger und Bauer, Mann und Frau, jung und alt, Stadt und Land — alle, alle Deutschen scharen sich um unseren Führer und wünschen sich angesichts des härtesten und schwersten Schicksalsjahres deutscher Geschichte: Heil Hitler!

Dr. Robert Ley, Reichsorganisationsleiter von «Kraft durch Freude»: Rede zum 20. April 1943

grosses Suchen nach dem feindlichen Agitator einsetzt. – Paul Hörbiger singt indessen Wiener Lieder, um die nervösen Wärter zu beruhigen.

Diesmal endet das Abenteuer in Maria Lanzendorf bei Wien, einem Lager, das als das «Lager der Tänzer» bekannt war. Dort wurden, neben störrischen Fremdarbeitern, Subjekte wie Bobby Popp in Scharen eingeliefert. – Einer der Häftlinge war auch ein gewisser Michael Kehlmann, dem wir schon begegnet sind, ein anderer der spätere «Howdee»-Star des Österreichischen Rundfunks Günther Schifter.

Schon damals ein Fan amerikanischer Musik, pfiiff, sang und trommelte er 24 Stunden lang Rhythmen aus den USA – was sogar seinen tanzbegeisterten Mithäftlingen allmählich zuviel wurde. Sie versuchten, «Radio Schifter» abzuschalten; der Knopf jedoch liess sich anscheinend nicht mehr zurückdrehen, und so verlangten sie von ihm, dass er seine Darbietungen wenigstens unter die Bettdecke verlegte. Da lag der Günther Schifter also im Bett, und seine

Decke wippte rhythmisch, und man hörte dazu ein leises Winseln – ein Fremder hätte sich bestimmt was ganz Falsches dabei gedacht.

«So arg Mauthausen war und das Landesgericht und die Elisabethpromenade – in Lanzendorf ist es uns noch verhältnismässig gut gegangen.»

Freilich, Bobby Popp war dort so etwas wie ein Weisser unter Negern. Die «minderrassigen» Fremdarbeiter hatten jedenfalls nichts zu lachen. «Es gab da zum Beispiel einen SS-Unterscharführer. Der hat einmal zwölf jugoslawischen Fremdarbeitern den Kopf so lange in den Schnee gestossen, bis sie erstickt waren.

Diese Haftzeit endet für Bobby Popp mit dem Russeneinmarsch. Der junge Mann verlässt das Lager in Schale – dies weniger, weil ihm so feierlich zumute ist, sondern weil man ihn an einem Sonntag Abend in der Tanzschule verhaftet hatte. Er trampet also in seinem Nadelstreifenanzug, einen braunen Borsalino auf dem Kopf, nach Wien, zurück in die elterliche Wohnung.

Dort fallen aus den Häusern bereits die Souvenirs des tausendjährigen Reiches auf die Strasse – man entledigt sich der Parteiformen, Hakenkreuzfahnen und allerlei sonstigen NS-Krimskrams, indem man ihn aus den Fenstern wirft.

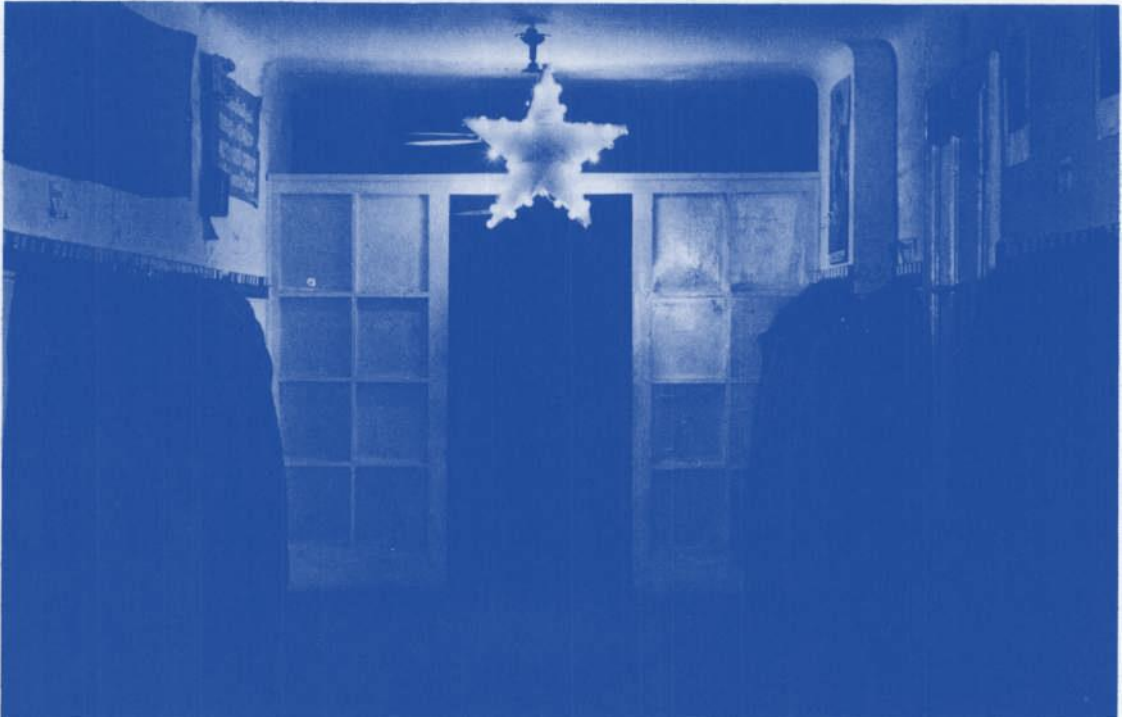
Eine Dame befreit sich solcherart von ihrem Liebsten – einer Büste des «Führers». Der braune Bronzeschädel zerschellt auf dem Gehsteig. Ein mongolischer Offizier, der gerade vorbeigeht, lächelt asia-

„Adolf Hitlers Lieblingsblume ist das schlichte Edelweiß...“

(Lied mit Zitherbegleitung)

tisch und ruft in bestem Deutsch zu der bekümmerten Dame hinauf: «Wenn Sie ihn nicht gehabt hätten, würden Sie ihn jetzt nicht wegschmeissen brauchen!»

Nicht immer verliefen Befreiungsaktionen so glatt



Sowjetunterkunft in einer beschlagnahmten Wiener Wohnung.

wie diese: In der Neubaugasse gab es das Uniformdepot einer NSKK-Abteilung. Die Uniformen selbst waren für die plündernden Wiener zu dieser Zeit nicht mehr interessant. In dem Depot lagen aber auch noch Dutzende Stiefelpaare, und so was konnte man natürlich brauchen. Ein findiger Wiener hatte das herausgekriegt und war gleich mit einem Handwagen angefahren, um möglichst viel davon auf die Seite zu schaffen. Bobby Popp und ein paar andere Interessierte waren zu spät gekommen und mussten zusehen, wie der Mann gerade das letzte Paar Stiefel auf den Handwagen warf.

Popp, den das natürlich ärgerte, sagte zu dem Mann: «Wozu brauchen Sie so viele Stiefel? Die können Sie doch nicht alle selbst tragen! Geben Sie jedem von uns ein Paar und behalten Sie sich den Rest. . .»

Worauf der Mann gleich loszeterete: «Die Stiefel gehören *mir*! Die hab' i entdeckt! Da gib' i nix her!»

Und machte sich mit dem Handwagen auf den Weg.

Bei der nächsten Ecke stürzten sich zwei Russen aus einem Haustor, hielten ihn an, konfiszierten Stiefel samt Handwagen und jagten den schimpfenden Mann davon.

Stiefel oder Nicht-Stiefel war zu dieser Zeit nur tagsüber eine fundamentale Frage. Am Abend, wenn die Tanzlokale öffneten, durften die Schuhe auch Löcher haben – Hauptsache, sie hielten bis zum Morgen. Denn Tanzen war damals das zweitwichtigste Vergnügen.

Gelegenheit dazu gaben auch zahlreiche Bälle. Bälle brauchen Veranstalter, und da Bobby Popp immer schon eine Schwäche für das Entertainment hatte, machte er sich daran, einen solchen Ball zu organisieren. Zusammen mit Erwin Klein – heute «Almdudler-Limonade», damals ebenso frisch entlassener «Lanzendörfer» wie Bobby Popp – verhan-

delte er mit den Russen über eine kurzfristige Überlassung der Wiener Hofburg für Ballzwecke. «Was wieder beweist, dass der Kaiserball, der heute nicht ohne Anna Moffo und ähnliche Zelebritäten auskommt, eigentlich ein alter Hut ist.»

Im Zuge solcher Vergnügungen lernte Bobby Popp eine gewisse Frau Lorenz kennen, eine nicht mehr ganz tauforsche Dame, «ein Veilchen, das im Verblühen borgte», mit einer riesigen Smaragdsammlung im Hintergrund.

Diese Dame Lorenz ist reich und lebenshungrig und also bereit, ihren Lebenshunger mit ihrem Reichtum zu bezahlen. Dass sie ihn einst mit dem Leben bezahlen würde, davon wusste sie vorderhand noch nichts. Sie wurde die Freundin von einem Schulkollegen Bobby Popp, der mit ihr auch den Ball in der Hofburg besuchte. «An diesem Abend ist auch ein mysteriöser Schweizer aufgetaucht, ein Herr namens Karl Rinderknecht, sowie dessen Freund Charly Gewürz.»

Der Ball ist ein voller Erfolg. Nach der Abrechnung im Morgengrauen beschliesst man, ihn in den «Meinl-Stuben» mit einem ausgiebigen Frühstück zu feiern – Bobby Popp, Erwin Klein und Bobbys Freund, der die Frau Lorenz bereits nach Hause gebracht hat und wieder zurückgekehrt ist.

Plötzlich geht die Kaffeehaustür auf, und herein kommen der Schweizer Karl Rinderknecht und sein Freund, Charly Gewürz. Die beiden nehmen Platz – Rinderknecht an der Seite des Freundes der Dame Lorenz. Während die anderen auf den Sieg in der Hofburg anstossen, beginnt Rinderknecht mit dem Kavalier der Lorenz ein Gespräch unter Männern. Rinderknecht zieht einen Ring aus der Tasche: «Diesen Ring kannst du haben, wenn du mir Frau Lorenz überlässt», schlägt er mit Schweizer Charme in der Stimme vor.

Solche Geschäfte gab's zwar immer schon, damals, in der Zeit des Schleichhandels, erlebten sie jedoch ihre Konjunktur: immerhin war dies ja nun eine Art Training für die Ära des kommenden Wirtschaftswunders.

Man wurde handelseins; der Ring wechselt seinen Besitzer, die Dame Lorenz desgleichen. Karl Rinderknecht – «Stier aus Uri» – ist ein würdiger Nachfolger des jungen Österreichers.

Doch das Glück währt nicht lange. «Wenige Monate später», erinnert sich Bobby Popp, «sind die beiden vor Gericht gestanden, wegen Mordes an der Frau Lorenz . . .» In einer Aufwallung von Liebe – Liebe zum Besitz der Dame – hatten die zwei Schweizer Frau Lorenz mittels Zyankali in eine schönere Welt befördert; sie waren bald nach der Tat verhaftet worden.

«Ich war damals schon bei der Zeitung und habe Gerichtssaalberichte geschrieben, wie sich das für einen Anfänger eben gehört» – zum Journalismus hatte Bobby Popp übrigens Leomare, die Frau Qualtingers, gebracht; sie war und ist selbst Journalistin. «Man hat mich also zu diesem Sensationsprozess abkommandiert. Es ist der erste Verhandlungstag, ich sitze auf meinem Journalistenbänkchen. Auf einmal wird der Rinderknecht hereingeführt. Er sieht mich, nickt mir freundlich zu und sagt ganz laut in seinem gedehnten Schwyzertütsch: «Seeerwus Bobby!» Ich hab' gedacht, die würden mich im nächsten Augenblick verhaften.»

Man verschont Popp jedoch und konzentriert sich auf die Angeklagten: Charly Gewürz wird zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Karl Rinderknecht zum Tode. Wenig später wird er hingerichtet.

Obwohl Popp nunmehr weiss, welche Gefahren das Nachtgeschäft mit sich bringt, kann er es doch auch wieder nicht lassen. Er wird Kabarettist, Spezialgebiet: Russische Besatzungssoldaten. Schon in der Schule hatte Bobby Popp zum Gaudium seiner Kollegen die einzelnen Klassenlehrer parodiert. Aber zu mehr als zu diesem Spass aus der «Feuerzangenbowle» ist es nie gekommen – für die Schauspielerei hätte Bobby zwar durchaus das Zeug gehabt, aber das wollte wieder der Vater nicht.

«Er war Fabrikdirektor und dennoch ein sehr musischer Mensch. Wenn er aber etwas verachtet hat, so

Zwei Todesurteile im Wiener Giftmordprozeß

Die beiden Angeklagten im Giftmord an Else Lorenz, Herbert Rinderknecht und Karl Gewürz, wurden gestern nach viertägiger Prozeßdauer vom Schwurgericht unter Vorsitz des OLG Dr. Werner der ihnen zur Last gelegten Verbrechen für schuldig erkannt und beide zum Tode durch den Strang verurteilt.

Der letzte Verhandlungstag

Gleich zu Beginn der gestrigen Verhandlung gab Professor Dr. Tiemitz sein psychiatrisches Gutachten ab. Demnach sind bei keinem der beiden Angeklagten Anzeichen einer Geisteskrankheit zu vermerken, die ihre Tat entschuldbar machen könnte. Der Psychiater schilderte Gewürz zwar als einen Schwächling, doch sei sein Intellekt groß genug, diesen Charaktermangel auszugleichen. Den Angeklagten Rinderknecht nannte der Sachverständige einen äußerst verlogenen Menschen und Hochstapler. Beide seien sie für die von ihnen vollbrachte Tat voll verantwortlich.

Das Schlußwort des Staatsanwalts

Der Staatsanwalt Dr. Flasch begnügte sich in seinen Schlußworten mit einer Aufzählung der Ereignisse. Diese durch so viele Zeugenaussagen bewiesenen Tatsachen reichen wohl aus, die ganze Schwere der Schuld zu ermessen: meuchlerischer Raubmord, an dem beide Angeklagte in gleicher Weise beteiligt waren, wobei es für den Schuldspruch mehr oder weniger gleichgültig sei, wer von den beiden das Gift tatsächlich in das Glas schüttete. Beide hätten ja die Absicht zum Mord gehabt. Die Ermordete selbst sei die fürchterlichste Anklägerin gewesen, als sie sagte: »Die Männer haben mich gezwungen, zu trinken!« Alle beide Angeklagten also! Das Motiv für dieses Verbrechen liegt nicht in der Not der Zeit, sondern in der maßlosen und unsäglichen Habgier der beiden Angeklagten. Der Schmuck, das war der einzige Grund, warum sie sich dieser Frau genähert und die Mordpläne auf sie konzentriert haben. Das ist das widerliche Motiv, das dieser Tat zugrunde liegt.

Die letzten Versuche der Verteidiger

Die Verteidigung des Gewürz durch Dr. Stern bemühte sich vor allem, den bösen Einfluß Rin-

derknechts auf Gewürz zu betonen. Darnach sei Gewürz ein willenloser Schwächling gewesen, nicht stark genug, sich Rinderknechts verbrecherischen Plänen zu widersetzen.

Dr. Gürtler ging in der Verteidigung Rinderknechts den entgegengesetzten Weg und versuchte seinen Mandanten als Unschuldslämmchen darzustellen. Darnach habe Gewürz den Rinderknecht getäuscht und ihn unter dem Vorwand sexueller Ausschreitungen mißbraucht. Bei Rinderknecht läge also nicht das Verbrechen des Mordes, sondern nur des Totschlages vor. Im übrigen berief sich Dr. Gürtler darauf, daß nach der heute allein gültigen Verfassung von 1929 im ordentlichen Verfahren die Fällung eines Todesurteils unzulässig sei, ein Einwand, den auch Dr. Stern erhoben hatte. Weiters bestritt Dr. Gürtler die Zuständigkeit des Gerichtes überhaupt, da nach der Verfassung von 1929 über Mord nur ein Geschworenengericht richten dürfte, während das gestrige Gericht ein Schöffenengericht sei.

Die letzten Worte der Angeklagten

Als dann der Vorsitzende fragte, ob die Angeklagten noch etwas zu sagen hätten, beteuerte Gewürz wieder seine Unschuld, »Ich habe gesagt, er soll mich in Ruhe lassen, ich ging erst mit ihm, als er mich überredete. Ich habe den Tod der Frau Lorenz nicht gewollt!«

Rinderknecht blieb verstockt wie bisher immer.

Beisitzender: »Rinderknecht, denken Sie nicht an Ihre Mutter? Wollen Sie nicht noch ein vernünftiges Wort von sich geben.«

Rinderknecht: »Ich habe nichts zu sagen.«

Daraufhin schloß der Vorsitzende die Verhandlung.

Das Urteil

Der Gerichtshof teilte zunächst nach einstündiger Beratung seinen Entschluß mit, den Einwand Dr. Gürtlers unter Berufung auf Erlässe der Provisorischen Staatsregierung abzulehnen, die die Strafgesetzzordnung vom 13. März 1938 und damit auch die Todesstrafe wieder einführt.

Dann verkündete OLG Dr. Berger die beiden Todesurteile.

Gewürz wurde dabei totenbleich und schien zu wanken, sagte aber nichts. Rinderknecht zeigte keine Gefühlsäußerung.

Urteilsbegründung

Nach Überzeugung des Gerichtshofes wurde es als erwiesen festgestellt, daß beide Angeklagten gemeinsam den Mordplan entworfen und ausgeführt hatten.

Alle von den beiden vorgebrachten Entschul-

digungen bezeichnete der Gerichtshof als unglaubwürdig. Im übrigen erkannte er beide auch beim größten Teil der ihnen außer dem Mord noch zur Last gelegten Eigentumsverbrechen als schuldig, was als erschwerender Umstand gewertet wurde. Das teilweise Geständnis Gewürz' konnte nur als geringer Milderungsgrund gelten.

In Zusammenfassung aller dieser Umstände bezeichnete der Vorsitzende die Todesstrafe, die zuerst an Rinderknecht und dann an Gewürz vollzogen werden soll, als einzig mögliche Sühne.

Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet

Beide Angeklagten erklärten zum Schluß, das Urteil verstanden zu haben, Rinderknecht eisig und unberührt wie immer, Gewürz totenbleich und tränenerstickt.

Die beiden Verteidiger meldeten hierauf die Nichtigkeitsbeschwerde an.

Neues Österreich,
18. Juni 1946

waren es die Schauspieler. Die kamen bei ihm gleich nach den Prostituierten.»

1947 wird in Wien auf dem Eislaufverein ein Variété eröffnet, das «Bouquet». Bei der Pressekonferenz, zu der er als Journalist eingeladen ist, spielt Bobby Popp wieder einmal «Feuerzangenbowle»:

Hinrichtung des Raubmörders Rinderknecht

Sühne des Mordes auf dem Schwarzenbergplatz

Wien, 28. Jänner (Eigenbericht). Im Galgenhof des Landesgerichtes wurde heute um 6 Uhr früh der 23jährige Herbert Rinderknecht durch den Strang hingerichtet.

Rinderknecht, der gemeinsam mit dem 23jährigen Karl Gewürz einen heimtückischen Raubmord an der Privaten Else Lorenz verübte, wurde im Juni des vergangenen Jahres zum Tode verurteilt. Er legte gegen das Urteil Berufung ein, die aber abgewiesen wurde, während das Berufungsverfahren des ebenfalls zum Tode verurteilten Gewürz noch nicht entschieden ist.

Rinderknecht verbrachte die Nacht auf heute in Gesellschaft des katholischen Gefängnisgeistlichen Monsignore Köck und trat mit Fassung seinen letzten Gang an. Der Amtsarzt stellte acht Minuten nach vollzogener Hinrichtung den Tod fest.

Welt am Abend, 28. Jänner 1947

Er imitiert vor seinen Kollegen unter anderen Hans Moser, Theo Lingen, Richard Romanowsky, Heinz Rühmann. Die Leute aus der Zeitungsbranche amüsiert das sehr. Das bemerkt ein gewisser Herr Eder, später Chef der Wiener Stadthalle, und macht ihm ein Angebot: «Wollen Sie das nicht auch einmal auf einer Bühne machen? Gegen Gage?»

Eder bietet Popp pro Abend sechshundert Schilling – «damals war das noch sehr viel Geld!» Später, als Star, bekommt er noch mehr, für einen Zehn-Minuten-Auftritt viertausend Schilling. («Das hab' ich damals alles auf den Schädel g'haut – Gott sei Dank!»)

Von seinem Engagement als Vortragskünstler erzählt er daheim noch nichts. Eines Tages geht er mit



Paul Popp war mit seiner Hitler-Parodie unmittelbar nach dem Krieg sehr erfolgreich. «Bouquet», 1946.

seinem Vater auf der Strasse. Da bemerkt dieser ein Plakat: «Popp, die Novität! Täglich im ‚Bouquet‘!» «Schau», sagt der Herr Direktor ahnungslos zu seinem Sohn, «der heisst eigenartigerweise genau so wie wir!»

Bobby wird schwach in den Knien; jetzt kann er es wohl nicht mehr länger verheimlichen! Trotzdem bekennt er noch nicht Farbe. Er beschliesst, seine Eltern einfach zu überrumpeln. «Das ist aber interessant!» bemerkt er scheinheilig. «Vielleicht ein Verwandter? – Den müssen wir uns anschauen!» Er besorgt für den Premierenabend drei Karten. Das Haus ist bis zum letzten der viertausend Plätze ausverkauft.

«Ich sitze also da mit meinen Eltern. Meine Nummer ist erst später gekommen. Wir sehen uns das Programm an. Kurz bevor der Popp auftreten soll, stehe ich auf. ‚Jetzt gehst hinaus?‘ meint meine Mutter. –



Popp und Partner, «Bouquet»,
1946.

„Ich bin ja gleich wieder da!“ sag ich und steh’ auch schon auf der Bühne.»

Es wird ein Riesenerfolg. Viertausend Leute lachen und applaudieren minutenlang. Bobby Popp verbeugt sich nach allen Seiten und ruft in den Zuschauerraum: «Und hier sitzen die beiden Herrschaften, denen sie mich verdanken!» Er weist auf seine Eltern. Sie bekommen einen Sonderapplaus.

«Mein Vater ist fast in den Erdboden versunken. Von diesem Schock hat er sich lange nicht erholt. Und seinetwegen» – Bobby Popp hat den Direktor nämlich sehr gerne gehabt – «hab’ ich 1948 die Sache schliesslich aufgegeben.» Um ihm wieder zu verzeihen, will er Philosophie studieren und Theaterwissenschaft.

Das wäre allerdings gar nicht nötig gewesen. Denn als der Vater stirbt, findet man in seinem Schrank ein Fach; und dieses Fach ist voll von Kritiken, Fotos, Plakaten und Berichten über den Sohn. «Obwohl ich ihm das angetan habe, war er doch sehr stolz auf seinen Einzigen.»

Und Gesumse hat es um Pauli Popp damals genug gegeben. «Sogar der Qualtinger sagt heute noch, dass

das gut war, was wir da gemacht haben!» – Eine seiner Erfolgsnummern war eine Russenszene. Bobby Popp kommt als Russe verkleidet – Stiefel, verkehrt angezogenes Jackett, Pelzmütze – auf die Bühne. Dort sitzt auf einer Bank ein Zivilist.

«Wie spät?» fragt Bobby, der Russe, barsch – eine unter den Wienern damals sehr gefürchtete Frage; sie war meist die Einleitung zu einem Beschlagnahmeverfahren: Blickte der Betreffende nämlich auf seine Uhr, so sah er sie häufig nie mehr wieder.

Der Zivilist sagte daher, ohne erst nachzusehen «Genau vier Uhr.»

«Wieso du das wissen?» fragte der Russe streng.

«Ich habe hier einen Stock. Immer wenn ich erfahren will, wie spät es ist, messe ich, wie lange sein Schatten ist.»

Nun sieht der Russe auf seiner eigenen Uhr nach. «Du lügen – es ist erst halb vier!» «Nein, vier!»

In diesem Augenblick kommt ein zweiter Russe. «Wie spät?» fragt ihn der andere.

«Vier Uhr.»

Worauf der Russe seine Uhr vom Arm nimmt, sie

dem Zivilisten gibt und dafür dessen Stock verlangt. «Hier haben meine Uhr, du mir Stock dafür geben – Stock geht besser!»

Diese Nummer wurde ein Dauerbrenner. Popp spielte sie im «Studio der Hochschulen», also auf «akademischem Boden», wo man damals mehr Narrenfreiheit hatte als anderswo: «Es waren mitunter sogar Russen drin, die sich das Programm angesehen haben. Die haben darüber herzlich gelacht.»

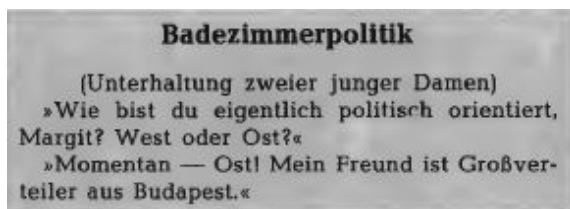
Scherereien hatten sie erst, als auch ein österreichischer KP-Funktionär in «Wir sagen uns fast alles» kam – so hiess das Programm mit der Uhren-Nummer – «der war der erste, der ein Haar in der Suppe gefunden hat; aber das war uns auch wurscht.»

Ein zweites Mal kam es zu Querelen, als Bobby Popp im Kursalon einen besoffenen Russen mimte und dabei den originalrussischen Kriegsruf: «Joptwoimatj!» ins Publikum schleuderte, eine Aufforderung, sich für erotische Zwecke des eigenen Mütterleins zu bedienen. «Worauf ein russischer Offizier aufgesprungen ist und seine Pistole gezogen hat! Na, i bin gleich beim Hintertürl hinaus, über den Zaun drüber und war schon weg.»

Das war aber auch das einzige Mal, dass er bei einem Russen Ärger erregt hat. Sonst verstand er sich mit den Besatzungsmächten sehr gut. Besonders mit einer Besatzungsmacht gelang ihm innige Frater-



Paul Popp (links) als Russe (1946).



Basilisk 2/1/1948

nisierung, besser: dem Vertreter einer Besatzungsmacht, dem amerikanischen Offizier «Alice». Alice war der Vorname, demzufolge handelte es sich also um einen weiblichen Offizier, einer Angehörigen des «Women Corps». Die Dame wohnte ganz nahe bei

Bobby Popp in der Neubaugasse und war sehr hübsch. Sie fuhr täglich in einem Jeep in ihr Büro. Bobby Popp registrierte die Abfahrts- und Ankunftszeiten, und eines Tages ging er zufällig zur selben Sekunde über die Strasse, als Alice um die Ecke bog. Sie konnte nur mit Mühe bremsen und hatte, als sie den jungen Mann so vor sich liegen sah, ein furchtbar schlechtes Gewissen. Das nutzte dieser aus, und so wurde Bobby Popp eine «männliche Kriegsbraut», mit allen Vorteilen einer solchen Stellung, denn von nun an brauchte er sich um den Nachschub von Whisky und Zigaretten keine Sorgen mehr zu machen.

Weniger Glück im Hinblick auf die Artikel des täglichen Bedarfs hatte Bobby Pops damaliger Vorgesetzter beim Rundfunk, für den der junge Mann gelegentlich Reportagen machte. In dieser Zeit hatte die RAVAG nur wenige Aufnahmegeräte, und diese mussten zudem noch auf einem Handwägelchen

zum Ort des Geschehens gebracht werden, da man keine Autos hatte. Nun hatte Bobby Popp eines Tages das Glück, auf Maurice Stiller, den Entdecker der «göttlichen Garbo», zu stossen und ihn für ein Interview zu gewinnen. Er ging also zum RAVAG-Boss und bat um einen Aufnahmewagen der beschriebenen Art.

«Unmöglich», winkte der Boss ab. «Ich muss heute noch eine Reportage in einer Hutfabrik machen – Wiederaufbau und so. Sie verstehen!»

Bobby Popp verstand. Er blickte nur auf den Kleiderhaken, wo der Chef sein Hütlein hängen hatte, ein alter, speckiger Filzstumpfen aus der Vorkriegszeit; mit dem Besuch in der Hutfabrik würde sich das ja wohl bald geändert haben. Den Plan, die Stimme des Garbo-Entdeckers Stiller Österreichs Radiohörern zu vermitteln, musste Popp jedenfalls an den Nagel hängen. Er tat das gleiche auch sehr bald mit seiner Tätigkeit für den Österreichischen Rundfunk und zog sich gänzlich in die Redaktion der «Welt am Abend» zurück; eine Zeitung, die glücklicherweise nicht von Österreichern, sondern von der französischen Besatzungsmacht herausgegeben wurde.

Dort verlebte er eine herrliche Zeit. «Sogar mein Vater war froh, als er erfuhr, dass ich dort einen eigenen Schreibtisch habe, mit einem Telefon, festem Gehalt und nicht mehr als fahrendes Volk der Familie Schande bereite.»

Dennoch – Unfug kann er auch dort noch treiben. «Chefredakteur war damals der berühmte Kapitän Meyer, ein Franzose aus dem Elsass – heute betreibt er in Paris ein Papierwarengeschäft, ist also bei der Branche geblieben. Solange er unser Chef war, hatten wir Redakteure Offiziersverpflegung. Einmal hatte er uns sogar ein geschlachtetes Schwein gebracht; davon durfte jeder ein Stück nach Hause nehmen. Die Teilung musste ein kompetenter Mann durchführen – Meyer beauftragte damit den Wirtschaftsredakteur.»

Als Gegenleistung mussten die Redakteure frei-

lich auch oft genug ihr Letztes geben. Eines Tages fehlten zum Redaktionsschluss noch dreissig Zeilen Text. Bobby Popp wurde beauftragt, innerhalb einer Viertelstunde eine Geschichte genau in diesem Umfang zu schreiben.

Popp wird in sein Zimmer gesperrt und muss dichten. Nach einer Viertelstunde präsentiert er seine Meldung: «Goldschmuggel in der Mundhöhle». Es ist der Bericht von einem Bauern in Hohenems, Vorarlberg, der mit seinem Sohn des Öfteren das Nachbarland Schweiz besuchte. Die beiden fielen dem Zöllner durch ihre Wortkargheit auf; der Vater öffnete seinen Mund kaum, der Sohn überhaupt nie. Beim nächsten Grenzübertritt werden die beiden gründlich durchsucht – kein Ergebnis. Nun packt einer der Beamten den Jungen am Kinn, reisst ihm den Mund auf – golden blinkt es ihm entgegen, Österreichs Grenzer sind einem umfangreichen Goldschmuggel auf die Spur gekommen.

Die Geschichte war vom Anfang bis zum Ende erfunden. Nichtsdestoweniger wird sie von anderen Zeitungen nachgedruckt. Und ein paar Wochen später bringt sogar eine Schweizer Illustrierte einen Bildbericht über die Sache – mit Statisten, die für den angeblich verhafteten Vater samt Sohn eingesprungen sind. Hätte es einen österreichischen Pulitzer-Preis gegeben, Bobby Popp hätte ihn damals wenn auch nicht ehrlich, so doch redlich verdient.

Neben Qualtinger war auch Johannes Mario Simmel in diesen Jahren Bobby Popp's Schreibkollege. Unter anderem betreute Simmel journalistisch den österreichischen Film. Und so schrieb er einmal über eine Rezension zu dem Streifen: «Der Leberfleck» den abfälligen Titel: «Dumm, geil und widerlich»; wenig später gehörte er selbst zur Gilde der österreichischen Filmautoren.

Wenn auch nicht mehr Abend für Abend, so trat Bobby Popp doch wenigstens gelegentlich noch als Conférencier auf. Eine der Stätten seines Wirkens war das sogenannte «Haus der Komiker» – «HadeKo» – auf der Wiener Mariahilfer Strasse 109.

Goldschmuggel in der Mundhöhle

Der Schnupfen brachte es an den Tag — Der »taubstumme« Sohn

Hohenems (Eigenbericht). Vor einigen Tagen wurden an der Schweizer Grenze bei Hohenems ein Mann und ein junger Bursche wegen Bedenklichkeit angehalten. Obwohl beide über ordnungsgemäße Papiere verfügten, fiel den Polizeilorganen die Tatsache, daß der etwa 15jährige Knabe von seinem Vater als taubstumm bezeichnet wurde, auf. Bei näherer Untersuchung des Knaben wurden in seinem Munde Schmuckstücke im Werte von rund 25.000 Schilling vorgefunden.

Als die beiden Männer beim Überschreiten der Grenze ihre Papiere vorwiesen, richtete einer der Grenzbeamten an den Jungen eine Frage, worauf er keine Antwort erhielt. Der »Vater« erklärte, daß sein Sohn »stumm« sei, und zeigte, um seine Aussage zu erhärten, die Identitätskarte des Knaben vor, wo unter »besondere« Kennzeichen »Taubstumm« vermerkt stand. Bei näherer Betrachtung mußte der Beamte jedoch feststellen, daß das letzte Wort sehr plump hineingefälscht worden war.

Überdies mußte der Knabe in diesem Augenblick niesen, wobei er heftige Erstickungserscheinungen zeigte. Als er hierauf aufgefordert wurde, den Mund zu öffnen, fand man in seiner Mundhöhle mehrere Schmuckstücke von größerem Wert. Vater und Sohn wurden in polizeilichen Gewahrsam genommen.

Welt am Abend, 7. Oktober 1948

«Dort waren engagiert Karl Farkas, Fritz Imhoff, Fritz Heller, Helly Gassner.»

Bobby Popp sollte vor der Pause die Conférence besorgen, dann kam Karl Farkas dran. Im zweiten Teil hatten Popp und Farkas auch eine gemeinsame

Nummer. Dabei musste sich Popp jedesmal ärgern, weil Farkas ihn nicht ausreden liess: Der grosse Kollege zertrampelte ihm auf diese Weise die besten Pointen. Bobby sann auf Rache. Er legte sich auf die Lauer, wenn Farkas auf der Bühne stand und seinen bissigen Conférence-Monolog hielt, mit dem er sein Publikum Abend für Abend zum Lachen und Applaudieren brachte, und merkte sich genau die Pointen.

Eines Abends trat Farkas wieder vor die Rampe und begann seinen Monolog. Doch diesmal wollte es nicht so recht klappen; Gelächter war nur vereinzelt zu hören, und der Applaus wäre für einen Strassensänger nicht magerer gewesen.

«Was is das für ein Publikum?» schimpfte er, als er wieder in die Garderobe kam. «Die schlafen ja alle!»

Die Nummer ist zu Ende, Farkas geht wieder hinaus, um die nächste anzusagen. Wieder: wenig Gelächter, kaum Beifall.

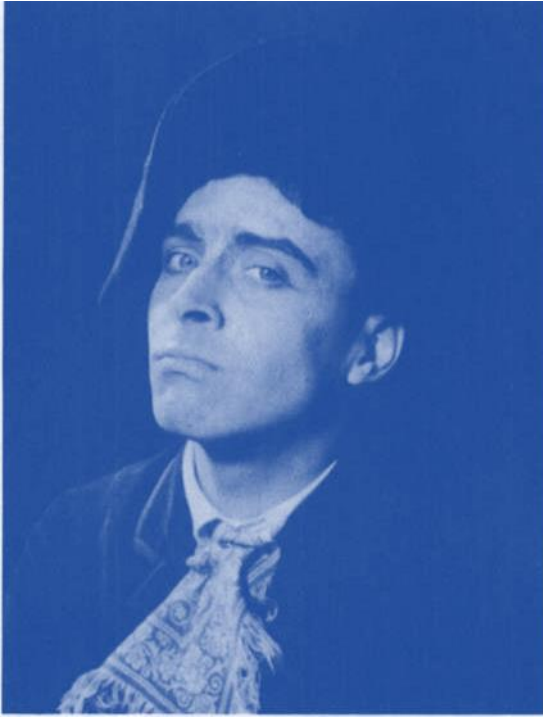
Farkas wird nervös.

Nach der dritten Nummer droht er: «Wenn die beim nächstenmal auch nicht lachen, geh' ich nach Hause!»

Prompt die gleiche Lustlosigkeit, die gleiche Stille nach dem Auftritt. Farkas ist verzweifelt.

Da erbarmt sich Bobby Popp des Kollegen und gesteht ihm die ganze Wahrheit: Er hatte während der letzten Abende die gesamte Farkas-Conférence auswendig gelernt, und heute hatte er sie gebracht — im ersten Teil.

Von da an war Karl Farkas dem Bobby Popp nie mehr ins Wort gefallen.



Oben: Kurt Radlecker in der Rolle des Mandelstam in Carl Sternheims «Die Hose», 1948. Unten: Radlecker in Amerys «Ich stehe zur Verfügung», Theater der Courage, 1971.



Als Kobalek noch Kohlenhändler war . . .

KURT RADLECKER

Heute ist Kurt Radlecker Doktor und bei der Stadt Wien tätig. Damals, nach 1945, war er noch Student und Bühnenkollege von Helmut Qualtinger.

Qualtinger sagt heute über ihn: «Der Kurt hat damals ich weiss nicht wie viele Stücke geschrieben. Sie waren kaum schlechter als die Stücke von Anouilh. Aber weil wir eben in Österreich sind, ist er kaum zum Zug gekommen.»

Eines hiess «Gegen Agamemnon» und war ein Stück, das von Freunden sehr geschätzt, von der österreichischen Öffentlichkeit aber wieder einmal ignoriert wurde. Hans Weigel, Förderer der jungen Literaten, indes bescheinigte dem Autor «Hochschulreife in Dramaturgie».

«Wir hatten einen gemeinsamen Verleger, den Herrn X. Wenn wir einen Vorschuss von ihm wollten – zehn Schilling oder so –, hat er die Schreibtschlade herausgezogen, hat hineingezeigt und gesagt: ‚Ich hab’ nur ein Butterbrot! Ein Butterbrot können Sie gern von mir haben: Sie sehen, ich teile

mit meinen Mitarbeitern sogar noch mein letztes Butterbrot!’ – Das Butterbrot war tatsächlich vorhanden; aber der Betrug auch.» Für diesen Verlag haben damals alle Jungen geschrieben.

Nach Kriegsende beginnt Radlecker an der Wiener Universität Österreichische Geschichte zu studieren – «bei Lhotsky; aber nicht bei Georg Lhotzky, dem Regisseur, sondern dem Historiker Alphons Lhotsky.» Die Verwechslung liegt nahe, denn immer, wenn Radlecker am Donnerstag um neun Uhr früh im Hörsaal des Instituts für österreichische Geschichtsforschung aufkreuzte, war er für die Vorlesungen des damaligen Privatdozenten Lhotsky nicht allzu aufnahmefähig. Meist war der Abend davor eine lange Nacht gewesen; «Ich hab’ mehr Theater gespielt als studiert – zum Studieren bin ich immer nur so zwischendurch gekommen.»

Austragungsort der Spiele war das ehemalige «Deutsche Studentenhaus», Wien 9, Kolingasse 19.



Im April 1949 wurde im «Studio der Hochschulen» André Obeyes «Die Sterne blicken herab» gegeben. Von links nach rechts: Hermi Niedt, Friedrich Haupt, Kurt Radlecker und Elfriede Trambauer.

Nun war es in den Besitz der Österreichischen Hochschülerschaft übergegangen.

«Und der Onkel der Liesl Kienast hat dort ein Studentenrestaurant geführt, mit dem Ober Trulla» – einem kleinen, verwachsenen Mann, nicht einmal ein Meter fünfzig gross; aber die Tablets mit dem Kaffee und der Gulaschsuppe jonglierte er mit artistischer Geschicklichkeit an den Knien der Studenten vorbei; sein Signalruf hiess: «Stamperl Rum mit Haut – fiar den Herrn Dokta!»

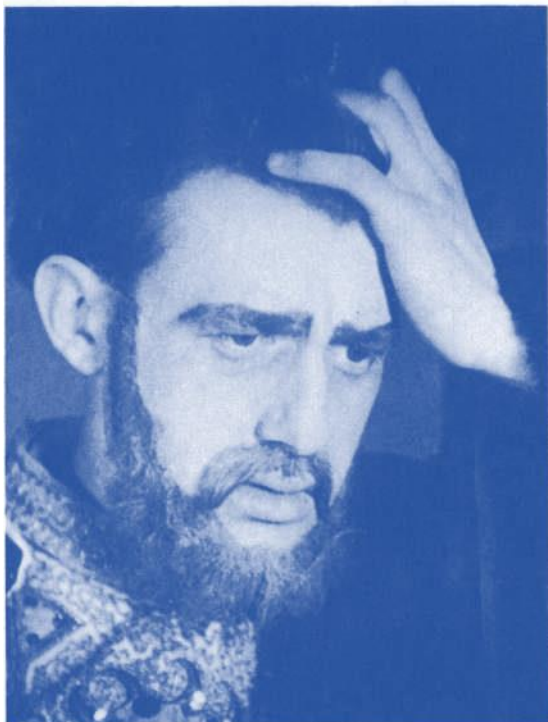
In diesem Haus war also auch das «Studio der Hochschulen» untergebracht. Schon im Juni 1945 spielte man hier das erste Stück: «Der Tor und der Tod» mit Herta Krawina und Hilde Weinberger. Zur Spielzeit 1946/47 hielt auch Qualtinger hier Einzug – zusammen mit Michael «Mischa» Kehlmann und Paul Milan. Die drei hatten ein Kabarettprogramm ausgearbeitet, Mischa und Qualtinger die Texte,

Paul Milan die Musik. Dieses Kabarett sollte «Die Grimasse» heissen – mit einem ernsten Mittelteil: «Vineta» von Jura Soyfer.

Qualtinger: «Das Wesentliche an dieser Zeit ist, dass wir immer wieder zusammengefunden haben. Wir haben uns vielleicht nicht mögen, wir haben uns zum Teil sogar gehasst, aber wir sind immer wieder z'sammkommen . . . Eine ‚verfluchte Partie‘!»

An Milan kann Qualtinger sich noch gut erinnern: «Der Paul hat sich dadurch ausgezeichnet, dass er nie Ouvertüren spielen wollte und dass er gelegentlich mit dem Klavierdeckel um sich geschmissen hat.»

Zwei, die damals im Studio mimten und heute am deutschen Theater wohlbekannt sind: Werner Kreindl – der «grand chef» aus der TV-Spionage-Serie «Die rote Kapelle» – und Alexander Kerst, damals noch Fritz A. Kerszt. Radlecker: «Die beiden haben sich ab und zu gehasst, wenn nämlich einer



Alexander Kerszt als König Leontes in Shakespeares «Wintermärchen» («Studio der Hochschulen»).

eine grössere Rolle bekam, war der andere böse.» Qualtinger: «Good old time! Auch das ist heute noch so.»

Das «Studio» war die Urzelle aller Wiener Kellertheater. Hier spielte man nach dem Krieg zum erstenmal wieder Horvath: «Die Unbekannte aus der Seine» – Qualtinger: «Mit einem ungeheuren Bühnenbild. Diese Zaubereien sind heute unbegreiflich: Eine Gasse, ein Zimmer, und das alles gleichzeitig auf einer kleinen Bühne!»

Wolfram Skalicki hat es entworfen und gebaut. Radlecker: «Und dabei hat es nur ein paar Groschen gekostet. . .» Sogar Karlheinz Böhm hatte damals hier inszeniert, einen Rabindranath Tagore: «Das Postamt».

Bald kamen auch Einladungen aus dem Ausland – bei der damaligen Ernährungslage ein wichtiger Anreiz. Das «Studio» ging mit «Einen Jux will er sich machen» und «Urfaust» nach Zürich.

24 Stunden dauerte die Fahrt ins westliche Paradies. Radlecker: «Die Krawina seh' ich heute noch vor mir, wie sie die ersten Orangen gesehen hat: Ihre Augen sind beinahe ebensogross geworden. Sie hat

Morgen: «Urfaust» des Hochschulstudios in der Urania

Morgen, Freitag, um 19 Uhr 30 spielt im grossen Saal der Urania das Studio der Hochschulen noch einmal Goethes «Urfaust». Diese Inszenierung war der grösste Erfolg auf der letzten Schweizer Tournee und vor allem beim Internationalen College in Alpbach. In den Hauptrollen: Fritz Kerszt, Michael Kehlmann, Lona Dubois, Elfriede Trambauer, Rüdiger Schmeidel, Friedrich Langer und Hildegard Zochauer. Regie Hilde Weinberger, Bühnenbild Wolfram Skalicki.

Welt am Abend, 12. Februar 1948

sich dann einen grossen Sack davon gekauft und von Buchs bis Zürich nichts als Orangen gegessen.»

Tourneen waren damals überhaupt ein Quell der Freude – auch jene ins Salzkammergut, im darauffolgenden Sommer: «Wir hatten der Billigkeit halber meist in Klöstern übernachtet. Eines Tages hatte der Paul Milan Lust auf eine Sondervorstellung; er stand nackt im Schlafsaal eines Nonnenklosters und begann, den ‚Knappen Wimmesah zu deklamieren. Wir wären bald alle aus dem Lokal geflogen . . .»

Die Reise in die Schweiz war hauptsächlich durch die Rührigkeit zweier Leute möglich geworden: auf Wiener Seite durch Friedl Langer – heute Hofrat Dr. Friedrich Langer, tätig im Wissenschaftsministerium, er war damals Kulturreferent der «Hochschülerschaft», Organisator des «Studios» und dessen Geldbeschaffer; und auf Schweizer Seite hatte sich Margarete Schell-Noe, die Mutter Maria Schells, für die Wiener Studenten eingesetzt. Es begann mit einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Bern und Zürich – mit «Ich liebe Dich . . . hundert Jahre» von Kurt

Radlecker – wo auch in einer anderen Abteilung ein gewisser Friedrich Gulda hinter dem Wohltätigkeitsklavier zu finden war. Und eine Woche später kam schon das Ensemble aus Wien nachgereist.

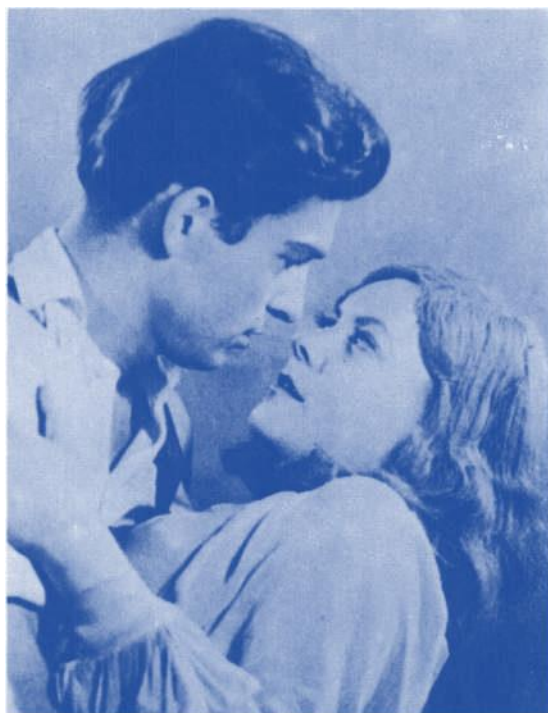
Den Höhepunkt erreichte das «Studio» mit der



Welt am Abend, 3. März 1948

Erich-Neuberg-Inszenierung der «Rechenmaschine» von Elmer Rice. Von da an ging's bergab. Die Hochschülerschaft übernahm keine Ausfallshaftungen mehr, das Ensemble zerfiel. Michael Kehlmann übernahm das «Kleine Theater», Neuberg und Qualtinger gründeten das «Theater am Parkring». Zufällig fand die schöne Zeit gerade mit den ausklingenden vierziger Jahren ihr Ende.

Kurz zuvor war eine andere wichtige Wiener Kellerbühne entstanden: 1948 hatte sich aus dem Kabarett «Der liebe Augustin» – Fritz Eckhardt und Kurt Nachmann – das «Theater der Courage» entwickelt. Stella Kadmon hatte das Programm mit Brechts:



In der Studioaufführung von Hauptmanns «Die versunkene Glocke» spielten Hilde Sochor und Harro Weinländer die Hauptrollen.

«Furcht und Elend des Dritten Reiches» begonnen. August Rieger war der Regisseur dieser österreichischen Uraufführung gewesen. Qualtinger: «Auch grotesk, dass der erste Brecht in Österreich im Keller gezeigt wurde. Historisch heisst es nämlich heute, dass das Volkstheater den ersten Brecht gebracht hat; aber in Wirklichkeit war's doch eine kleine Kellerbühne gewesen. Die grossen Theater haben sich wieder einmal nicht getraut!»

Und wie gesagt – alle diese kleinen Zellen hatten ihre Lebenskraft aus der Mutterzelle «Hochschulstudio» bezogen, sei es indirekt durch dessen Programm oder direkt, indem die Spieler, Autoren, Regisseure, Bühnenbildner vom «Studio» in die verschiedenen Keller gegangen waren, um dort weiter zu wirken.

Viele Namen von damals haben auch heute noch ihren Klang: Bühnenbildner Wolfram Skalicki, derzeit in Graz, hat in Deutschland und den USA für

das Theater entworfen und gebaut; seine Kollegin von damals, Alice Maria Schlesinger, ist heute in der Volksoper Kostümbildnerin; Peter Perz, Gerhard Hruby haben sich gleichfalls durchgesetzt. Die Schauspieler Lona Dubois, Hilde Sochor, Hilde Weinberger, die eigentliche Gründerin des ‚Hochschulstudios‘, Alexander Kerst, Werner Kreindl, Helmut Qualtinger, Kurt Radlecker, Wolfgang Weiser haben im «Studio» begonnen. Walter Davy und Herbert Fuchs sind als Regisseure beim Fernsehen. Peter Weihs ist Leiter des. «Theaters der Jugend» in Wien geworden; Otto Stenzl arbeitet beim Film. Robert Stern ist Dramaturg am Wiener «Volkstheater»; Herbert Wochinz hat das Landestheater Klagenfurt übernommen; Michael Kehlmann macht in Deutschland Fernseh-Regie.

Viele von ihnen haben damals die Grundbegriffe des Theaterspielens von zwei Schauspielern erlernt: von Wolfgang Heinz und von Leopold Rudolf – diese beiden Profis hatten den Jungen vom «Studio» in diesen Jahren Gratisschauspielunterricht erteilt.

Es finden sich aber auch Namen im Zusammenhang mit dem «Studio», die nun in anderen Bereichen reüssieren: Kurt Benesch, Autor und Mime, heute Schriftsteller und Mitarbeiter der «Österreichischen Gesellschaft für Literatur»; Emil Breisach, Verfasser des Stücks «Zivilcourage», heute ORF-Intendant in Graz und Mitbegründer des «Forum Stadtpark»; Hans Heinz Hahn, Kulturredakteur der «Arbeiterzeitung», damals Gast bei Lyrik-Lesungen, die im Rahmen des «Studios» veranstaltet wurden; Dolf Lindner, in diesen Jahren gleichfalls noch lyrisch aktiv, heute Kulturchef beim ORF; Eugen Geza von Pogany, damals der Jude im «Wozzeck», ist Redakteur und Journalist; Paul Popp, erster Kabarettist der «Studio»-Bühne, heute Redakteur beim «Kurier»; Leopold Rosenmayr, Universitätsprofessor für Soziologie, ein persönlicher Freund des Bühnenbildners Skalicki, ist auf einem Theaterzettel zum «Standhaften Prinzen» als Schauspieler vermerkt; Wilfried Scheib, der damals mit dem «Dorfbarbier»



Hermi Niedt und Kurt Radlecker in dem Stück «Die Sterne blicken herab», April 1949.

barbier» den ersten Versuch einer «Wiener Kammeroper» auf «Studio»-Boden unternommen hat, ist heute Musikchef beim ORF; Helmut Schwarz, «Studio»-Regisseur, nun Leiter des «Reinhardt-Seminars»; Rudolf Stoiber, Studenten-Mime, seit vielen Jahren ORF-Korrespondent in New York.

Und so weiter, und so weiter . . .

Bekannt zu dieser Zeit auch schon der heute als Arbeiterdichter und Staatsfeiertags-Präsentator gefeierte Otto Kobalek. Damals allerdings bestand er noch auf den Namen Otto Zokan. Er spielte in einer Reihe von «Studio»-Stücken durchaus ernste Rollen, und so wurde er auch in den Programmzettel aufgenommen. Das Pseudonym drängte sich ihm erst später auf; anfangs firmierte er noch unter «Kobalek». Als er eines Tages wieder als «Kobalek» figurieren

sollte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief drohend: «Schreibts net Kobalek! Ich heisse ab nun ‚Zokan’!» – So hiess er eben ab nun «Zokan». Zokan-Kobalek ist auch in einem Stück von Merz und Qualtinger aufgetreten; «Die Frauendiktatur».

Qualtinger: «Da hat er im Prolog den Aristophanes gespielt; leider ist er manchmal nicht gekommen.» Der Grund für sein gelegentliches Fernbleiben von der Bühne mag darin gelegen sein, dass er daneben auch noch als Kohlenhändler tätig war, und zwar im väterlichen Kohlenkeller, einem Souterrainlokal im achten Bezirk, Ecke Koch- und Mülkergasse.

Seine Art, den Kunden die Kohlen zuzustellen, war nicht ohne Grandezza. Der feierliche Akt wurde mittels eines Dieners vollzogen, der weisse Handschuhe und eine Melone trug. Der Lakai hiess James, war mindestens doppelt so alt wie Kobalek und verfügte über eine besondere Vergangenheit.

Qualtinger: «Wenn man den James gefragt hat: ‚James, was waren Sie eigentlich früher?’, hat er nur g’sagt: ‚Nazi!’ – Er hat keinerlei Begründung gehabt für sein Leben ausser ‚Nazi’.»

Butler James war ein treuer Diener seines Herren. Er war immer einen Schritt hinter ihm; wo sein Herr war, war auch er. Und er sprach auch tatsächlich über Kobalek immer nur als: «Mein Herr.» Und diesen seinen Herren hat er auch bewacht. Wenn Herr Kobalek in den «Strohkoffer» – dem damaligen Künstlertreff Wiens – gegangen war, ging James in respektvoller Distanz hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn Herr Kobalek im Vollrausch wieder einmal erdwärts zu sinken drohte.

So auch beim Kohlenzustellen. Während Herr Kobalek den Kohlenkarren zog, ging James in würdevollem Abstand hinterher. Und wenn Herr Kobalek der Kundschaft den Sack in den Keller gestellt hatte, trat James auf, lüftete die Melone, präsentierte mit weiss behandschuhten Fingern die Rechnung und nahm das Geld in Empfang.

Die gleichen Handschuhe trug er auch, wenn Herr

Kobalek im eigenen Kohlenlager eine Party gab, und das geschah damals sehr oft. Dann stand James hinter dem Hausherrn und servierte in grossen Schwenkern Kognak.

Kobaleks Kohlenkeller war auch die Geburtsstätt-

... In einer Rundfunkansprache an das österreichische Volk verkündete gestern Bundeskanzler Figl die Erhöhung des Kaloriensatzes auf 1550 ab 10. d. M. zugunsten der Brot- und Mehlzuteilung...

... N. N., der in der Burggasse ein ‚Tschcherl« besaß. Bei ihm konnte man nicht nur gesüßten Kaffee, sondern auch Zigaretten und Zigarren, Zünder und Sacharin kaufen. Ja sogar weiße Semmeln verabreichte er – allerdings nur, wenn man bereit war, 1 Schilling für das Stück zu zahlen... (Verurteilung wegen Schleichhandel)

Zwei Meldungen der *Welt am Abend* vom 7. November 1946

te der «Wiener Gruppe» – hier trafen einander H.C. Artmann, Konrad Bayer, der damals noch Bankbeamter war, Gerhard Rühm, Friedrich Achleitner, Ossi Wiener. Es kamen aber auch Burghtheaterdichter hierher, etwa Friedrich Kühnelt, der Autor von «Ein Tag mit Edward».

Darüber Qualtinger: «Kühnelt hatte gerade seine Premiere und war höchst euphorisch gestimmt. Meinrad spielte die Hauptrolle, und es war Winter. Nach der Premiere kam Kühnelt beschwingt durch den Schnee in Kobaleks Kohlenkeller gestapft, wo wieder einmal eine Party lief. Er hatte ein grosses Paket bei sich, voll mit Schaumrollen und Cremeschnitten. Er sagte nur immer wieder verzückt: ‚Kinder, das Leben ist so schön! Es ist wieder alles zu haben!’ Und Kobalek knurrte lediglich: ‚Wos is scheen – jetzt sag mir nur, was da so scheen dran is?!’ – Und Kühnelt wieder: ‚Das Leben ist so schön – wenn du heute in die Auslagen blickst.. .’ – Kobalek: ‚Wos is da scheen – jetzt sag mir nur, was da dran scheen is?!’ – Kühnelt:



Frühjahr 1945: Kühe grasen im Garten des Schlosses Belvedere.

„Überall sind Torten! Und es gibt alles – das ist doch so schön . . .» – Kobalek: „Jetzt sag mir endlich, was da dran so schön ist!“ – Und dann hat der Kühnelt begonnen, seine Schaumrollen aufzufressen.»

In dieser Zeit hatte Kobalek eine Freundin, das sogenannte «böse Gesicht». Die Dame war bekannt für ihren Tee, den sie nach einem russischen Rezept zubereitete: Tee mit Rum, Apfel und Butter, «eine Art Magenwecker ohne Pharmazie».

Anlässlich des Leopoldifestes gelangen in den Bundesländern Wien und Niederösterreich in der laufenden Versorgungsperiode auf der Lebensmittelkarte drei viertel Liter Wein oder eine Bouteille an alle Verbraucher über 18 Jahren zur Ausgabe . . .

Die Stromsparmaßnahmen bleiben aufrecht . . .

Welt am Abend, 14. November 1946

Und diesen Tee trank nun Burgtheaterdichter Kühnelt in grösseren Mengen zu seinen Schaumrollen und Cremeschnitten, worauf ihm fürchterlich schlecht wurde. Er stürzte also hinaus in die winterliche Nacht und erbrach sich direkt vor der Tür zu Kobaleks Kohlenkeller.

«Kobalek hat die Speibe, die im Schnee allmählich zu einer kompakten Masse zusammenfror, liegen gelassen. Und während Kühnelt mit schwachen Knien dastand und trübe vor sich hinstierte, hat der Kobalek nur immer wieder triumphierend gerufen: „Siegst, Kühnelt, des is des Positive an dir! – Des is des Positive an dir – Kühnelt, jawoi – des is des echt Positive an dir . . .!“ – Und Besuchern, die in den folgenden Tagen zu ihm kamen, zeigte Kobalek die gefrorene Bescherung und sagte dazu: „Sechts – des is des vom Burgtheaterautor – schauts euch’s nur genau an – des is des vom Burgtheaterautor . . .“ – Was



«Die Rechenmaschine» von Elmer Rice: Der Bühnenbildner Peter Perz mit seinem Assistenten.

aber keineswegs boshaft gemeint war, sondern lediglich als Erklärung.»

Magenverstimmungen waren überhaupt ein Zeichen dieser Zeit; die Verdauungsorgane hatten sich während des Krieges auf fettarme Kost eingestellt; nun, da man auch beim Essen nachholen wollte, machten Magen und Gedärme nicht mit.

Wie bereits erwähnt, waren die Leute vom «Studio» sehr oft auf Tourneen im Ausland. Teils folgte man Einladungen, teils begab man sich auch ungebeten auf Tingeltour. Eine solche Tournee waren die Auftritte in Florenz und Rom. Radlecker: «Die Auftritte in Florenz haben wir überhaupt nur mittels Schnorren überlebt.»

Qualtinger: «Villa Fabricotti – der Mann mit dem schwarzen Bart. . . Wir haben dort Konserven bekommen, die explodiert sind. Das waren amerikanische Büchsen aus der Invasionszeit, die waren alle schon bombiert.

Na – und wenn's besonders heiss war, hat es dann geknallt.» So begannen die ersten Aktionen für Südtirol – muss man jedenfalls annehmen.

Mit dem Wein war es ähnlich. Da man kaum Geld hatte, war man gezwungen, mit den billigsten Sorten auszukommen. Um einen ähnlichen Vorgang wie bei den Konserven zu verhindern, waren – muss man jedenfalls wieder einmal annehmen – die Weinflaschen nicht verkorkt, sondern mit einer Ölschicht abgedichtet. Der Wein explodierte also erst in den Mägen. Verdorbene Konserven und schlechter Wein – die Herren Schauspieler kamen jedenfalls kaum aus dem Kotzen heraus.

Qualtinger: «Wir haben damals wie die Gammler gelebt, nur dass es nicht gerade Wermut war. Aber beliebt waren wir bei den Florentiner Bürgern jedenfalls kaum.» Doch es ging ihnen ja auch in Österreich nicht sehr viel besser, sie waren zwar von den

aufgeschlossenen Leuten anerkannt, doch über Geld verfügten sie nie. Und wenn einmal eines in der Kassa war, konnte es geschehen, dass es noch am selben Abend auf unerklärliche Art verschwand.

Qualtinger: «Wir hatten da im ‚Studio‘ eine Geldkassette, da lagen auch die Kartenblöcke drin; das war unser ganzes monetäres Instrumentarium. In diese Kassette floss vor der Vorstellung das Geld ein – und war am Ende des Abends bereits wieder versickert. Da das nicht so weitergehen konnte, beschlossen wir, uns auf die Lauer zu legen.»

Damals gab es einen Schauspieler im Ensemble, der hiess Kurt Müller-Böck-Reizner und war ein passionierter Amateurdetektiv.

«Kollege Müller-Reizner beschloss, Kommissar zu spielen. Er kündigte uns an, dass er eine Falle stellen wolle, in die der Dieb ganz gewiss hineintappen würde. Wie diese Falle aussehen sollte, hat er nie gesagt; da hat er immer sehr geheimnisvoll getan. Nach einiger Zeit waren wir natürlich neugierig und haben ihn gefragt: ‚Na, Kurt – hast du’s entdeckt?‘ Worauf der Kurt die Brauen zusammengezogen und mit schneidender Stimme geantwortet hat: ‚Jawohl – ich

habe den Fall gelöst – ‚Und?‘ – ‚Das Geld ist weg!‘ – ‚Womit wir endlich wussten, wie wir dran waren.‘»

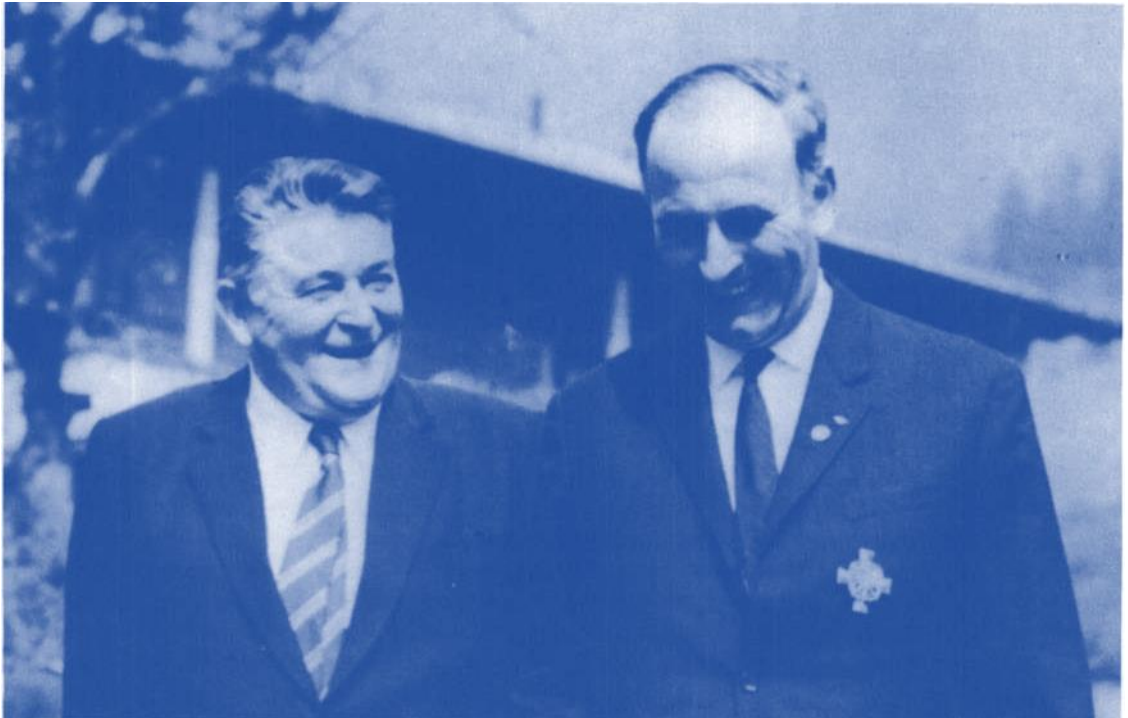
Zu Geld kam man erst wieder anlässlich des Erfolgsstücks «Die Rechenmaschine» von Elmer Rice. Damals beschloss man nämlich, zum Nulltarif zu spielen, also gratis, und das Publikum lediglich um angemessene Spenden zu bitten: «Was Sie geben wollen!»

«Damals sind die Leute tatsächlich bis auf die Strasse hinaus Schlange gestanden, und wir hatten monatelang ein volles Haus. Vielleicht wäre dies auch heute noch eine Methode, die Theater vor der ständigen Pleite zu retten, und nicht das Abonnementsystem.»

Dass das «Studio» dann eines Tages schloss – mit den «Illegalen» von Weissenborn –, hatte im Wesentlichen doch andere Gründe als finanzielle: Mit Beginn des neuen Jahrzehnts, der fünfziger Jahre, hatten die meisten Studenten, die aus dem Krieg gekommen waren, ausstudiert. Die Zeit des Spielens, auch des Theaterspielens, war vorüber; was von nun an im Vordergrund stand, war der Erwerb, die sogenannte Realität. Und vor der hat sich noch jedes Theater aufgehört.



Oben: Otto Molden, 1945. Unten: Otto Molden (rechts) mit dem Tiroler Landeshauptmann Wallnöfer nach einer Ordensverleihung (1969).



«Hände hoch! Die Ilias will ich hören!»

OTTO MOLDEN

Ihr erstes Zusammentreffen hätte beinahe mit einem Hinausschmiss geendet: Otto Molden, Gründer und Leiter des «Europäischen Forum Alpbach», war bereits drauf und dran, seine beiden Gäste, Helmut Qualtinger und dessen Freund, den Regisseur Erich Neuberg, wegen gefährlicher Drohung und sonstigen schlechten Benehmens aus dem Tiroler Intellektuellen-Paradies zu weisen; dass er es dann doch nicht tat, lag daran, dass die beiden jugendlichen Heisssporne Reue zeigten und Besserung gelobten.

«Das muss so siebenundvierzig, achtundvierzig gewesen sein – jedenfalls war es für die Österreicher aus dem Osten schon leichter möglich, nach Tirol zu fahren, als gleich zu Beginn.»

Otto Molden, der ältere Bruder des Verlegers Fritz Molden, hatte ja unmittelbar nach dem Krieg sein Lieblingsprojekt, irgendwo in der Abgeschiedenheit der Tiroler Bergwelt ein Zentrum der geistigen Be-

gegnung zu gründen, verwirklichen können; der erste Alpbacher Kongress fand dann auch bereits im August 1945 statt.

Die Gäste Alpbachs bestanden damals in der Hauptsache aus Uniformierten – britischen, amerikanischen, französischen Soldaten, deren Zivilberuf das Studieren gewesen war – oder bereits aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Deutschen oder Österreichern, die schon wieder ins Stadium des Studierens geraten waren. Aus dem Osten, dem russisch besetzten Teil Österreichs, waren zu diesem ersten Treffen der europäischen Jung-Intellektuellen lediglich drei Gäste erschienen. Sie hatten, da sie anders nicht nach dem Westen gelangt wären, die Enns durchschwommen . . .

So strapaziös waren Neuberg und Qualtinger anlässlich ihres ersten Auftretens nicht gereist, und es hatte sich auch sonst bereits etliches zum Besseren

österreichisches College,
Alpbach 1946: Der fran-
zösische Hochkommis-
sar, General Emile Bet-
houart, bei der Eröff-
nungsfeier. Links: Otto
Molden, rechts: der da-
malige Unterrichtsmini-
ster Dr. Felix Hurdes.



gewendet, zum Beispiel die Verpflegung und die Sache mit den geistigen Getränken. Und eben diese geistigen Getränke – in Tirol konzentrierter als in Wien – waren es dann auch, die unsere Wiener Freunde rebellisch machten und sie gegen einen Gastwirt den Arm erheben liessen.

«Der Mann ist zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Herr Molden, de zwoa haben mi mit’n Messer be-

droht! Wenn die net verschwinden, kriagts alle mitanond nix mehr z’essen!’ Was ist mir da schon übriggeblieben: Ich hab’ die beiden also zu mir gerufen und sie ins Gebet genommen.»

Die Predigt half, Qualtinger und Neuberg benahmen sich fortan manierlicher. Und zum Dank für die wunderbare Errettung vor einem möglichen Massaker liess man die beiden alkoholisierten Amokläufer

noch recht oft nach Alpbach kommen, wo sie dann mit ihrer Truppe, dem «Studio der Hochschulen», zur jeweiligen Schlussfeier den «Urfaust» und andere spielten.

Der Traum des Otto Molden, eine Art Welt-Uni-

Der Gedanke zur Schaffung eines »Österreichischen College« geht noch in die vornazistische Zeit zurück, und seine Lebendigkeit war so stark, daß bereits wenige Wochen nach der Befreiung, im Spätsommer 1945, die erste Zusammenkunft — sie stand unter der Devise »Wissenschaft und Gegenwart« — abgehalten werden konnte. Die um den Gründer des »Österreichischen College« Otto Molden zusammengeschlossene Schar junger zukunftsgläubiger Menschen hat gemeinsam mit mehreren Professoren und Dozenten eifrig weitergearbeitet, die zweite Tagung 1946 drehte sich um »Erkenntnis und Wert«, und die dritte, eben stattfindende, hat wieder ein sehr erweitertes Programm: ihr Thema lautet »Weltbild und Menschenbild«.

Als sehr österreichisch darf gelten, daß die Wissenschaft wohl das Rückgrat des College-Betriebes bildet, den Künstlern aber doch auch ein sehr großer Raum gesichert ist. Eine von Jean Rouvier mit feinstem Empfinden gestaltete Bilderausstellung vereinte einige schöne Arbeiten von Scholz, Behler, Fronius, Vilma Eckl und Wotruba, das Schneiderhahn-Quartett bot Kammermusik österreichischer Meister, Hans Weigel sprach über »Dichter und Zeit«, und auch der aus der Londoner Emigration zurückgekehrte Dichter Felix Braun sowie Franz Theodor Csokor nahmen regen Anteil an den behandelten Problemen. Jedenfalls wird das »Österreichische College« seiner Parole »Nachdenken, Mitarbeiten, Beispiel geben« in jeder Beziehung gerecht.

Welt am Abend, 11. September 1947

versität zu gründen, ist verständlich bei einem Menschen, der in eine Zeit hineingeboren wurde, die es ihm nicht erlaubte, sein einmal begonnenes Studium zu beenden, weil das politische Tagesgezänk und schliesslich ein sechs Jahre währender Krieg ihm jegliche Gelegenheit dazu nahmen. Otto Molden war genau an seinem zwanzigsten Geburtstag, am 13. März 1938, verhaftet worden. Otto, damals Jus-Stu-

dent und Jugendführer innerhalb des «Grauen Freikorps», war um zwei Uhr früh von ein paar illegalen HJ-Führern aus seinem Bett in der elterlichen Wohnung Wien-Döbling, Osterleitengasse 7, geholt und später in das Polizeigefängnis Elisabethpromenade gebracht worden, wo man ihn nach zehn Tagen wieder laufen liess.

«Ich habe in dieser Nacht gedacht, die würden mich in den Wienerwald verschleppen und dort erschiessen, wie sie es bereits mit einigen von unseren Leuten getan hatten, so etwa mit dem Jungvolkführer Dornhackl, den sie drüben in der ‚Krim‘ erschossen haben.»

Solche Erschiessungen geschahen damals sogar gegen den Willen der neuen Machthaber – Hitler wollte nämlich am Tag des Einzugs in seine alte Heimat lieber Blumen sehen statt Blut, und so untersagte er auch der «Österreichischen Legion», einem Haufen nach Deutschland emigrierter österreichischer Nazis, bei seinem Triumphzug durch die neuerstandene Ostmark dabei zu sein. Die Blumen hatte er dann tatsächlich, das Blut indes liess auch nicht lange auf sich warten.

Im Sommer 1945 wurde Otto Molden zum zweitenmal verhaftet. Man bezichtigte ihn des Hochverrates: «Man verdächtigte mich, auf die Schilder der ‚Höhenstrasse‘ das Wort ‚Dollfussstrasse‘ gepinselt und auf dem Schwarzenbergplatz ein ‚Kruckenkreuz‘ gemalt zu haben.»

Wiewohl er es tatsächlich nicht gewesen war, bleibt der Verdacht des Hochverrats an ihm hängen. In der Folge kommt es immer wieder zu Durchsuchungen im Hause Molden, denn immerhin handelte es sich bei dessen Bewohnern teils um liberale – Chefredakteur der ‚Neuen freien Presse‘ der Vater –, teils um katholische Menschen wie Mutter Preradovic.

Um sich und den Seinen weitere Scherereien zu ersparen, geht Otto Molden am 1. Dezember 1938 zum Militär. «Das bleibt mir sowieso nicht erspart», dachte er, «also geh‘ ich lieber gleich.» Ausserdem erhoffte er sich als Träger einer Soldatenuiform einen gewissen Schutz vor der Gestapo.

Der Schutz ist ihm sicher – seine politische Ver-



Der erste Bundeskanzler der Zweiten Republik besucht Alpbach: Leopold Figl.

gangenheit hängt ihm aber auch hier wie ein Schatten nach. Während der sechs Jahre, die er diesem Unternehmen angehört, bringt er es nicht weiter als zum Obergefreiten.

«Man hat mich zwar gleich am Anfang für einen Offizierslehrgang vorgeschlagen» – dann gelangen aber eines Tages seine Zivilpapiere mit der Eintragung «Hochverratsverdacht» in die Schreibstube des Regiments, und so muss Panzerschütze Molden seinen Traum von Beförderung in den Kamin schreiben.

Die geistige Isolation, in der er während dieser Zeit lebt – egal, ob in Polen, in Russland oder in Frankreich –, wird es aber immerhin auch gewesen sein, die den Ideen von Widerstand und Weltbewusstsein den besonderen Hitzegrad verliehen hat: So arbeitet er unentwegt in aller Stille an den Aktionen gegen den Krieg und die Nazi Herrschaft und bereitet sich innerlich auf sein «Europäisches Forum» vor, ohne damit schon eine direkte Beziehung zu

dem Tiroler Bergdorf Alpbach herzustellen, dessen Namen er noch gar nicht kannte.

Ein Zufall hilft ihm dabei. Während des Russlandfeldzugs erkrankt er schwer. Es ist der eisige Winter 1942/43. Die deutsche Front in Russland hat ihre grösste Breite erreicht, die Wachtposten sind auseinandergezogen wie die Leuchttürme auf freier Küste; alle paar Kilometer hat ein deutscher Landser bei irgendeinem russischen Bauern Quartier bezogen.

So auch Obergefreiter Otto Molden. Er ist bei einem alten Bauernehepaar untergebracht. Man hilft einander: Der Obergefreite gibt seinen unfreiwilligen Quartiergebern etwas von seiner deutschen Kommiss-Verpflegung ab und erhält dafür heissen russischen Tee gegen die Kälte. Da die Kälte sibirische Werte erreicht – bis zu 34 Grad minus –, ist auch sein Teekonsum enorm. Eines Tages erkrankt er dennoch an Grippe.



Otto Molden als Soldat der deutschen Wehrmacht.

So extrem die Kälte draussen ist, so hoch ist nun sein Fieber. Er muss ins Bett, die Bauersleute sorgen für ihn – wieder mittels Unmengen russischen Tees.

Endlich bemerkt man auch beim Kompaniestab, dass mit Otto Molden was los ist, und hält Nachschau: Man schafft den Fiebernden ins nächste Lazarett. Dort stellt der Arzt neben einer massiven Grippe gleich zwei schwere Herzerkrankungen fest: Endokarditis und Mitralstenose. Wie man ihm später sagt, sei dieser Herzschaden weniger eine Folge der schweren Grippe als des übergrossen Teegenusses gewesen.

«Man hat mir damals mitgeteilt, dass ich wohl nie mehr würde gehen können – und hat tröstlicherweise hinzugefügt: ‚Das macht in Ihrem Fall aber nichts, als Student brauchen Sie ohnedies nicht unbedingt zu gehen!‘» Die Prognose stellte sich glücklicherweise als Irrtum heraus, aber das Stigma des Todkranken bleibt

doch an ihm haften – ähnlich wie jenes, ein Hochverräter zu sein. Was aber dieses ihm an Ungemach gebracht hat, macht jenes wieder wett, indem es ihn vom Kriegsdienst befreit. Obergefreiter Molden ist fortan Leiter eines Kriegsgefangenenlagers in Brandenburg und kann als solcher tun und lassen, was er will. Da er ausserdem bald völlig gesund ist – «Die Ärzte haben von einem ‚Wunder‘ geredet, aber es war wohl auch eine Fehldiagnose dabei» –, nützt er das weidlich aus. Er fährt, so oft er nur kann, nach Wien: einmal unter dem Titel «Krankenurlaub», dann studienhalber und gelegentlich sogar auf normalen Urlaubsschein.

Bei solchen Gelegenheiten arbeitet er für den Widerstand, der auch in Österreich endlich deutlichere Konturen annimmt. Und er ist dabei, als am 18. Dezember 1944 POEN, das «Provisorische österreichische Nationalkomitee», gegründet wird.

«Das war in der Wohnung des ehemaligen Bundeswirtschaftsrates Heinrich Spitz – ein altes Biedermeierhaus auf der Heiligenstädter Lände gegenüber dem heutigen Pressehaus. Mein Bruder Fritz war auch dabei.»

Otto Molden steckt immer noch in seiner Obergefreitenuniform. Bei dieser Zusammenkunft im Dezember 1944 wird beschlossen, dass sich das bald ändern soll. Fritz Molden, damals schon aktiv im Untergrund, verspricht dem Bruder, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen; Otto Molden fährt wieder zurück in sein Gefangenlager.

In Rathenow an der Havel, Bezirk Potsdam, ist es ihm eigentlich recht gut gegangen. Der Dienst war leicht und ungefährlich. Ausserdem hat er nun endlich den ihm gemässen Kontakt gefunden: «Da gab’s eine Reihe protestantischer Pastoren, wir hatten viele und interessante Gespräche.»

Nun, da er weiss, dass er bald desertieren wird, muss er sich eine Geschichte ausdenken, die ihm den entsprechenden Vorsprung vor seinen Verfolgern sichern soll.

«Da ist mir eingefallen, dass es in unserer Familie eine Urgrossmutter gegeben hat, die aus Gram darüber, dass ihr jüngstes Kind gestorben ist, ins Was-



Werkschutz.

ser gegangen war.» Seine Mutter, Paula von Preradovic, hat diese Geschichte ihrem Roman «Pave und Pero» einverleibt. Obergefreiter Molden erzählt davon allen möglichen Leuten: Freunden, Kameraden, Vorgesetzten. Gleichzeitig flicht er ein, dass er sich in der letzten Zeit auf unerklärliche Weise deprimiert fühle. «Ich hab' so getan, als sei es der Untergang des Dritten Reiches, der nun bereits für alle sichtbar war und der mir so zusetzte.» – Man schrieb immerhin schon März 1945.

Währenddessen hat Bruder Fritz falsche Papiere für ihn anfertigen lassen und die Auffangadresse vorbereitet.

«Ich habe die Geschichte von dem Selbstmord meiner Urgrossmutter zunächst einmal auf meine Umgebung einwirken lassen. Die Leute sollten glauben, dass ich aus einer Selbstmörderfamilie stamme, in der das Ins-Wasser-Gehen zu den normalen Todesarten gehört».

Denn das ist sein Plan: Er wird, wenn es soweit ist, sich zur nahen Havel begeben, dort ein paar Sachen am Ufer hinterlegen und unter falschem Namen abhauen. Dann würden die Leute glauben, er habe es so wie seine Urgrossmutter gemacht, und die Sache nicht weiterverfolgen.

Am 16. März 1945, drei Tage nach seinem siebenundzwanzigsten Geburtstag, ist es so weit. «Ich habe mich in der Früh zum Zahnarzt abgemeldet» – bei den Militärzahnärzten musste man immer mit langen Wartezeiten rechnen, mitunter konnte so was bis zum Nachmittag dauern, der Vorsprung war ihm also sicher –, «dann habe ich einen kleinen Koffer mit ein paar Habseligkeiten unter einer Brücke deponiert und bin zum Bahnhof gegangen.»

Nun trägt er bereits eine dunkle Brille – das erste Stadium seiner Wiedergeburt. Um seinen Tod in den Havel-Fluten gewiss zu machen, wirft er auf dem Weg zum Bahnhof zwei Abschiedsbriefe in den Kasten: einen an den Kompaniechef, den zweiten an den Bataillons-Kommandanten, «ein enger Freund von mir, er wurde später Dirigent bei den Regensburger Domspatzen».

Auf dem Bahnhof angelangt, zieht er sich sogleich auf die Toilette zurück – zum Vollzug des zweiten Stadiums seiner Wiedergeburt: Er trennt zunächst den Obergefreiten-Winkel vom Ärmel, und als das geschehen ist, macht er sich selbst ein verspätetes Geburtstagsgeschenk, indem er sich eigenhändig mittels Nadel, Zwirn und ein paar silberner Litzen zum Unteroffizier befördert. Wenige Minuten später verlässt ein Unteroffizier mit Namen Alfred Steiger die Toilette und besteigt den nächsten Zug nach dem Süden. So schnell konnte das mitunter beim Deutschen Militär gehen!

«Um meine Verwandlung möglichst perfekt zu machen, hatte ich mir auch Taschentücher mit meinem neuen Monogramm sticken lassen. Das Soldbuch hatte mir Fritz vom Schweizer Geheimdienst besorgt.»

Und hinter dem Soldbuch knistert ein Brief, der mit der Anrede beginnt: «Mein geliebter Freddy . . .»



Wiener Schiedssprüche, 1940.

– Das süsse Geturtle stammte aus der Hand einer guten Freundin, der Baronin Ulli Rüdts von Collenberg, die im Deutschen Aussenamt sass und für den Widerstand arbeitete. Es sollte das Bild des frischgebackenen Unteroffiziers Alfred Steiger auch intimpsychologisch untermauern.

«Ich war also bestens präpariert. Ausserdem führte ich zwei Pistolen und eine grössere Menge Munition mit mir, konnte mich also, wenn's drauf ankam, nötigenfalls auch freischiessen.»

Sein gefälschter Marschbefehl lautete auf eine Ortschaft in der Nähe Mailands, wo sich ein Gefangenenlager mit britischen Offizieren befinden sollte. Dieses Lager aufzusuchen wäre seine Order. Unnötig zu sagen, dass weder das eine noch das andere stimmte.

Tatsächlich fragte auch keiner danach. Unteroffizier Steiger passiert ohne Zwischenfall sämtliche

Kontrollen, sogar die gefürchtete Kontrolle an der Brennergrenze lässt ihn ungeschoren.

«Knapp vor der Brennergrenze habe ich bei einer kleinen Kapelle dem heiligen Michael eine Kerze versprochen. Die Kerze hat er auch bekommen – allerdings erst viel später.»

Gegen Mitternacht kommt Molden am Mailänder Bahnhof an. Hier wird er ein letztes Mal kontrolliert. Und diese Kontrolle ist auch die gefährlichste, denn hier kennt man ja die Gegend und weiss, ob es ein derartiges Lager gibt, das dieser Unteroffizier Steiger angeblich aufsuchen soll.

Prompt stellen sich die ersten Scherereien ein. Der diensthabende Unteroffizier der Bahnstrecke schnuppert an dem Marschbefehl herum, dann sagt er zu Steiger, alias Otto Molden: «Von dem Lager da hab' ich noch nie gehört. Meldest dich morgen früh bei mir, dann werden wir weitersehen.» Und er

schickt den Dienstrangkollegen in die Bahnhofsunterkünfte für Wehrmatsangehörige.

Otto Molden verbringt eine unruhige Nacht. Früh um fünf schlüpft er aus dem Bett. Gott sei Dank – der Kettenhund schläft noch, also kann man ungehindert die Unterkunft verlassen. Er sucht ein Telefon. Nun würde sich herausstellen, ob alles stimmt, was Bruder Fritz ihm da aufgeschrieben hat. Sein Finger wählt sorgfältig eine Ziffer nach der anderen. Ein rhythmisches Tuten, dann knackst es: eine Frauenstimme meldet sich.

«Jetzt wirst du es gleich wissen», denkt Molden. Dann meldet er sich zum erstenmal mit seinem Decknamen: «Ottone di Lago». Die Dame geht darauf ein und bestellt ihn ins «Hotel Milano». – Gott sei Dank, das hat geklappt.

«Ich hatte diesen Namen mit meinem Bruder vereinbart, denn er hiess bereits ‚Pietro di Lago‘ – nach Fritz Peter Molden. Also war es naheliegend, den Namen «Ottone di Lago» zu nehmen.»

Der «Otto vom See» begibt sich also schleunigst ins Hotel Milano. Dort erwartet ihn bereits ein Fräulein Renata Faccincani. Renata ist Studentin und Mitglied einer italienischen Partisanengruppe. Fritz Molden hatte bei ihr bereits eine Art Sekretariat für österreichische Widerstandsgruppen in Norditalien eingerichtet. Dass nun doch alles geklappt hat, stimmt Otto Molden so fröhlich, dass er zum Frühstück, zu dem ihn Fräulein Renata einlädt, achtzehn weiche Eier auf einen Sitz verdrückt. «Die lange Bahnfahrt, die vielen Aufregungen – kurz, ich hatte Hunger wie ein Baby!» – Und das war er im Grunde auch, denn Unteroffizier Alfred Steiger, alias Ottone di Lago, war immerhin erst drei Tage alt!

Nach der opulenten Mahlzeit gelangt Otto Molden auf ebenso verschlungenen wie gefährlichen Pfaden über die grüne Grenze zwischen Como- und Luganer-See nach Zürich zu seinem Bruder.

Von dort begibt er sich mit in den USA ausgebildeten Funkern – wieder über den gleichen riskanten Weg – nach Tirol, um hier für die «O 5» zu arbeiten.

Am 5. April treffen die drei in Innsbruck ein: die beiden Agenten und Otto Molden, der mittlerweile vom Unteroffizier zum nächsthöheren Rang avanciert war. Nun hatten eben in diesen Apriltagen 1945 die Partei- und Militärstrategen Hitlers beschlossen, den gebirgigen Teil der «Donau- und Alpengaue» – der Begriff «Ostmark» war mittlerweile stillschweigend aus dem Nazi-Vokabular gestrichen worden – in eine sogenannte «Alpenfestung» zu verwandeln: Nachdem die Fronten bereits überall zusammengekracht waren, wollten Hitler und die Seinen die restlichen 988 Jahre ihres tausendjährigen Reiches wenigstens in den Bergen überleben. Sie liessen also ihre Schätze ins Salzkammergut schaffen und bereiteten auch sonst alles für einen längeren Aufenthalt im Gebirge vor.

«Es war uns klar: Wenn Westösterreich tatsächlich zu einer Alpenfestung gemacht werden sollte, würden die alliierten Flieger dieses Gebiet so lange bombardieren, bis von Innsbruck und Salzburg nur noch Schutthaufen übriggeblieben wären.

Um solches zu verhindern, wurde in aller Eile der Tiroler Generalstab der «O5» gegründet. Ein Aktionsplan wurde ausgearbeitet, dessen wesentlichster Punkt ein Luftlandeunternehmen sein sollte, das mit den westlichen Alliierten genau besprochen wurde.

Durch Funk verständigt, waren Amerikaner und Engländer grundsätzlich mit diesem Unternehmen einverstanden. Nun galt es, den betreffenden Stellen der Alliierten über die Schweiz die genauen Pläne für eine Landung der Soldaten aus der Luft zukommen zu lassen.

Am Vormittag des 24. April 1945 verlässt Otto Molden in der Maske des Feldwebels Alfred Steiger Innsbruck. Sein Weg sollte über Oberitalien zur Schweizer Grenze führen – also eine ähnliche Route nehmen, wie er sie in der anderen Richtung bereits einmal gefahren war.

Für solch eine Reise war die Zeit nun allerdings schon weit ungünstiger als noch wenige Wochen zuvor: In Oberitalien tobte ein Partisanenaufstand, und

man nahm blutige Rache an den Faschisten der einzelnen Gemeinden; andererseits waren die «Kettenhunde» der deutschen Feldgendarmerie besonders scharf und bissig geworden, und jemand, der mit falschen oder gar keinen Papieren aufgegriffen wurde, konnte sicher sein, an die nächste Wand gestellt und erschossen zu werden.

«Ich musste mich also entsprechend rüsten. In meinem rechten Stiefelschaft steckte neben den Luftlandeplänen ein gefälschtes Schreiben des Amtes des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, dass ich ein wichtiger Geheimkurier der SS sei und mich nur Generale auf halten dürften.»

Im linken Stiefelschaft war indes ein Brief der «O5» verborgen, aus dem hervorging, dass Molden ein Sonderbeauftragter der österreichischen Widerstandsbewegung sei. Er war in Deutsch, Englisch und Italienisch abgefasst und enthielt die Bitte, Molden von Seiten der Partisanen Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen. «Dieses Papier hat mir später das Leben gerettet!»

Mit dieser doppelten Sicherung an den Waden wandert er ungehindert bis nach Bozen. Hier stockt jeglicher Militärverkehr. Es wäre, heisst es, in Mailand ein Partisanenaufstand ausgebrochen; deutsche Soldaten hätten dort nichts mehr zu suchen.

Molden holt sein Empfehlungsschreiben des Himmler-Amtes aus dem Stiefel und schwenkt es. Aber nicht einmal der Name des SS-Gottes richtet bei den Landsern jetzt noch et^{as} aus. Und so muss der falsche Feldwebel, so leid es ihm tut, den Fahrer eines Militärmotorrades mit vorgehaltener Pistole zu einer Fuhre zwingen . . .

Bis Pesciera del Garda nutzt die Drohung, dann läuft ihm der Mann einfach davon. Der Eindruck, den dieser Ort macht, ist aber auch wirklich gespenstisch: kein Mensch auf der Strasse, die Fensterläden am hellichten Tag geschlossen, die Tore verrammelt. Nur hin und wieder streicht stumm eine Katze die Hausmauern entlang.

Plötzlich hört Molden ferne das Röhren eines Sportautos. Und schon saust ein BMW-Coupé um

die Ecke. Es ist mit grauer Tarnfarbe gestrichen, seine Insassen sind ein SS-Sturmbannführer mit Fahrer. Molden winkt, der Fahrer bleibt mit radierenden Rädern stehen. Der falsche Feldwebel sagt sein Sprüchlein auf. «Aber ja!» ruft der Sturmbannführer. «Steigen Sie nur ein, Feldwebel! Bis Brescia will ich Sie gern mitnehmen!» – Der stramme SSler ist froh, einen dritten im Wagen zu haben – für eventuelle Partisanenüberfälle.

Nun sausen sie über eine prächtige Autostrasse dahin, allein auf weiter Flur. Die Sonne geht unter, feurig rot, und nun sieht man am dunkler werdenden Himmel auf einmal eine zweite Sonne, gleichfalls feurig rot; es ist aber keine Sonne, sondern der Widerschein eines Brandes: In Verona stehen die Petroleumbehälter in hellen Flammen.

In Brescia ist Endstation. Feldwebel Steiger klettert aus dem Rennauto, hebt zackig den Arm zum deutschen Gruss und macht sich auf die Suche nach dem nächsten Verkehrsmittel. Aber auch diesmal dauert es wieder bis zum Abend, ehe er einen Lastwagen findet, der ihn mitnimmt.

Eingepfercht in einen Trupp blutjunger wallonischer SS-Freiwilliger – «sie sahen wie Mittelschüler aus, denen man soeben wahllos Uniformen verpasst hat» – rumpelt der Lastwagen dahin. Ziel: Mailand.

Das geht so ein paar Stunden lang. Plötzlich, wenige Minuten vor Mitternacht, bleibt der Wagen mitten auf der Landstrasse stehen, und der Fahrer springt aus seinem Häuschen. «Ich fahr' da nicht weiter!» protestiert er. «Um Mitternacht fangen die Partisanen zu schiessen an; das is nix für mich!» Und er verschwindet im Dunkeln.

Was bleibt Molden da anderes übrig: Er verlässt seine jugendlichen Freiwilligen, die – freiwillig oder nicht – insgeheim froh sind, dass sie nicht in den Hexenkessel müssen, der zur Zeit in Mailand herrscht. Allein marschiert er weiter durch die helle Mondnacht. Nach einer Weile hört er von hinten ein näherkommendes Motorengeräusch. Da er nicht weiss, ob das nicht schon Partisanen sind, springt er in den

Strassengraben und verfolgt hinter einem Gebüsch das Weitere. Es sind Personenwagen, die da in Kolonne näherkommen, italienische Autos. Die Männer – das kann er deutlich sehen –, die drinsitzen, haben schwarze Hemden an. Aus den Autofenstern starren die Läufe von Gewehren und Maschinenpistolen. Molden ist sofort klar, dass es sich hier nur um ein letztes Aufgebot italienischer Faschisten handeln kann – sie sind unterwegs nach Mailand und hoffen wohl, zusammen mit ihren Gesinnungsgenossen die Stadt freikämpfen zu können.

Der Anblick erschüttert ihn. «Das alles kam mir vor wie der Zug der letzten Goten – sinnlos und verzweifelt.»

Der Spuk dauert eine geraume Weile – an die zehn Minuten sausen in Höchstgeschwindigkeit Autos mit Schwarzhemden vorüber, dann ist es wieder ruhig wie zuvor.

Feldwebel Molden klettert hinter dem Gebüsch hervor und setzt seinen Weg fort. Die Strasse ist still wie ehemals, der Mond steht gross und friedlich auf dem sternensäten Himmel. Während er so dahintrotzt, beschleicht ihn ein Gefühl der Unsicherheit: Haben jetzt schon eigentlich die Partisanen das Heft in der Hand – oder wird er vielleicht noch einmal auf deutsche Truppen stossen? Welcher seiner beiden Ausweise in den Stiefelschäften gilt nun?

Allmählich wird ihm klar: das Doppelspiel ist zu Ende, er muss sich deklarieren. Denn egal, wer ihn jetzt aufgreift: Man wird ihn gründlich durchsuchen, und das Ende wird in keinem Fall günstig für ihn ausfallen.

«Kopf oder Adler», denkt er und wirft kurz entschlossen seinen SS-Ausweis in einen nahen Bach; dann mustert er als Feldwebel ab, indem er Schulterstücke und Koppel von der Uniformbluse reisst und sie den Papieren nachfolgen lässt. Ob er damit das Spiel gewinnen wird?

Wenig später, im Morgengrauen des 27. April, weiss er, dass er das Richtige getan hat. «Da sehe ich nämlich drei junge Italiener mit Rädern auf mich zukommen. Sie hatten rote Tücher um den Hals, und

so war mir klar, dass ich es hier wohl mit sozialistischen oder wahrscheinlich sogar mit kommunistischen Partisanen zu tun hatte.»

Er begrüsst sie mit den paar Brocken Italienisch, die er weiss, und gibt sich als Kurier zu erkennen, als ein «partisano austriaco», der in einer wichtigen Mission unterwegs ist. Die drei Bauernburschen verlieren ihr anfängliches Misstrauen und beginnen zu gaffen. Dem einen gefallen die Hosen des ehemaligen deutschen Feldwebels, dem anderen die Stiefel. «Das ist eine günstige Gelegenheit», denkt Molden, «die restlichen Wehrmachtsklamotten loszuwerfen!» Und er schlägt einen Tausch vor: Breeches gegen Zivilhose, Stiefel gegen Halbschuhe. Die Burschen sind sofort dafür; mitten auf der Landstrasse beginnt man die Kleider zu wechseln. Dann führen sie den italienisch gekleideten Zivilisten Otto Molden in ihr Dorf.

«Dort war schon der Teufel los, denn da haben sie reihenweise die Faschisten herbeigeschleppt, soweit sie noch vorhanden waren, und sie auf dem Dorfplatz blutig geschlagen. Ich fürchtete schon, man würde Ähnliches auch mit mir vorhaben.»

Glücklicherweise nähert sich nun ein junger Ortsbewohner, ein Student – wie sich später heraus stellt –, der sehr gut Deutsch kann, und dem erzählt Otto Molden seine Geschichte.

«Der junge Mann war übergücklich, als er erfuhr, dass ich quasi ein ‚österreichischer Kollege‘ von ihm war, und noch dazu in einer so wichtigen Mission unterwegs, dass womöglich der Ausgang des Krieges davon abhing.»

Der junge Partisan fühlt sich im Augenblick als Nabel der Welt. Er läuft ins Haus, holt Milch und Brot für den österreichischen Kurier, dann schreibt er einen Ausweis, der ihm weiterhelfen soll. Zuletzt kommt Molden eine kühne Idee. «Ich bat den jungen Mann, ob er mir nicht ein Fahrrad beschaffen könne. Bis in die Schweiz seien es immerhin noch etliche fünfzig Kilometer. Er bemühte sich, aber von den anderen wollte keiner sein Rad hergeben.» Schliesslich opfert der Partisanenstudent sogar sein eigenes blit-



Eröffnung der Alpbacher Hochschulwochen (1946).

zendes Rennrad für den Fremden. Molden gibt ihm dafür seine alte Wehrmachtsuhr.

Bequem und sicher kommt Molden nun auf seinem Renner und mit dem Original-Partisanenausweis bis nach Monza. Dort geht es zu wie während einer Revolution. Wüst aussehende Gestalten mit Gewehren um die Schulter zerren ihn, als sie merken, dass er nicht Italienisch spricht, vom Rad und schleppen ihn in eine Schule.

«Mit der einen Hand hab' ich das Rad gehalten, mit der anderen meinen Ausweis geschwungen, aber es hat mir alles nichts genützt, die haben nur immer wieder geschrien: ‚Du deutscher Spion!‘ Den Ausweis haben sie nicht einmal angesehen.»

Die Schule war gefüllt mit ehemaligen Faschisten, SS-Leuten und deutschen Soldaten. Jeden Augenblick wurde in irgendeiner Ecke irgendeiner der Gefangenen erschossen. «Ich hab' mir gedacht: ‚Jetzt geht's wirklich um die Wurst!‘». Noch dazu, wo ihm eben einer der Partisanen in gebrochenem Deutsch

zugerufen hatte: «Du – wunderbare Himmelfahrt!» – «Und so hab' ich zu brüllen begonnen, das sei eine Schweinerei, einen österreichischen Partisanen so zu behandeln, und ich müsse schleunigst mit dem Führer der Gruppe sprechen.»

Das selbstsichere Auftreten scheint zu wirken, nun kommt tatsächlich der Anführer des Himmelfahrtskommandos und lässt sich von Molden über das Woher und Wohin berichten.

«Der Mann konnte ein bisschen Deutsch und Englisch, und so haben wir uns doch allmählich verständigen können. Ich habe also wieder meine Papiere hervorgekramt und ihm alles erklärt. Aber er schien doch nicht so recht überzeugt. Bis ich dann meine Luftlandepläne aus der Hose zog und sie ihm unter die Nase hielt.»

Das wirkt. Als der Partisanenchef die Karten mit den Eintragungen sieht, lässt er den Gefangenen laufen. Doch da ist schon wieder eine Barrikade quer über die Strasse gestellt.



Treffen politischer KZ-Häftlinge in Innsbruck.

Molden, der bereits Übung in der Behandlung wildgewordener Partisanen hat, regt sich nicht mehr sonderlich auf. Gelassen tritt er in die Pedale, bis er ganz nahe an der Strassensperre ist. Da bemerkt er zu seiner Verwunderung eine Gestalt in einer langen braunen Kutte hinter einem Haus hervorspringen. Die Gestalt fuchtelt mit einem Revolver herum und stösst italienische Flüche aus. – «Da hab' ich auf einmal erkannt: das ist ja ein Benediktinermönch!»

Er will bereits aufatmen, weil er denkt, ein Geistlicher würde doch wohl nicht so leicht einen Mord begehen. Da merkt er, dass die Leute hier, samt dem Benediktiner, noch viel wütender sind als die Partisanen, die er bisher kennengelernt hatte.

«Das hatte seinen Grund darin, dass sich hier im Grenzgebiet bereits wieder Gegenpartisanen zusammengerottet hatten – italienische Faschisten, die in die Wälder geflohen waren, weil sie dachten, sie

könnten von hier irgendwo in die Schweiz hinüber.»

Jedenfalls – der Benediktinermönch tobte und schrie, als er Molden sah. Dann brüllte er plötzlich in recht gutem Deutsch: «Sie sind ein deutscher Spion und arbeiten mit den Faschisten zusammen!»

Aber nein, entgegnet Molden, er sei Österreicher und arbeite für den Widerstand; und gerade jetzt sei er unterwegs, um den Amerikanern Luftlandepläne . . .»

«So», sagt der Mönch, ein junger Mann, etwa im Alter Otto Moldens, «Sie kommen also aus Österreich. Und woher genau?»

«Aus Wien.»

«So, so – aus Wien. Wo sind Sie denn da in die Schule gegangen?»

«Ins Schottengymnasium.»

Der junge Benediktiner ist auf einmal gar nicht mehr wütend, sein Zorn ist wie verraucht, als er nun

sagt: «Ins Schottengymnasium? Dort hab' ich auch ein paar Jahre studiert. . .» Und wieder misstrauisch: «Dann müssen Sie ja wissen, wie der Abt heisst?»

«Peichl», antwortet Molden, der sich wie bei einer Prüfung fühlt.

«Aha», brummt der Mönch. «Da haben Sie ja wohl auch Griechisch gehabt?»

Und ob – Otto Molden denkt mit wenig Begeisterung daran. Griechisch hatte er zwar recht gern gehabt, aber besonders gut war er nie gewesen.

«Also wenn Sie Griechisch gehabt haben, werden Sie gewiss auch den Homer zitieren können...»

Als Molden «Homer» hört, dreht sich fast sein Magen um.

«Los! – Sagen Sie mir die ersten Zeilen der ‚Ilias‘!»

Und nun steht Otto Molden da, umringt von wild dreinblickenden Partisanen, die ihre Gewehre gehoben und den Finger bereits am Abzug haben, und beginnt wie in der Schule die ersten Worte der Ilias aufzusagen . . .

Das überzeugt den Benediktiner. Von nun an herrscht Friede. Die wilden Gestalten lassen ihre Waffen sinken und schauen verwirrt auf den Zivilisten, der da auf einmal Griechisch mit ihrem Geistlichen redet.

Nun ist der Weg für Otto Molden frei. Noch wenige Kilometer bis zur Schweizer Grenze: Dort ist der geheime Pfad, den sein Bruder entdeckt hatte und auf dem er nun schon zum zweitenmal die Grenze überschreitet. In Zürich angelangt, übergibt er die umfangreichen Pläne.

Endlich: am 8. Mai 1945 ist der Krieg zu Ende. Innsbruck ist, dank der «O 5»-Initiativen, kaum beschädigt. Nun, in der Stunde Null, kann man endlich wieder an den Aufbau denken. Sofort bricht sein al-

ter Traum von jenem geistigen Zentrum auf, das er irgendwo abseits der grossen Städte errichten will. Tirol hat dafür gerade die richtige Landschaft. . .

«Zufällig treffe ich nun einen alten Bekannten aus Wien, den damaligen Dozenten für Philosophie Simon Moser.»

Auch Moser will ein ähnliches Projekt verwirklichen; nur denkt er mehr an so etwas wie eine «Akademie für Geist und Sport.» Sein Traum war es, auf dem Vomper Berg bei Schwaz, dort, wo die Gralsritter ihre Zusammenkünfte hatten, die verlassenen Baracken zu beziehen. – Zu dieser Zeit hat Molden aber bereits einen anderen Vorschlag parat: das Bergdorf Alpbach. Er besieht sich das eine wie das andere und kann sich auch sofort entscheiden: Es wird Alpbach sein, wo er seine «Internationalen Hochschulwochen» einrichten wird. Einen günstigeren Ort, einen abgeschiedeneren und idyllischeren Flecken Erde kann er sich kaum vorstellen.

Noch dazu, wo der Bürgermeister von Alpbach und Gasthofbesitzer Alfons Moser – ein Bruder des Philosophie-Dozenten aus Wien – ihm verspricht: «Und wegen der Verpflegung brauchen S' Ihna keine Sorgen machen, Herr Molden, da werma holt a Kuah schwarz schlachten – nacha wird's schon langen . . .»

Wobei er weniger ans Essen denkt als daran, dass er damit die so lange ausgebliebenen Fremden in seine Gemeinde lockt.

Und tatsächlich war Alpbach der erste Ort Österreichs, in dem nach dem Krieg Amerikaner, Franzosen, Engländer und Österreicher zusammenkamen und Tür an Tür miteinander lebten. Und dabei ging es nicht einmal ums Schifahren, sondern lediglich um Gespräche und friedliche Diskussion nach einem langen Krieg . . .



Oben: Die Meister der «Wiener Schule des phantastischen Realismus». Von links nach rechts: Arik Brauer, Rudolf Hausner, Wolfgang Hutter, Ernst Fuchs. Unten: Dr. Alfred Schmeller, der Direktor des «Zwanz'gerhauses», des «Museums des 20. Jahrhunderts».

Als die «Wiener Schule» noch ein Kindergarten war

ART-CLUB

Das Gespräch begann in der Direktionskanzlei des «Zwanz'gerhauses», also des «Museums des 20. Jahrhunderts» in Wien, am Vormittag und endete am Nachmittag im Vorführraum desselben Hauses – dort hatten wir zuletzt noch die Videotapestimme eines Mannes beschworen, der zu diesem Thema Wesentliches zu sagen hatte, inzwischen aber längst wieder in die USA zurückgekehrt ist.

Der erste, der aus seiner Sicht über den Art-Club sprach, war der Direktor selbst: Dr. Alfred Schmeller, Kunsthistoriker, vom ersten Tag an dabei, also seit 1946, als sich die Gruppierung abzuzeichnen begann.

Als wir dann mitten im Interview waren, ging die Tür auf, und Rudolf Hausner kam herein, einer der fünf «phantastischen Realisten», wie die Sektion der damaligen «Surrealisten» des Art-Clubs heute genannt werden.

Während nun die beiden, Schmeller und Hausner, einander die Erinnerungen aus der Nase ziehen, fällt

Schmeller ein, dass er in seinem Archiv ein Videotapeband liegen hat, und da drauf ist ein Interview mit einem Künstler, von dem heute in Österreich kaum jemand spricht, weil er nämlich 1949 nach Massachusetts in den USA ausgewandert ist: Fritz Janschka, ein Maler der allerersten Stunde, denn er war dabei, als die Russen in Wien einmarschierten, war damals Student der Akademie auf dem Schillerplatz – und dies schon während und nach der Nazizeit. Dieser Fritz Janschka war im Sommer 1972 ein paar Wochen in Wien gewesen; damals nahm ihn Schmeller mit sich, setzte ihn vor die TV-Kamera des «Zwanz'gerhauses» und machte ein Interview.

Das Folgende ist also die Wiedergabe jenes Dreiergespräches, wobei der eine Mann – Fritz Janschka – als sein eigenes Denkmal auftritt, denn der wirkliche Janschka sitzt zur Zeit in seinem College in Bryn Mawr bei Philadelphia und bringt jungen Amerikanerinnen das Zeichnen und Malen bei.

Er war bereits 1943 Student der Akademie am

Schillerplatz. Sein Lehrer war Sergius Pauser: «Von ihm hab' ich das Fundament bekommen, er hat mir beigebracht, wie man einen Rahmen bespannt, einen Grund macht, gesundes Handwerk eben.»

Pauser war ein Lehrer der alten Schule – autoritär

März 1945: Wochenration für die Wiener Bevölkerung an Brot: 1,1 kg pro Person

und mit einer genauen Vorstellung, wie man zu malen hat. Wenn ihm was nicht gepasst hat an den Bildern seiner Studenten, hat er gesagt: «Nein, das gehört so und so; kratzen Sie das ab.» Aber der Janschka hat sich gedacht: «Der merkt sich das eh nicht» – und hat es stehenlassen. Am nächsten Tag ist der Pauser dann gekommen, hat sich das Bild wieder angesehen und gesagt: «Sie haben das ja immer noch drauf – kratzen Sie's doch endlich ab!» Und so hat es Janschka schliesslich doch abkratzen müssen.

Janschka hatte damals einen Freund unter den Kollegen, einen Stuttgarter namens Paul Otto Haug. «In den letzten Kriegsmonaten, bevor die Russen gekommen sind, sind wir mit Rucksack und Radi ins Waldviertel gefahren, um Eier und Kartoffel für die ‚Verteidigung der Stadt‘ zu organisieren – also für unseren Magen.»

Geld haben die beiden Studenten damals keines gehabt, also haben sie den Bauern Bürsten, Regenschirme und allerlei Trödel mitgebracht. Und das, was sie dafür an Naturalien bekommen konnten, haben sie in die Akademie geschleppt und in ihren Schränken verstaut. Im nordwestlichen Trakt des Gebäudes ist ein Turm, in dem Haug damals wohnte – hier hat er seine Freundin empfangen, hier durfte sie für ihn kochen, hier entstanden seine Bilder. Und hier wurden auch die gehamsterten Lebensmittel deponiert.

Dann kamen die Russen. Eine Gruppe übereifriger Nazistudenten hatte beschlossen, gegen die Russen zu kämpfen – an der Akademie lag ihnen weniger.

Die wäre danach wohl ein Trümmerhaufen gewesen; irgendwie gelang es Haug, die munteren Werwölfe zu vertreiben; dabei hat das gemeinsame Lebensmitteldepot dran glauben müssen.

Während der Kämpfe selbst ist Haug allein in der Akademie gesessen. Irgendeine Granate ist da wohl gegen das Dach geklatscht, jedenfalls stand der Dachstuhl bald in hellen Flammen.

«Der Haug», erinnert sich Janschka, «ist damals auf dem brennenden Dach der Akademie gestanden, mit einem Seil um den Bauch, und hat die Ziegel heruntergerissen.»

Irgendwie ist es ihm dann gelungen, den Brand zu löschen. Und als kurz danach die Russen in die Aka-

Surrealistische Bilder in Wien

Die Wirtschaftsgenossenschaft bildender Künstler (Operring 1) bringt in ihrer Ausstellung »Junges Schaffen« Zeichnungen und Aquarelle von jungen Künstlern, die beim Publikum berechtigtes Aufsehen erregen. Der in Wien allgemein wenig bekannte Surrealismus, zu dem sich diese Gruppe junger Maler bekennt, gebietet hier der bisher üblichen sehr und allzu bequem gewordenen Kunstbetrachtung des Publikums ein rigoroses Halt. Hier bemühen sich junge Kräfte um neue Formen und um ein heutiges Sehen von Inhalten...

Von E. Fuchs scheint uns das gelungenste Blatt »Die Stadt« zu sein... Sein »Messias« dagegen bleibt leer im Ausdruck, und sein »Blau-Abstrakt« oder »Violett-Abstrakt« sind auch noch zu wenig aus der Anlehnung an Gesehenes in eine eigene Fassung vorgetrieben...

F. Janschka ist leider nur mit einem Blatt, das eine Zukunftsutopie darstellt, vertreten. Auch der Entwicklung dieses Malers kann man erwartungsvoll entgegensehen.

Welt am Abend, Nr. 12/1946

demie eindrangen, haben sie ihm die Rektorenkette umgehängt und mit ihm getrunken.

«Das mit der Rektorenkette war natürlich nur ein b'soffener Witz; Rektor ist schliesslich Herbert



Der Vater der «Wiener Schule»: Albert Paris Gütersloh.

Boeckl geworden. Und dann ist bald auch Fritz Wotruba aus der Schweiz gekommen.»

Zusammen mit dem um eine Generation älteren Bildhauer gehen die Studenten des Öfteren in ein Wirtshaus auf dem Heumarkt. – Der Heumarkt: das ist die Gegend um das Konzerthaus und um's Akademietheater. Dahinter liegt der Eislaufverein, eine Kunsteisbahn, die damals aus Energiemangel nicht in Betrieb war. Dafür veranstaltete man im Sommer Freistilringkämpfe mit angeblich exotischen Ringern. Einer aus der Riege hiess «Ecuadore».

«Dieses Wirtshaus hat der Freundin vom Haug gehört. Und diese Freundin hat ihrerseits wieder einen Freund gehabt-eben jenen besagten ‚Ecuadore‘. Und eines Tages hat dieser ‚Ecuadore‘ den Haug eine ganz Fürchterliche in die Goschn g’haut. . .»

Haug hat durch Selbstmord geendet – aber nicht wegen dieser Geschichte. Er war ein elegischer

Mensch, der riesengrosse Bilder in sehr düsteren Farben gemalt hat. Umgebracht hat er sich erst viele Jahre später.

Diese Zusammenkünfte im Wirtshaus auf dem Heumarkt waren die Uranfänge des Art-Clubs gewesen; Fritz Wotruba war später der Anführer der Bildhauer-Sektion innerhalb des Art-Clubs.

Und nun tritt eine sehr wichtige Person auf: Albert Paris Gütersloh. Er ist der Vater der heutigen «phantastischen Realisten», der «Wiener Schule» Brauer, Fuchs, Hausner, Hutter, Lehmden.

Im Herbst 1945 beginnt die Akademie wieder mit ihrem Studienbetrieb. Kurz danach wird Gütersloh Professor. Albert Paris Gütersloh ist schon während der Zwischenkriegszeit als Maler bekannt gewesen, als Literat sogar schon 1911; in diesem Jahr erschien sein expressionistischer Roman «Die tanzende Törrin». Vom Expressionismus ist Gütersloh in den

zwanziger Jahren als Maler auf die «Neue Sachlichkeit» umgestiegen, die zur Grundlage für das wird, was die «Wiener Schule» heute international so berühmt gemacht hat: das handwerkliche Raffinement. Das Malen mit den feinsten Pinseln, die präzise Farbsatzung, die «Miniaturenmalerei im grossen Format» war es auch, die Janschka an Gütersloh fasziniert hat. Er ist immer häufiger in Gesellschaft des damals schon sechzigjährigen Professors zu sehen. Bis sein Lehrer Pauser ihm eines Tages sagt: «Für Sie ist Gütersloh wohl besser. Ich kann Ihnen sowieso nix mehr beibringen.»

Janschka wird also Gütersloh-Schüler.

«Ich war oft in seinem Atelier – da ist ein halbferdiges Stilleben von ihm gestanden, aber es hat sich nie etwas geändert dran, er hat damals wohl gerade an einem seiner Romane geschrieben, in einer ganz feinen und winzigen Schrift. Ich erinnere mich noch: In seinem Atelier sind sehr viele Kästen gestanden, zum Abteilen – also muss dahinter wohl auch eine kleine Küche gewesen sein.»

Janschka ist von seinem neuen Lehrer begeistert: «Während Pauser an unseren Bildern meist nur herumgörgelt hat, hat uns der Gütersloh in Ruhe gelassen und hat immer nur gesagt: ‚Was ihr macht, ist gut!‘ Er ist in die Klasse gekommen, aber er hat nie in meine Arbeiten hineingezeichnet!»

Dennoch entsteht ein Rapport zwischen den beiden, das traditionelle Lehrer-Schüler-Verhältnis lebt auch hier wieder auf: «Wenn er hinter mir gestanden ist und mir bei meiner Arbeit zugesehen hat, dann hab’ ich aus winzigen Bewegungen und Blicken gewusst: das gefällt ihm, oder das gefällt ihm nicht. Dann hab’ ich das Blatt entweder weiterbearbeitet, oder ich hab’s zerrissen!» –

Mit dem Einzug Güterslohs in die Akademie ist auch häufig ein junger Mann zu sehen: Wolfgang Hutter, der aussereheliche Sohn des Professors. Hutter ist noch blutjung, sechzehn etwa, «aber er hat damals schon graue Haare gehabt». Hutters erstes Auftreten in der Akademie erfolgte etwa zwei Monate,

nach dem Gütersloh Professor geworden war, im Winter 1945/46. «Dann hab’ ich den Ernst Fuchs kennengelernt, das war auch so ein junger Rotzer, und danach den Anton Lehmden . . . Der Hrdlicka ist ein bisschen später aufgetaucht . . .»

Mit Hutter verbindet ihn bald eine enge Freundschaft – Wolfgang wird für Fritz Janschka eine Art jüngerer Bruder. Und der gemeinsame Vater heisst Gütersloh. Auf dem Höhepunkt der Freundschaft, 1947, malt Janschka ein Bild von Wolfgang Hutter. Und er nimmt ihn als seinen Assistenten mit, als er eines Tages ein Fresko an der Wand einer Feuerzeugungsfabrik im Wiener Bezirk Ottakring malen soll.

«Engagiert hat mich dazu ein junger, Architekt – er ist mittlerweile gestorben. Es sollte eine ‚Geschichte des Feuers‘ werden – bis zur Erfindung des Feuerzeuges!»

Ein für damalige Begriffe fürstliches Honorar steht in Aussicht: 6.000 Schilling! «Hutter hat davon tausend Schilling gekriegt, tausend Schilling haben die Farben gekostet, je tausend haben wir für Anzüge ausgegeben – ja, und dann war das Geld eh schon weg.»

Die beiden malen sechs Wochen an dem Fresko. «Es war eine unheimliche Hetz – wir haben ununterbrochen geblödel!» Mit dem Ergebnis ist Janschka weniger zufrieden. «Gut war es nicht – ein bisschen Märchenerzählung. Wenn es verbrannt sein sollte, wär’s mir lieber!»

Immerhin machte die Sache damals Aufsehen: Das Fresko wird fotografiert, Bild und Interview mit dem Künstler erscheinen im «Abend», einem kommunistischen Boulevardblatt. «Das hat dem Besitzer der Fabrik gar nicht gepasst, dass er durch eine linke Gazette geschleift worden ist.»

Bald nachdem Janschka Wolfgang Hutter kennenlernte, hat Gütersloh ihn und noch ein paar andere junge Maler zu sich ins Atelier eingeladen. Das war an einem Frühlingstag des Jahres 1946. Als sie eintreten, sehen sie, dass Gütersloh bereits Besuch hat; ein kleiner, schmaler Mann, der deutschen Akzent spricht. Gütersloh stellt ihn vor: «Das ist Carl Gustav



Wolfgang Hutter, als er noch nicht Professor war.

Beck – er ist soeben aus Rom gekommen und will uns etwas berichten.»

Der kleine durchsichtige Mann mit dem leicht krummen Rücken erzählt nun von einer Künstlervereinigung, die er in Rom kennengelernt hat, einem sogenannten «Art-Club». In dieser Organisation seien alle jungen und modernen Künstler – das Wort «progressiv» war damals noch nicht im Schwange – vereinigt, die nach der Ära des italienischen Faschismus sich zu einer neuen Kunstauffassung formieren wollen. Beck wolle nun auch in Österreich einen solchen «Art-Club» gründen.

«Wir waren sehr begeistert von der Sache, haben sie aber doch ein bisschen falsch verstanden: Wir haben nämlich gedacht, so ein Klub, das wäre so etwas wie ein Wirtshaus – wie jenes auf dem Heumarkt etwa, wo der Haug von dem eifersüchtigen Ringer seine Watschen gekriegt hat!»

Die Missverständnisse klären sich bald auf, und schon wenige Wochen später, beim ersten offiziellen

Zusammentreffen der künftigen Art-Club-Mitglieder, wird Janschka ins Komitee gewählt.

Über die Verhältnisse innerhalb des Art-Clubs erinnert er sich heute folgendermassen: «Präsident war Gütersloh. Aber er hat nach bewährter Manier auch hier die Zügel schleifen lassen, und so ist es bald zu Spaltungen gekommen.»

Es gab Einzelgänger wie den Grafiker Kurt Moldovan und den konstruktivistischen Plastiker und Maler Kurt Steinwendner, heute unter dem Namen Curt Stenvert bekannt.

Steinwendner hatte damals eine Plastik aus Plexiglas konstruiert, einen «Violinspieler in vier Bewegungsphasen», von Janschka «die vier Musikanten» genannt. Ähnlich industriell und wie mit der Laubsäge gefertigt waren seine Bilder.

Bei der ersten Ausstellung des Art-Clubs, April 1948 in der Zedlitzhalle, wollten viele Kollegen nicht, dass Steinwendner überhaupt ausstellte. «,Du kannst ja net malen’, haben sie gesagt, ,du hast mit

uns nix zu tun!' – Und der Beck hat ihn wieder in Schutz genommen und hat gemeint: ‚Das könnt ihr doch nicht machen!‘»

Es war der alte Zwist, wie er unter Künstlern üblich ist, verschärft durch den Generationskonflikt, der

I. Jahresausstellung des Art-Club, »Internationaler unabhängiger Künstlerverband, Sektion Wien«, in der Wiener Kunsthalle, I., Zedlitzgasse 6, vom 3. bis 30. IV. 1948.
»... Wir sagen dem beschränkten Nationalismus und dem noch beschränkteren Provinzialismus nicht deswegen den Kampf an, weil wir unser Volk und unser Land nicht lieben und andere hindern wollen, ihr Volk und ihr Land zu lieben, sondern sagen diesen bloß vordergründigen Kampf an, um etwas Hintergründiges zu treffen: die Geistesenge, die so gerne und leider auch so erfolgreich sich als Liebe zur Heimat, als Treue zur Scholle tarnt...
Der Akzent liegt auf dem Morgen!
Albert P. Gütersloh

Aus dem Vorwort zum Katalog der Jahresausstellung des Art-Club, 1948, von Albert Paris Gütersloh.

natürlich gerade damals besonders spürbar war.

«Da war einmal meine Gruppe mit Lehmden, Hausner, Hutter. Und dann war da die Gruppe um den Unger, das waren die älteren: Beck und Alfred Wickenburg. Und dann gab's noch die Gruppe der Expressionisten, hauptsächlich Frauen: Greta Freist, die Ursula Schuh-Diedrich, Hilde Polsterer, Gottfried Goebel. . .»

Die Solidarität unter den Jungen steigert sich bis zu einer Wohngemeinschaft. Jene, die Gütersloh-Schüler waren, wie Janschka selbst, und kein eigenes Atelier besaßen, hausten zusammen im «Turm», also dort, wo der mittlerweile diplomierte Freund Janschkas, Paul Otto Haug, gewohnt hatte.

«Das waren: der Ernst Fuchs, der Anton Lehmden, der Erich Brauer und ich. Wir haben jeder eine Ecke gehabt, in der haben wir geschlafen und gearbeitet. Später hat uns auch der Rudolf Hausner manchmal besucht.»

Zwischen Hausner, der als einziger der fünf «Phantasten» nicht Gütersloh-Schüler war – er hatte bereits während des Krieges fertigstudiert und ist der älteste in der Runde – und Janschka kommt es immer wieder zu Sticheleien.

«Bei unserer zweiten Art-Club-Versammlung – die wieder einmal im Wirtshaus stattfand – ereignete sich so etwas wie eine kleine Palastrevolution. Einige Maler wollten mich loswerden.»

Es kommt zur Neuwahl. «Dabei bin ich genau wieder so herausgekommen wie bei der alten Wahl, bin also Vertreter der Jungen geblieben. Der Rudi Hausner hat sich geärgert, und so hab' ich zu ihm gesagt: ‚Ich hab' eh gewusst, dass du mich nicht gewählt hast.‘ Darauf der Hausner giftig: «Hast dir vielleicht die Zettel ang'schaut?»

Trotz aller Zwistigkeiten ist es dann doch zu jener schon erwähnten ersten Ausstellung in der Zedlitzhalle gekommen. Die Öffentlichkeit wurde zum erstenmal nach dem Krieg mit einer modernen österreichischen Kunst bekannt gemacht. Das war in einem konservativen Land eine beachtliche Leistung.

Die bürgerlichen Kritiker jaulten freilich auf, aber es gab doch da und dort Anzeichen von gutem Willen, die Sache abzuklopfen und zu prüfen.

Einer der ersten Käufer ist der kommunistische Wiener Stadtrat Dr. Viktor Matejka. Er kauft Janschkas Ölbild: «Und wohin gehst du?» Viele teure Bilder, die heute der Stadt Wien gehören, hat Matejka damals billig erworben. Er war ein öffentlicher Mäzen, an den sich alle ehemaligen Art-Club-Leute gerne erinnern.

Im «Turm» der Akademie tauchte auch ein damals ungemein wichtiger Mann auf: Edgar Jené. Jené, der selbst Maler ist, bewegt sich auf der Ebene des französischen Surrealismus der zwanziger und dreissiger Jahre. Das «Surrealistische Manifest» von Breton ist seine Bibel, den Jungen wird er zum Verkünder und Priester.

«Durch ihn sind wir zu Werner Riemerschmied gekommen, von dem wir zum erstenmal von Breton und Eluard gehört haben.



Besprechung im Art-Club. Von links nach rechts: Gustav C. Beck, Hans Fruhmann, Carl Unger, Wolfgang Hutter, Heinz Leinfellner, Wander Bertoni, Alfred Schmeller, Kurt Moldovan.

Er hat auch Lesungen für uns gemacht – Leautremont zum Beispiel, da ist er dann immer im Smoking und mit rotem Hemd erschienen.»

Auch maltechnisch hat ihnen Jené vieles beigebracht. Bei einem Besuch im «Turm» sagte er einmal zu Fritz Janschka: «Weisst du, Fritz, malen solltet ihr halt können, ganz realistisch, eine Farbe neben die andere setzen . . .»

«Das ist beim Hutter und mir hängengeblieben. Wir haben die Farben nicht mehr durcheinandergemischt; wir haben also nicht mehr auf der Leinwand gemalt, sondern auf der Palette.»

Jené hat Janschka beim Literaten Alexander «Sascha» Sacher-Masoch kennengelernt, wo auch Rochowanski und die Begründer der Literaturzeitschrift PLAN verkehrten.

Der PLAN war das Organ des Nachkriegsgeistes. Er nannte sich eine Zeitschrift für

Literatur, Kunst und Kultur, sein Herausgeber war Otto Basil.

Nicht zufällig war der Umschlag knallrot wie einst jener der «Fackel» des Karl Kraus. Die Zeitschrift war antifaschistisch und für alles aufgeschlossen, was ein neues Bewusstsein schaffen konnte. Die erste Nummer erschien bereits im Oktober 1945, kostete «vorläufig» drei Schilling und hatte folgende Beiträge zu bieten:

- Zum Wiederbeginn
- Walt Whitman: Inschrift
- Hugo Huppert: Diptychon
- Leopold Liegler: Der Witz bei Nestroy
- J. M. Hauer: Kardinalsätze zur Zwölftonmusik
- Wladimir Majakowski: Petersburger Nachtbegegnung
- Aldous Huxley: Exkurs über Volkskunst
- Theodor Kramer: Gedichte aus der Diktatur

Johann Muschik: Juden und Germanen
 Ernst Waldinger: Umgang mit Versen
 Günter Haenel: Dialektik des Theaters
 Gottfried Goebel: Wandlungen der Malerei
 Rudolf Geist: Gegen die Gipsklassiker!
 Anrufung der Jugend
 Aufzeichnungen
 Kurzbiographien
 Kommentare
 Vier Kriegszeichnungen von Edgar Jené

Damals wurde in Sachen Kultur noch ausgiebig polemisiert. Im Dezember-Heft 1945 zieht «ein gewisser» Hans Weigel unter dem Titel «Gumpendorfer den Gumpendorfer!» gegen die Vorarlberger vom Leder, die zwar eine Landesbühne gründen, sie aber überwiegend von Vorarlbergern bespielen lassen wollen.

„Macht dieser ‚Geist‘ Schule», schreibt Weigel, «dann wird das Josefstädter Theater bald nur ausnahmsweise und zögernd Nicht-Josefstädter engagieren, und die Philharmoniker werden in drei antagonistische Gruppen zerfallen: die Mariahilfer im Theater an der Wien, die Alsergrundler in der Volksoper und die Innerstädter im Musikverein ... So wird die Frage nicht mehr heißen: ‚Was kannst du?‘, sondern ‚Bist du aus St. Pölten?‘, wird ganz Österreich, das nach einem Ausspruch Anton Kuhs ‚aus zwei Millionen Wienern und fünf Millionen St. Pöltern besteht‘, zu einem gigantischen St. Pölten.»

Dementsprechend muss der PLAN auch etliche Abreibungen hinnehmen, hauptsächlich von Seiten der konservativen Kräfte. So repliziert Herausgeber Otto Basil in derselben Nummer unter dem Titel «Was alles auf den Plan tritt»: «... Es regt sich auch sonst in Botokudien. In einem Aushangkasten der ÖVP in Rodaun ist Rimbaudsche Prosa (aus Heft 2) mit Ausschnitten von Jené-Graphiken zu einer auch für das Neandertal verständlichen Montage geklittert, wobei an Hand der Zeichnung eines sechsjährigen Knaben (die, unbesehen, besser sein dürfte als das gesamte Oeuvre sämtlicher Vertreter des christlich-sozialen Schönheitsideals) die Frage gestellt



Titelblatt der «Surrealistischen Publikationen», April 1950-

wird, wie es komme, dass für ‚derartige Presseerzeugnisse‘ Papier vorhanden sei, während Schulbücher noch immer nicht gedruckt werden könnten. Wozu gesagt werden soll, dass die Papiernot hier aus sich selbst eine Tugend macht, denn wie sähen die Schulbücher in einem Lande aus, dessen führende Partei Schaukastenarrangeure wie den Rodauner Pamphletisten beschäftigt? Erscheinungen à la Edgar Jené werden als ‚charakteristisch für jede Nachkriegszeit mit ihren Schiebern, Verbrechern und Nichtskönnern‘ bezeichnet, und schliesslich wird festgestellt, dass das österreichische Volk am 25. November sich gegen eine solche Kunst entschieden habe.»

Verständlich, dass sich vor einer solchen Gegnerschaft moderne Literaten und Künstler bald die Hand reichen. Innerhalb des PLAN wird eine «Tribüne der Jungen» geschaffen; Redaktion: Peter Rubel. Hier er-

scheinen Gedichte, Kurzprosa und Dramenausschnitte. Junge Literaten der Stunde sind hier vertreten: Milo Dor, Reinhard Federmann, Hans Heinz Hahnl, Friederike Mayröcker, junge Maler und Graphiker des Art-Clubs steuern Illustrationen bei: Ernst Fuchs, Wolfgang Hutter, Fritz Janschka und natürlich auch Edgar Jené.

Der PLAN ist somit ein getreues Abbild der gesellschaftlichen Situation unter den kreativen Kräften, auch soweit es deren privaten Bereich betrifft: Bei den in dichter Folge stattfindenden Partys dieser Jahre vermischen sich Maler, Mimen, Musiker, Autoren, Komponisten. Aus der Zunft der letzteren ist Paul Kont regelmässiger Gast, Bildhauer Wander Bertoni schliesst Freundschaft mit der heutigen BurgschauspielerIn Inge Konradi, ein Schweizer Pianist namens Heio Kolbe kauft Janschka ein Bild ab, das «Boogie-Woogie» heisst: «Ein wildes Bild, da waren Mädchen drauf, die mit den eigenen Brüsten Rumba geschüttelt haben – das war mein erster Privatverkauf!»

Mit Kolbe besucht Janschka auch jene Bar, wo Mytteis damals Hot-Geige spielt. «Ein Gast hat ihm einen Tausender gegeben, den hat der Mytteis sich aufs Hirn gepickt und so lange gespielt, bis der Geldschein heruntergefallen ist, dann hat er uns eingeladen . . . Wir waren doch alle Schnorrer zu dieser Zeit!»

Danach hat sich Heio Kolbe ans Klavier gesetzt und Boogie-Woogie gespielt, und der Mytteis hat gemeint: «Ein bisserl zuviel ‚Zimt‘ hat er noch drin . . .»

Partys endeten meist mit dem Auftritt der Polizei. «Da ist zum Beispiel die Parole ausgegeben worden: ‚Heut‘ auf d‘ Nacht treff‘ ma uns beim Janschka‘, und dann sind schon die Leute mit Weinflaschen angerückt gekommen, mit Slibowitz, und gelegentlich hat sogar einer eine Stange Wurst mitgebracht.»

Die Zahl der Gäste schwankte – meist waren es ein Dutzend, oft zwei, mitunter sogar drei Dutzend, «die Pepita mit dem Morbioli, der Heinz Leinfellner, die Maria Bilger, der Rudi Hausner und seine Alte,

der Lehmden und der Hutter, die waren alle da, die Christa Hauer, das ist die ganze Nacht gegangen. Zuletzt war dann die Polizei da, die Leut‘ haben sich nämlich beschwert.»

Um die Uniformierten abzulenken, hat Pepita ihnen was vorgetanzt; dann haben sie noch ihren Wein getrunken, und da die Polizisten meist erst gegen morgen gerufen worden sind, sind sie gleich bis zum Dienstschluss geblieben. Dann ist womöglich auch noch die Frühschicht gekommen, zur Ablöse, und so war auf einmal ein halbes Polizeikommissariat auf der Party.

Mitunter ist es auch vorgekommen, dass eine Party gleich mehrere Tage gedauert hat; das war dann eine Super-Party. An eine solche kann sich Janschka noch erinnern: «Die ist von uns zum Bruder vom Heinz Leinfellner gegangen ins Labor, wo er Schnaps erzeugt hat, und von dort zur Christa Hauer auf den Graben ins Atelier. Von da sind wir dann in den Prater marschiert. Unterwegs hat sich der Morbioli ein Plakat von der Wand gerissen: ‚Wir hungern!‘ und hat es sich umgehängt. Dann haben wir einen Lastwagen mit Ziegeln aufgehalten, sind ‚raufgesprungen und haben uns zum Praterstern fahrenlassen. Währenddessen hat die Pepita auf den Ziegeln getanzt und gesungen, und der Mytteis hat Geige dazu gespielt. Auf dem Praterstern haben wir dann den Mytteis animiert, sich auszuziehen, um zu beweisen, dass er ein Mann ist.»

Die Kumpanei bewährt sich. Sie trägt mit dazu bei, dass sich der Begriff Art-Club auch in der breiten Öffentlichkeit verankert.

Sechs junge Art-Club-Leute bekommen 1948 ein Stipendium von der Gemeinde Wien zu einem Besuch der Biennale in Venedig: «Der Hausner, der Hutter, der Fuchs, Lehmden, Leinfellner und ich.» Aus Billigkeitsgründen übernachtet man in der Jugendherberge von San Giorgio in einem Massenschlafsaal. Aber zum Schlafen kommt keiner – entweder hat Heinz Leinfellner geschnarcht, oder es ist einer mitten in der Nacht heimgekommen und hat Krach gemacht.

«Wir haben uns die Biennale angeschaut. Ich hatte eine Akkreditierung als Berichterstatter für den



Der Bildhauer Heinz Leinfellner.

„Abend“ bekommen – das hatte riesige Vorteile: Erstens konnte ich mir gratis Fotos aussuchen, und dann hat natürlich auch der Eintritt nichts gekostet. Den Wolfgang hab’ ich als meinen Assistenten mitgeschleppt, für den war dann auch alles gratis.» –

Wolfgang Hutter trägt in diesen Tagen einen unerhört schicken blauen Anzug aus Amerika. Der ist in einem Spendenpaket gelegen, das Fritz Janschka von drüben bekommen hat. «Der muss irgendeinem dünnen Amerikaner gehört haben, mir hat er jedenfalls nicht gepasst, und so hab’ ich ihn dem Wolfgang geschenkt.» – Hutter hat darin und mit seinen graumelierten Haaren über dem Knabengesicht unerhört Furore gemacht auf dem Lido von Venedig, die Damen sind recht heftig hinter ihm her gewesen.

Bei den anderen ist es eher umgekehrt, die laufen den Damen nach. Und so ist es nicht verwunderlich, dass sich alle auf den Ernst Fuchs stürzen, als dieser

eines Tages kommt und ihnen mitteilt, dass er die Adresse eines Bordells wüsste.

Noch Jahre später kursiert die Legende, Fuchs habe damals seinen Kollegen nur deshalb die Adresse verschafft, um sie loszuwerden und währenddessen ungestört mit Peggy Guggenheim wegen des Ankaufs von Fuchs-Bildern verhandeln zu können. «Der Ernst war ja damals schon unerhört geschäftstüchtig, er hat als einziger seine Mappe von Wien mitgenommen, weil er schon gehnt hat, dass man da unten gute Geschäfte machen kann.»

Dichtung oder Wahrheit – Tatsache jedenfalls ist, dass Fuchs dabei war, als die Mannschaft ein bestimmtes Haus in Venedig aufsucht, denn sonst könnte Janschka heute nicht sagen: «Der Fuchs war wohl mit, aber er war der Einzige, der dort kein Geld ausgegeben hat.»



Ernst Fuchs in den späten vierziger Jahren.

Das betreffende Haus steht in der Via Mandola. Da die jungen Maler den Weg dorthin nicht wissen, macht sich ein Venezianer erbötig, sie zu führen. Sie landen in einem Espresso, wo der Cicerone allerlei für sie bestellt. Als es ans Zahlen geht, ist er auf einmal verschwunden. «Der Heinz, der als einziger noch Geld hatte, hat uns schliesslich ausgelöst.»

Endlich kommen sie an. «Die Damen waren verschleiert, auf ‚türkisch‘ hergerichtet – also ein Puff von der besseren Sorte.» Das machte sich schon bei den Preisen bemerkbar – die Damen kosteten zwischen 600 und 800 Lire.

«Wir haben lange überlegt: Sollen wir uns eine Dame nehmen oder essen gehen. Dann haben wir uns fürs Essen entschieden.»

Nichtsdestoweniger bleiben sie noch eine Weile in dem Haus. «Wir haben uns mit den Augen ergötzt an all den schönen Dingen; dann haben wir auch noch mit den Mädchen geredet. Aber durch die

Übersetzungsschwierigkeiten hat es ein wenig länger gedauert, und so hat man uns schliesslich hinausgeschmissen.» Auf Janschka hatte die Sache jedenfalls ziemlich Eindruck gemacht; er fertigt ein Aquarell von dem Gesehenen an, über das der Wiener Kritiker Jörg Lampe später schreibt: «Hier sieht man, dass Janschka doch nicht eingefroren ist – er berechtigt zu weiteren schönen Hoffnungen.»

In der Via Mandola ist man auf den Geschmack gekommen. Nach dem Hinausschmiss sucht man ein anderes Etablissement auf, «eine Art öffentliche Badeanstalt, da war alles ausgekachelte, zur leichteren Reinigung.»

Hier kostete die Sache nur noch 200 Lire, aber da man für das Essen fast schon alles ausgegeben hatte, musste man sich ebenfalls mit den optischen Attraktionen zufriedengeben.

«Mädchen sind gekommen, mit nackten Brüsten

und Hintern, und haben ‚Manöver‘ gemacht. Der Anton Lehmden ist dagesessen und hat mit aufgerissenen Augen auf die grossen Busen gestarrt, die vor ihm auf- und abgetanzt sind. Er hat sogar schon das Geld gezählt, aber er hatte nicht einmal mehr die zweihundert Lire.»

Man begnügt sich mit billigeren Vergnügungen, gräbt sich ein in den Sand des Lido; um nackt herumzuliegen, ist es in diesen Tagen noch zu kalt. «Der Einzige, der damals braun wurde, war der Hausner. Aber eigentlich war das auch kein richtiges Braun, es waren seine Sommersprossen, die nun in der Sonne aufgegangen sind.» –

Natürlich besucht man auch die Ausstellung – man ist ja schliesslich gekommen, um die internationale Kunst kennenzulernen. Zum erstenmal sieht man Arbeiten von Max Ernst. Eines seiner Bilder heisst: «Europe after the rain», «Europa nach dem Regen», ein anderes «Napoleon».

«Unsere erste Kritik war – wir waren damals vollkommen besessen von der Technik – vernichtend: ‚Schau dir die Hand an, wie schlecht die gemalt ist! Der kann ja nicht malen, der Max Ernst!«

Und so orientiert man sich lieber an den kalten oder kalt gemalten Mondlandschaften eines Tanguy. Oder an Dali, dessen Bilder man zwei Jahre davor in der ersten grossen Ausstellung moderner Franzosen auf dem Stubenring kennengelernt hat: «Es war nur ein einziger Dali damals vertreten, aber um den haben sich Menschenmassen gedrängt – der Fuchs war überhaupt nicht mehr wegzubringen.»

Die öffentliche Kunstförderung nimmt sich immer mehr der Jungen an. Auch die Amerikaner tun einiges: Zunächst schicken sie Pakete wie jenes mit dem Anzug, den Janschka seinem Freund Hutter schenken muss, weil er ihm selbst zu klein ist; bald jedoch gibt es Schloss Leopoldskron, das mit seinen mehrwöchigen Seminaren den jungen Leuten Gelegenheit gibt, sich endlich wieder sattzuessen. «Ich war einmal anderthalb Monate dort, das war eine richtige Kur – ich

habe siebzehn Kilo zugenommen. Sogar der Wolfgang Hutter ist stärker geworden.»

Janschka hat Leopoldskron immer als eine Art «Herausforderung» empfunden. Es waren nicht nur Maler dort, sondern auch Schauspieler, Regisseure und sogar Ingenieure. So hat er einmal einem Vortrag beigewohnt, bei dem ein junger Techniker eine Stunde lang über das elektrische System am Auto gesprochen hat. «Man musste sich dort eben mit allem auseinandersetzen, man war gezwungen, seine Sprache zu gebrauchen und auch an andere Dinge zu denken als nur an sein eigenes Handwerk.»

Leiter von Leopoldskron war ein Amerikaner namens Campbell. Er sah darauf, dass Mädchen und Burschen getrennt schliefen, konnte aber das Gegenteil natürlich nicht verhindern, «denn die Nacht ist bekanntlich finster, und Büsche, in die man sich schlagen konnte, gibt es in Leopoldskron ja genug.»

Janschka war zu dieser Zeit bereits verheiratet. Er hatte seine Frau Rita mitgenommen, die nach der Ordensregel gleichfalls bei den Mädchen schlafen musste; da Rita aber keine Malerin war, machte Janschka sie kurzfristig zu einer solchen, indem er ein paar seiner Bilder mit «Rita Janschka» signierte.

Der Spass wäre allerdings bald aufgefliegen, weil Frau Rita nämlich die Order erhielt, für ein Dinner Tischkarten zu zeichnen. An einem stillen Ort erledigte das Janschka für seine Frau, und als die Kärtchen auf den Tischen standen, waren die Gäste sehr entzückt – unter ihnen Schauspieler, wie Attila Hörbiger, die bei den Salzburger Festspielen zu tun hatten und ins nahe Leopoldskron gekommen waren.

Viele Jahre später, als das Ehepaar Janschka in Amerika bereits sesshaft geworden war, besucht man Mr. Campbell in New York. «Er hat dort nach seiner Rückkehr aus Europa ein ‚Answering-Service‘ aufgebaut, eine Telefonzentrale für Ärzte. Zu unserem Besuch hat er ein grosses Fest gegeben – für die ‚zwei Maler aus Österreich« Na, und da hat er natürlich auch meine Frau gefragt, was ihre Malerei denn mache, und die Rita hat gesagt: ‚Ach, ich habe eingese-



Detail von «Es regnet am Euphrat» von Fritz Janschka, «Plan», 1946.

hen, dass Fritz der bessere ist, und so hab' ich das Malen aufgegeben. Der Campbell war daraufhin fast böse auf mich: ‚Das ist nicht schön von dir‘, hat er gesagt, ‚dass du die Rita verdrängt hast. Wir waren damals nämlich einhellig der Meinung, dass Rita die bessere sei.‘»

Was Fritz Janschka im Namen seiner Frau damals produziert hatte, war in der Manier Paul Klees, und auch die Titel waren kleisch; eines der Bilder hat zum Beispiel geheissen: «Über das Eis gegangen und eingebrochen . . .»

Damals, in den vierziger Jahren, in Leopoldskron, kam es oft vor, dass die Maler von einer richtigen Arbeitswut überwältigt wurden.

«Der Hutter und ich hatten uns eine Spezialstaffelei angefertigt, die auf beiden Seiten benützbar war. Auf der einen Seite hatte ich meine Leinwand stehen, auf der anderen der Hutter die seine.»

Dieses Möbel transportierten sie – zur Freude der Mitreisenden – im Abteil des Zuges, der sie von Wien nach Salzburg brachte, und stellten es in dem Zimmer auf, das sie gemeinsam bewohnten. Dort malten sie, bis ihnen die Leinwand ausgegangen war.

«Ich hab' dann, nachdem man damals nicht so leicht neue Leinwand auftreiben konnte – in Leopoldskron schon gar nicht –, einmal aus einem Buch der Schlossbibliothek ein unbedrucktes Vorsatzblatt herausgerissen und darauf ein Aquarell gemalt.»

Das Bild existiert heute noch – es wurde vom Kupferstichkabinett der Akademie angekauft und war schon bei Ausstellungen zu sehen. «Auch der Ernst Fuchs hat damals improvisiert. Es gibt aus dieser Zeit von ihm Tuschezeichnungen auf Zeitungspapier.»

Ein Aussenseiter war auch hier wieder Kurt Moldovan. Dadurch, dass er immer «ins Motiv» gegangen ist – «der ist sogar einmal für mehrere Tage ins

Schlachthaus übersiedelt, weil er einen Zyklus über dieses Thema vorhatte» –, war er auf dem Schloss nur selten zu sehen, obwohl er mehrere Male in Leopoldskron zu Gast war.

Nach dem Essen gab es meist Vorträge oder Dis-

Situation 1950: Der Künstler geht ins Publikum! Im Rahmen der Kulturwoche finden drei originelle Demonstrationen junger Kunst statt. Am 20., 22. und 24. November um 19 Uhr präsentieren je drei junge Künstler, ein Komponist, ein Dichter und ein Graphiker, ihre Werke im

Modenhaus Metropol, Wien, I., Wollzeile.

Die Anregung stammt von dem Bühnenbildner Max Meinecke. Die drei Künstler-Trios sind: Robert Schollum, Reinhard Federmann, Karl Kreuzberger; Josef Garal, Walter Toman, Paul Flora; Paul Kont, Christine Busta, Kurt Moldovan.

kussionen. «Einmal haben wir mit dem Fuchs ein eigenes «Surrealistisches Manifest» verfasst, das hat der Wolfgang Hutter dann vorgelesen. Daraufhin ist eine wilde Diskussion entstanden, hauptsächlich mit dem Georg Eisler, der war Expressionist und ist dadurch in einem anderen Lager gestanden.»

1949 bewirbt sich Janschka um ein Stipendium. Er will in die USA. «Da war ein Mr. Sloane, dem haben wir unsere Arbeiten geschickt, die Maria Bilger, der Kurt Moldovan und ich.» Fritz Janschka hat Glück, er wird der Empfänger des Dreitausend-Dollar-Stipendiums. Im selben Jahr noch geht er nach Bryn Mawr bei Philadelphia, um dort seine Arbeit auf dem Mädchen-College zu beginnen.

«Im ersten Semester hab' ich kaum Englisch gekonnt», erinnert er sich heute. «Im zweiten haben wir uns dann einen alten Nash gekauft und sind drei Monate lang kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten gefahren. Da hab' ich erst den Unterschied zwischen Europa und Amerika gemerkt: Während man in Europa für jeden Schritt ein amtliches Papier gebraucht hat, wurde man in Amerika nicht einmal gefragt, wenn man von Boston nach San Franzisko gereist ist.»

Es ist ein Land nach seinem Geschmack. Janschka und seine Frau beschliessen, für immer drüben zu bleiben. Im Sommer 1972 ist er für einige Zeit wieder einmal nach Wien gekommen. Zu Besuch. Und als ihn Schmeller beim Videotape-Interview im «Zwanz'gerhaus» fragt, was er für das persönlich Interessanteste in diesen Jahren von 1945 bis 1949 gehalten hat, gibt er zur Antwort: «Das Interessanteste war, dass ich damals ein absolutes Lebensgefühl gehabt habe, das Gefühl, dass ich etwas forme, dass ich an etwas teilnehme, was ich noch nie gespürt habe. Wir hatten etwas gefunden, das wir vorher nicht kannten – weil es eben verboten war. Unser Leben war auch eine Aktion gegen das, was wir vorher hatten – ein Befreiungsakt. . .»

Und persönlich hat ihn damals am meisten beeindruckt, dass «die Leute meine Bilder gekauft haben, dass ich plötzlich für die Öffentlichkeit etwas bedeutet habe».

Wiewohl immer schon ein Liebhaber und Förderer der modernen Kunst, wurde es Alfred Schmeller – promovierter Kunsthistoriker, Dissertationsthema: «Die Kirche von Heiligenkreuz und die Baukunst des zwölften Jahrhunderts» – doch manchmal zuviel.

«Da war einmal eine Schauspielertruppe in Wien – Deutsche und Amerikaner, Pantomimen oder Ähnliches. Die haben einfach von meiner Wohnung Besitz ergriffen. Sie haben hier geprobt, Kostüme geschneidert, gegessen und geschlafen. Und wenn ich nach Hause gekommen bin, haben sie mich in eine Ecke meiner Wohnung geführt und haben gesagt: ‚So, hier setzt du dich nieder, aber stör uns bitte nicht, wir haben noch zu arbeiten!‘»

Schmellers Wohnung in der Baumannsgasse, Wien 3, war damals ein beliebter Treffpunkt für Künstler mit kalten Ateliers und durstigen Zungen. Es gab einige solcher Domizile, in denen sie sich in den Nachkriegsjahren besonders geborgen fühlten, so etwa das Atelier des Bühnenbildners Max Meinecke – er ist wenige Tage vor diesem Interview gestorben,

Anfang November 1972; er war ein guter Freund Schmellers, die beiden hatten bei ihrem letzten Zusammensein noch Pläne für die Zukunft geschmiedet, dann war Meinecke plötzlich einem Herzinfarkt erlegen . . .

Die Wohnung Schmellers war meist geheizt; ausserdem suchte Schmeller schon von sich aus die Gesellschaft jener Künstler, die sich zur Avantgarde zählten, wie man das damals nannte. Nachdem er 1941 im Krieg seinen Arm verloren hatte, begann der gebürtige Erlanger sein Kunstgeschichte-Studium – ein Semester in Berlin, das nächste in Wien, dann wieder Berlin und so weiter. Als der Krieg im April 1945 zu Ende gegangen

Der meßbare Erfolg (Nachdruck erwünscht!)

Die Internationale Herbstausstellung des Art-Club haben sich vom 7. Oktober bis 12. November weit über 8000 zahlende Besucher angeschaut. Damit ist sie die meistbesuchte Ausstellung lebender Künstler in diesem Jahre . . .

Im Rahmen der Ausstellung fanden vier Vorträge mit anschließenden Diskussionen statt. Am 20. Oktober 1950 leitete Professor A. P. Gütersloh eine Veranstaltung ein unter dem Thema: »Künstler sprechen über sich«, am 24. Oktober sprach Schriftsteller Hans Weigel über »Kritik der Kunst — Kunst der Kritik«, am 31. Oktober sprach Professor Otto Mauer über das Thema »Verurteilt die Kirche die moderne Kunst«, am 28. Oktober sprach Dozent Dr. Viktor Frankl über: »Was sagt der Psychiater zur modernen Kunst?« und am 10. Oktober Professor Dr. Maurice Besset über »Neue Kunst in Paris 1950«. Bei diesen Vorträgen waren durchschnittlich 400 Zuhörer anwesend.

Aus den »Mitteilungen Nr. 4 des Art-Club, Unabhängiger Internationaler Künstlerverband Österreichs«, vom 15. November 1950

war, sass Schmeller gerade wieder einmal in Wien. Und so blieb er gleich da, wurde Kunstkritiker, später Landeskonservator für das Burgenland. Und seit 1969 ist er Direktor des »Museums des 20. Jahrhunderts« hinter dem Südbahnhof.

Damals, Herbst 1945, schreibt er noch an seiner Doktorarbeit. Da er sich dabei an der Baukunst des zwölften Jahrhunderts allmählich zu übersättigen begann, suchte er bei modernen Künstlern Entspannung. Leider kannte er keine, und so ging er einfach in die Akademie und erkundigte sich.

«Ich habe mich an den Vorsitzenden der Hochschülerschaft gewandt, das war damals Claus Pack, der Assistent des Rektors Boeckl. Ich hab' mich vorgestellt, dann hab' ich ihm gesagt, ich interessiere mich für junge Künstler, Maler und Bildhauer, ob er mich nicht mit dem einen oder anderen bekannt machen kann.»

Claus Pack sieht den Besucher misstrauisch an; dann lacht er und führt ihn in sein Atelier. «Daran kann ich mich noch deutlich erinnern: Es war ein sehr grosses Atelier, und alles war voller Bilder. Die Bilder waren allesamt in einem sehr kräftigen Blau gehalten.»

So kommen die ersten Kontakte zustande.

«Der nächste, den ich kennengelernt habe und der damals in meiner Nähe, im dritten Bezirk, gewohnt hat, war Kurt Moldovan; danach kam schon Max Meinecke, gleichfalls ein Nachbar von mir.»

Der dritte Bezirk war zu dieser Zeit überhaupt eine Art Nest für heranwachsende Künstler: Qualtinger war hier aufgewachsen, und dann gab es noch das Rabenhof-Atelier des Bildhauers Leinfellner, das besagter Qualtinger bevorzugt frequentierte.

«Qualtinger hat damals die Wirtshäuser des dritten Bezirks unsicher gemacht. Zusammen mit dem Schauspieler Rudolf Rhomberg hat er Stegreifspiele inszeniert: Zwei Gäste streiten sich. Die Leute haben immer sehr gestaunt, weil die Streitereien und Beschimpfungen durchaus echt gewirkt haben.»

Bekannt für wilde Feste war der Sohn des Malers Zülow. In seinem Atelier in der Porzellangasse trafen einander die Maler, Literaten und Schauspieler; von den letzteren erinnert sich Schmeller an Erni Mangold und Inge Konradi, die spätere Frau des Bildhauers Wander Bertoni; an Literaten waren da hauptsächlich Milo Dor und Reinhard Federmann.



Akademiegschnas. Links: Judith Holzmeister, daneben: Inge Konradi und Heinz Leinfellner.

Und eben die Künstler des späteren Art-Clubs.

Es war entweder exotisch – «Einmal kam ein langer Neger mit seinen Trabanten und nahm die Räumlichkeiten für sich und seinen Hofstaat in Anspruch» – oder chaotisch: «So etwa sperrte man, nachdem man eine Nachbarswohnung besetzt hatte, die Besitzerin auf den Gang und tat so, als würde man unterdessen ihre Wohnung zertrümmern.»

Das Besetzen fremder Wohnungen war damals überhaupt eine beliebte Praxis unter den Künstlern: Qualtingers Meisterstück war es, in eine Nachbarswohnung vom Fenster her einzudringen – er hatte sich zu diesem Zweck über die Dachrinne entlang der Fassade vorgearbeitet. Qualtinger wog damals allerdings nur knapp sechzig Kilo.

Die Schauplätze wurden auch innerhalb einer Nacht häufig gewechselt. «So ist es mir einmal passiert, dass ich gegen Mitternacht bei einer solchen

Party eingeschlafen bin. Und als ich bald danach wieder erwachte, waren auf einmal völlig andere Leute um mich herum.»

1947 nahm das Festefeiern solche Formen an, dass man beschloss, es nach aussen zu verlegen: die ersten Gschnasfeste kamen in Gang. «Da war ein riesiges Fest im Konzerthaus. Max Meinecke hatte die Dekorationen gemalt, die Besucher mussten maskiert kommen. Damals sah man die phantastischsten Masken: So hatte sich zum Beispiel Fritz Janschka als Hermaphrodit verkleidet – links war er ein Mann, rechts eine Frau.»

Auf der Bühne hatte man einen riesigen Apparat installiert, eine Art Guillotine, von der immer wieder neue Bilder herunterfallen sollten; aber das Ganze hat dann leider doch nicht so funktioniert, wie es geplant war. . .

In diesem Stadium war Schmeller noch immer nicht Mitglied des Art-Clubs – als Kunsttheoretiker



Vorbereitung zum
Akademiegaschnas.

gehörte er zu den Satelliten der eigentlichen Künstlergarde. Er beobachtete das Geschehen, schrieb leidenschaftliche Hymnen auf die Moderne und schlug sich mit Gegnern herum.

«Einmal war ein Vortrag in der Eschenbachgasse, im Ingenieur- und Architektenverein, geplant: ‚Über die Verirrungen in der modernen Künste Da hat ein Herr vom damaligen Unterrichtsministerium Licht-

bilder über moderne Malerei gezeigt, die er samt und sonders als Perversionen hingestellt hat. Zu guter Letzt hat er dann auch noch Gütersloh und die Mannschaft des Art-Clubs persönlich attackiert.»

Der Saal war vollbesetzt – von Vertretern beider Parteien. «Ich sass neben dem Kunstkritiker Jörg Lampe, dann war da der Carry Hauser, ferner der

Bruder vom Hutter, der Heribert Hutter – heute Kustos an der Akademie – und ein junger Student, den ich dann aus den Augen verloren habe. Alles übrige war eine Versammlung von Kommerzialräten und Wirtschaftskapitänen.»

Schon während des Vortrags murrte und knurrte Kunstkritiker Lampe – Schmeller kann ihn nur mit Mühe zurückhalten. Zum Abschluss zeigt der Vortragende die Liste der Ehrenmitglieder, wie sie im ersten Art-Club-Katalog zu finden ist: erlauchte Namen von Dr. Otto Benesch (Direktor der Graphischen Sammlungen Albertina) bis zu Hofrat Prof. Dr. Alfred Stix (Generaldirektor der österreichischen Museen): «Das sind die Herren», meint der Abgesandte des damaligen Unterrichtsministeriums anklagend, «die solche Perversitäten nicht nur dulden, sondern sogar fördern!»

Nun springt Schmeller auf und verlangt den Abbruch des verhetzenden Vortrages. Er fordert stattdessen eine Diskussion. «In diesem Augenblick ist der Heribert Hutter vorgelaufen, um die Diskussion einzuleiten. Der Vorsitzende glaubt, attackiert zu werden, und schreit um Hilfe.»



Es beginnt eine Saalschlacht. «Den Heribert Hutter haben sie hinausgetragen. Auf mich sind sie auch losgegangen – ich hab' mich verteidigt, so gut es ging. Dem Lampe haben sie eine Watsch'n offeriert, worauf er weiss geworden ist wie die Wand und ei-

nen Wutanfall gekriegt hat. Der Einzige, der die Situation erfasst hat, war der Carry Hauser.»

Hauser macht etwas, das zunächst nach Verrat aussieht – er rennt davon. Aber er tut dies nur, um die Polizei zu holen: «Die sind sehr schnell gekommen. Und wir haben ihnen auch gleich gezeigt, wer von den Herrschaften mit dem Prügeln begonnen hat.»

Schläger und Geschlagene werden zum Polizeikommissariat beim Burggarten gebracht. Es folgen lange Verhöre. Und wieder ist es Carry Hauser, der als erster die Szene verlässt: «Ich bin Professor Carry Hauser und bitte als erster vernommen zu werden.» Er rast zur APA, der «Austria Presse Agentur», und erzählt dem diensthabenden Redakteur die Geschichte. – Am nächsten Tag erscheint der Text bereits in allen Zeitungen.

«Diese Sache kam uns sehr gelegen, denn wenige Tage später wurde der ‚Strohkoffer‘ eröffnet, und dafür war eine Sensation wie diese gerade das Richtige!»

Der «Strohkoffer», jenes an anderer Stelle bereits beschriebene Kellerlokal im Haus der Loos-Bar, wird von den Gästen sofort als «Art-Club» identifiziert – wiewohl es die Maler dieser Vereinigung auch nur als Gäste beherbergt. Der Andrang ist gross, man gibt Mitgliedskarten aus. – «Damals glaubten viele, die eine solche Karte bekommen haben, sie seien damit schon Mitglied des Art-Clubs.»

Schmeller selbst wurde wegen seiner Verdienste 1950 in den Art-Club aufgenommen. Ein Jahr später wurde der «Strohkoffer» eröffnet, 1952 war es mit dem eigentlichen Art-Club fast schon zu Ende – man hatte sich zerstritten. «Bei einer Sitzung in der Landstrasse wurden alle bis dahin latenten Gegensätze plötzlich manifest. Die Animositäten zwischen «Abstrakten» und «Surrealisten», zwischen Malern und Bildhauern kamen plötzlich zum Ausbruch.»

Jedenfalls zeigen sich die ersten Auflösungserscheinungen, und dies ausgerechnet zu einer Zeit, da die Öffentlichkeit langsam vertraut wird mit den Absichten und Arbeiten der Modernen: So hatte es Schmeller zum Beispiel verstanden, die Kritiker so

weit zu bringen, dass sie sich wenigstens die Argumente der Betroffenen anhörten: «Wir haben vierzehntäglich an Samstagvormittagen die Zeitungskollegen in den ‚Strohkoffer‘ zu belegten Brötchen und Wermut eingeladen und mit ihnen geredet – das allein hat schon viel zum Verständnis beigetragen.»

Die führenden Kunstkritiker in Wien waren damals der schon erwähnte Jörg Lampe, Johann Muschik («Er war uns ein lieber Freund, aber seine Devise war doch immer noch: ‚Der Künstler selbst versteht am wenigsten von seinen Arbeiten – dazu ist der Kritiker da!‘»), dann der progressive Arnulf Neuwirth («Abu Nif» im PLAN), Karl Maria Grimme und ein Fräulein Helfgott von der «Arbeiterzeitung».

Schmeller selbst schrieb erst später Kunstkritiken, dann aber sehr intensiv für den «Kurier»; damals beschränkte er sich auf gelegentliche Beiträge im «Strom», einer sozialistischen Studentenzeitung, die von Robert Stern geleitet wurde.

Auch Schmeller hebt hervor, dass in jener Zeit die eigentliche Kunstförderung in der Hauptsache durch Viktor Matejka, den einstigen kommunistischen Stadtrat, erfolgt wäre. Und obwohl der Art-Club und seine Mitglieder nach und nach endlich Anerkennung fanden, oder vielleicht gerade darum, verfiel diese Vereinigung zu Beginn der fünfziger Jahre zusehends. (Schmeller-Artikel aus dieser Zeit: «Es bröckelt im Gebäck des Art-Clubs».) Als nichts mehr zu retten war, beschloss man, den Art-Club zu liquidieren.

«Damals ist der Wolfgang Hutter – der Kassier war – zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Du, wir haben da noch in der Kasse siebenhundert Schilling. Die heben wir jetzt ab und machen damit ein Abschiedsfest beim Heurigen.‘»

Und so geschieht es auch. Hausner zu Schmeller: «Und bei diesem Heurigen hast du die Grabrede gehalten und hast den einzelnen Künstlern in einer ungeheuer eindrucksvollen und liebenswürdigen Weise gesagt: ‚Und *das* hab’ ich von *Dir* gelernt, Mikl. Und

von *Dir*, Leinfellner, hab’ ich *das* gelernt. . .‘ Er hat jeden einzeln mit Namen aufgerufen und sich bedankt. Und plötzlich hör’ ich, wie der Muschik leise sagt: ‚A so a Bledsinn, wie kann scho a Kritiker von an Künstler was lernen.‘»

Spaltung im Wiener Art-Club

Wie wir von gut informierter Seite erfahren, ist im Verlaufe einer kürzlich unter Sturmzeichen abgehaltenen Sitzung der Wiener Sektion des ursprünglich als internationale Vereinigung gedachten Art-Clubs ein Versuch unternommen worden, die österreichische Gruppe völlig unter die Leitung einiger bekannter Akademieprofessoren zu stellen. Die Maler Edgar Jené, Arnulf Neuwirth, Rudolf Pointner sowie der Schriftsteller und Herausgeber des »Plan« Otto Basil haben daraufhin mit der Begründung, daß der Osterreichische Art-Club nunmehr, wie dies im Verlaufe der Besprechung auch von einem Akademieprofessor formuliert wurde, eher ein Konkurrenzunternehmen zur Sezession und zum Künstlerhaus darstelle, somit also seinen kosmopolitischen Charakter weitgehend eingebüßt habe, ihren Austritt erklärt. Die der »Plan«-Gruppe nahestehenden Künstler werden in allernächster Zeit in einer angesehenen Wiener Galerie eine eigene Ausstellung unter der Devise: »Die Farbe des Menschen ist Freiheit«, veranstalten.

Welt am Abend, 28. Februar 1948

Schmeller: «Wenn ich das ergänzen darf: Der Meinecke war vor vierzehn Tagen, am Nationalfeiertag, das letzte Mal vor seinem Tod mit seiner Frau hier im Museum. Da haben wir über die alten Zeiten geredet. Zwei Stunden lang. Und er hat mir erzählt, dass er seine Staatsbürgerschaft wiederbekommen hat und dass er nun wieder voll arbeiten möchte. Ich hab’ gesagt: ‚Max, ich freu mich sehr! Der Piplitz ist doch Puppenspieler, und du wirst für uns arbeitens. Dann haben wir beim Piplitz noch eine Flasche Wein getrunken, und da hab’ ich dem Max gesagt: ‚Schau, ich muss immer wieder sagen, was ich von dir gelernt habe. – Ich hab’ von dir gelernt: Verständnis für den

Expressionismus, die ganze Theaterliteratur, die er gehabt hat, Verständnis für moderne Literatur'. . . [Zu Hausner:] Wir haben ja damals nix gehabt! Wenn ich mich erinnere, die ersten Rororo-Bände, die grossen, die wie Zeitungen aufgemacht waren, der erste Hemingway, der aufgetaucht ist: das war damals, 1946, für uns doch eine Offenbarung! Also, ich

Auf einer Wiese sind viel Männer und auch wilte Tiere ein Tier will einen Mann beizen und die anderen Männer sehen das und raufen mit die anderen Tiere. Auf der Wiese ist eine große Rauferei gegen wilte Tiere. Die Tiere sind schon wüdent aber die Männer geben nie nach und sie murren schon auf ein mal kommen viel wielte Tiere aber die Männer geben nie nach ein Man hat so ein wiertes Tier getötet, auf ein mal kommen alle wielten Tiere auf den Mann zu mit verbiserne Zehne aber die anderen Männer kommen mit Mässern zu und stechen alle Tiere aber auf zwei nicht weil die zwei andere geholt haben sie nichts genommen. Sein Mann hat andere Männer geholt aber die Männer haben sich nicht gefürchtet.

Blau ist der Himmel. Die Wiese ist Dunkelgrün. Das gefehlt mir sehr gut. Da flogen jammernde Leute in die Höhe. Ihnen muß was geschehen sein. Sie hatten keine Kleider an. Die Leute bildeten einen Baum mit Ästen. Ich glaube es sind Fabriksverletzte. Sie schließen sich dicht zusammen. Sie gaben die Hand empor. Sie rufen um Hilfe. Sie haben wahrscheinlich schmerzen.

Schüleraufsätze zu einer Komposition von Susanne Wenger

möchte schon sagen, dass ich jedem Einzelnen dankbar war, denn ich habe tatsächlich von diesen Leuten damals sehr viel bekommen!»

Was Schmeller an diesen späten vierziger Jahren noch immer begeistert, ist die Kameradschaftlichkeit unter den Leuten, die sich da zusammengefunden hatten. «Um heute privat an jemanden 'ranzukommen, muss erst telefoniert und geschrieben werden, und dann klappt's meist doch nicht. Damals ist man einfach bei der Tür hereingekommen, hat sich niedergesetzt und mit dem anderen geredet.»

Dass dieses Verfahren, wie im Fall der Schauspielertuppe «Setz dich in die Ecke, und sei still!» auch seine Nachteile hat, will Schmeller keinesfalls leugnen. Aber Geschichten wie diese passierten selbst damals nicht alle Tage.

Rudolf Hausner war zur Zeit der Art-Club-Gründung über das jugendliche Alter schon hinaus. Er hatte (1931) als Wunderkind bereits sechzehnjährig mit Auszeichnung maturiert. Um in die Akademie aufgenommen zu werden, musste seine Mutter für ihn beim Stadtschulrat von Wien ein Gesuch einreichen. Das Ansuchen wurde bewilligt, und so wurde Hausner im Winter 1931/32 Schüler bei Professor Fahringer, zugleich mit der späteren Surrealistin Susanne Wenger.

Was er dort lernte, mündete in eine Malart, die so gar nichts mit seiner heutigen akkuraten Technik zu tun hatte: Er bevorzugte breite Pinsel und wühlte damit in den Farben, als wolle er's dem van Gogh nachmachen.

1938 kam dann die Reichskulturkammer auch nach Wien und bestimmte, wer von nun an wie und was zu malen habe.

«Da war ein Maler», erinnert sich Rudolf Hausner heute, «der hatte die österreichischen Künstler hinsichtlich ihrer Gesinnung und ästhetischen Programme zu untersuchen gehabt. Vor seiner Kommission standen die Künstler Schlange. Wenn sie dranwaren, mussten sie ihre Bilder zeigen und durften dann wieder nach Hause gehen. Tage später haben sie erfahren, wie diese Jury schliesslich befunden hatte.»

Für Hausner lautete das Urteil: Ausstellungsverbot. Begründung: Seine Bilder seien zu französisch-dekadent.

Aber zum Malen kommt Hausner nun sowieso nicht mehr – da er zu den Jahrgängen gehört, die den Krieg bereits von Beginn an auskosten durften, rückt er sehr bald ein. 1943 kommt er in die Tatra. Mit drei anderen Soldaten lebt er in einem Blockhaus. Sie sind abkommandiert, einen Schiessplatz zu bewachen.



Rudolf Hausner, Ende der vierziger Jahre.

«Es war ein sehr angenehmes Kommando, kein Kasernendrilla, keine Kämpfe. Ich war froh, als eine Art Hausmeister die Papierln mit einem Stecken auf-sammeln zu dürfen.»

Die Tatra ist bekannt für ihre oft heftig einsetzenden und lang andauernden Schneefälle. Eines Tages wachen die vier im Blockhaus auf und müssen feststellen, dass sie eingeschneit sind.

«Da wir Selbstverpfleger waren und genügend Lebensmittel im Haus hatten, war die Situation nicht weiter gefährlich. Trotzdem kam sehr bald eine ziemlich gereizte Stimmung auf, unerschwellige Animositäten donnern plötzlich los . . .» Man streitet und brüllt aufeinander ein. Nur Hausner hält sich heraus. Er setzt sich in seine Ecke und starrt auf die Bretterwand: «Ich hab' die Maserung studiert. Und

da sind mir auf einmal graphische Zusammenhänge aufgefallen.»

. . . der bekannte Polonius-Komplex: «Sieht diese Wolke nicht aus wie eine Frau, dahingestreckt . . .»

«Ja, aber dazu kam noch etwas: die gleichen Stellen lieferten verschiedene Bilder, je nach Stimmung und Tageszeit.» Und Zeit fürs Beobachten hat Hausner nun gerade genug. Er entdeckt, dass er über eine Art «inneres Kino» verfügt. Sein Film läuft unentwegt. Einmal sieht er Menschengestalten um ein Astloch kreisen, dann wieder Tiere oder ein Stück bewegter Landschaft.

Nachdem sie aus ihrem Schneegefängnis befreit worden sind, kommen sie zur Regenerierung in die Kaserne von Malacky. Dort gibt es keine Bretter



Gustav C. Beck brachte die Idee des Art-Clubs nach Wien.

mehr, auf deren Maserung Hausner starren könnte; also befestigt er über seinem Bett eine Landkarte.

«Damit ging es genauso gut. Auch hier wieder: Schraffierungen, Linien und Farbmuster, die ich mir zu Bildern aus meinem inneren Kino' zurechtkomponierte.» Damals weiss er noch nicht, dass diese Projektionstechnik schon zwanzig Jahre vorher von den französischen Surrealisten benutzt wurde.

Als er wieder abgerüstet hat, 1945, sitzt er daheim in seinem Wiener Atelier und malt Bilder fertig, die er vor dem «tausendjährigen Reich» begonnen hatte. Er tut dies ziemlich lustlos – ihn berühren die alten Bilder so wenig wie der Schnee vom vergangenen Jahr. Selbst der Schnee um die Blockhütte in der Tatra.

Da fällt sein Auge auf ein Bild, das mit dem Kopf nach unten an der Wand lehnt. «Auch hier entdeckt mein Tatrablick auf einmal Dinge, die ich vorher noch nicht gesehen hatte» – und dies nun sogar auf den eigenen Bildern.

Hausner legt den groben Pinsel weg und arbeitet fortan nur noch mit Pinseln, die dünner sind als jene, mit denen Frauen ihre Nägel lackieren. Und auch sein Themenkreis ändert sich: Ab nun sind es nur noch Bilder aus der Serie «Inneres Kino»: Hausner wird Surrealist.

Er tritt damit in die Gemeinde jener Maler ein, die sich nach dem Krieg in Wien mit dem Surrealismus befassen: Edgar Jené, Susanne Wenger, Ernst Fuchs, Fritz Janschka, Wolfgang Hutter.

Bei der Gründungsversammlung des Art-Club ist Hausner anwesend. «Wir trafen uns im Gütersloh-Atelier. Da war ein fremder Herr, Gustav Carl Beck mit Namen. Der war gerade aus Rom gekommen und hatte dort den italienischen Art-Club kennengelernt. Gütersloh ist ganz begeistert von der Idee, nun auch in Wien eine solche Vereinigung zu gründen – damit würde sich eine Internationale der Moderne etablieren, die aus der provinziellen Enge herausführte.»



Jitterbug . . .

Man lernt einander kennen, die Maler sortieren sich allmählich nach Stilrichtungen, manche kommen überhaupt erst jetzt darauf, wie sie in Hinkunft malen werden.

Zum Beispiel Gustav Carl Beck, der bislang religiöse Themen bevorzugt hat – Jesus am Kreuz, Marienmotive und so weiter. «Da hatten wir für eine Ausstellung in der Grünangergasse eine Vorbesichtigung – das war im Atelier vom Janschka, drüben in der Brigittenau. Na, und da kommt der Gustav Beck mit seinen religiösen Bildern, und der Gütersloh war ganz verzweifelt.»

Der Art-Club-Präsident steht eine Weile lang sinnierend vor der Schar der gemalten Heiligen, dann dreht er sich um und sagt mit gütiger Stimme zu Beck: «Sagen Sie, Herr Beck, könnten Sie nicht einmal versuchen, abstrakt zu malen?»

«Und das hat der Gustav Carl so ernst genommen, dass er tatsächlich angefangen hat, abstrakt zu ma-

len. Lange danach gibt der Gütersloh ein süßes Bonmot von sich: ‚Das werde ich mir nie verzeihen, dass ich ihm diesen Einfall eingegeben habe!‘»

Beck, der heute in der Stadt der Volkswagenwerke, in Wolfsburg, lebt, war damals auch nur einer unter vielen, die sich der gegenstandslosen Malerei verschrieben hatten. Die Abstrakten beherrschten international das Feld. «Die Marshall-Plan-Kunst ist ausgebrochen!» hiess es damals unter den Malern. Denn zugleich mit den wirtschaftlichen Hilfen aus den USA kam auch jene Kunst über Europa, die zu dieser Zeit auch nicht mehr gerade taufersch war, die aber doch durch ihr thematisches Vakuum nicht viel ideologischen Schaden anrichten konnte.

Die totalitären Staaten der frühen vierziger Jahre hatten künstlerisch im Gegenständlichen geschwelgt: Deutschland liess seinen Volksgenossen blonde Bauernmädchen in die guten Stuben liefern,



»Arme Künstler«:
Arnulf Rainer und
Ernst Fuchs.

die UdSSR-Künstler beschränkten sich auf die Anfertigung von «Helden der Arbeit» für ihre Helden der Arbeit.

Auf solche Typen wollte man nun verzichten, also schüttete man das Kind mit dem Bade aus und verbannte das Gegenständliche überhaupt aus der Malerei. Das Abstrakte wurde zur Rekonvaleszenz-

Droge für die europäische Nachkriegsgesellschaft. Man fiel von einem Extrem ins andere.

«Und bei uns Surrealisten – das ist vielleicht der tiefere Grund, warum wir damals so wenig Anerkennung fanden – war eben ein Auge noch ein Auge und eine Nase eine Nase!»

Es gab sogar einmal jemanden, der vor den Bildern eines Brauer und eines Fuchs in den Ruf ausge-

brochen ist: «Aber das ist doch reine Nazi-Kunst!» – was natürlich allein schon angesichts der Herkunft dieser beiden Maler absurd ist.

«Jedenfalls war man damals so kurzsichtig, etwas Gegenständliches in einem Bild sofort als Nazi-Attitüde zu qualifizieren.» Der Sorgen gab es damals also für die Surrealisten genug, und so ist es wohl verständlich, wenn gerade sie bei den diversen Feten unter den Stammgästen zu finden sind.

Hausner erinnert sich an «drei Schweizer Maharradschas», bei denen er und seine Glaubensbrüder oft Asyl gefunden hatten: «Der Hegner, der Grossmann und der Wildbolz, drei Söhne aus sehr wohlhabenden Schweizer Familien . . .»

Zum «besseren Austoben» waren die drei also von ihren Patriziervätern nach Wien geschickt worden. Hier begann jeder, sich einen kleinen Hofstaat einzurichten, das heisst, sie versammelten die hungrigen Künstler Wiens um sich und spielten mit ihnen Marshall-Plan-Hilfe.

«Ich kann mich erinnern: Wenn man zu dem Hegner zum Frühstück gekommen ist, ist da schon der Qualtinger gegessen; dann ist der Fuchs gekommen, und bald war die ganze Wohnung voller Künstler . . . Und je nachdem, wie rasch sie sich sättigen konnten, sind sie nach einiger Zeit aufgestanden, sind irgendwas dichten oder malen gegangen und dann ent-

weder zur Jause oder auch schon zum Mittagessen wieder erschienen. Und am Abend waren sie oft auch noch da. Und das ist dann meist bis in die Nacht hinein so gegangen . . .»

Toni Hegner etwa – sein Domizil war damals in der Lammgasse, Wien 8 – hatte mit seinem Taschengeld alle Gäste freigehalten. Wenn er mit dem Regalieren nicht mehr nachgekommen ist, hat er im Hotel de France angerufen und Verstärkung und Nachschub kommen lassen.

Solche Abfütterungsstationen waren für die Künstler damals besonders wichtig: «Wir hatten ja kaum etwas zu essen. Mit dem Trinken war es leichter – zu einer Flasche Wein oder Slibowitz ist man bald gekommen. Aber zum Essen hat einem keiner eingeladen!»

Langsam und allmählich besserten sich die Verhältnisse; selbst die Surrealisten konnten da und dort ihre Arbeiten verkaufen. Es gab Geld, man konnte sich was zu Essen und Kohle für den Winter kaufen.

Und dann wurde irgendwann einmal die «Wiener Schule» geboren, das Wort «Surrealismus» sank zum kunsthistorischen Begriff ab. Heute führt Hausner Millionen-Aufträge aus, Brauer kann goldene Schallplatten auf sein Grammophon legen, Fuchs ist ein beehrter Werbe-Propagandist, Lehmden Schlossbesitzer im Burgenland; und Hutter kann auch nicht gerade klagen . . .



Hans Weigel. Oben: In den vierziger Jahren, unten: heute.



Wohnadresse: Café Raimund

HANS WEIGEL

Als Hitler nach Österreich kam, gab es nicht wenige, die das Land bei Nacht und Nebel verliessen, um – meist ohne Visum – anderswo Schutz zu finden. Wenn sie nach 1945 zurückwollten, geschah das risikolos, denn: Wem passiert schon etwas, der nach Hause will?

Bei Hans Weigel war es gerade umgekehrt: Er emigrierte 1938 höchst legal in die Schweiz; aber als er dann 1945 zurück nach Wien wollte, gab es Schwierigkeiten. Wie immer bei Weigel ging es auch hier prompt und pünktlich zu: Kaum waren die Nazis an der Macht – schon sass Weigel im Zug und fuhr nach Zürich.

Morgenstund hat Gold im Mund – und so war Weigel einer der wenigen, die noch ohne Visum in die Schweiz einreisen durften. Im April 1938 hat man dort bereits den Visumzwang eingeführt. Nach Zürich wollte Weigel, weil er ein Jahr davor diese Stadt besucht hatte. Vom dortigen Schauspielhaus ungeheuer angetan, beschloss er nun: Wenn's schon nicht Wien sein kann, soll's wenigstens Zürich sein!

Aber Zürich ist es dann doch nur ein paar Monate geblieben. Er bearbeitet Stücke für das Zürcher Schauspielhaus und übersiedelt noch im Herbst 1938 nach Basel, wo er bis zum Kriegsende bleibt.

«Es gab da mitunter arbeitsrechtliche Schwierigkeiten – man hat von Ausländern Arbeitsbewilligungen verlangt. Auch von Schriftstellern. Ich hab' sie meist bekommen.» Wo es nicht gelang, hat Hans Weigel sich anders geholfen. Zum Beispiel mit Pseudonymen, wie etwa «Florestan»: «Ein ungeheuer anspruchsvolles Pseudonym, wenn man bedenkt, dass ich ja kein schmachsender politischer Gefangener war!» Mit «Florestan» signiert er vornehmlich im «Nebelspalter», der satirischen Zeitschrift.

Auch dänische Namen benutzt er gerne, Christiansen, Hansen oder Ähnliches – dies hauptsächlich für Kurzgeschichten, die dann meist in dänischem Milieu spielen, «um den Verdacht abzulenken». Diese Pseudonyme verwendet er auch für jene



Überreste . . .

Stücke, die während seiner Emigration in der Schweiz aufgeführt werden.

Eine dauerhafte Beziehung ergibt sich aus seiner Arbeit für den «Kaktus», ein – wie in der Schweiz üblich – vazierendes Kabarett. Dort wird er Konsulent. Und für seine Tätigkeit am «Kaktus» muss er dann auch eine Arbeitsbewilligung erbringen.

«Das war ein ziemlich mühsamer Amtsweg, aber ich hab' die Bewilligung dann doch gekriegt.»

«Für den «Kaktus» schreibt er viel und Bissiges. «Zum Beispiel war da eine Nummer von mir, in der damaligen Situation sogar recht gewagt, ein ‚Requiem auf das Dritte Reich‘, bereits Ende 1944: Eine Trauergesellschaft, die bewegten Herzens Abschied nimmt und sich bei den Führern des Dritten Reichs bedankt für den satirischen Stoff, den diese ihr zeit lebens geliefert haben.»

Mit Blick in die Zukunft hat er damals Kabarett

geschrieben, mit Blick in die Zukunft noch in den Schweizer Jahren bereits für das Nachkriegs-Österreich Literarisches produziert.

«Als ich nach 1945 in Wien wieder zu arbeiten begonnen habe, dachte ich: ‚Na, jetzt müssten eigentlich überall die Schreibtischladen aufgehen, und die jungen österreichischen Autoren werden ihre Manuskripte hervorziehen, die sie während des Krieges geschrieben haben‘ – aber es zeigte sich, dass zwischen 1938 und 1945 bis auf den George Saiko und mich kaum jemand etwas produziert hatte! Und was von mir kam, befand sich nicht einmal in einer Schreibtischlade, sondern in einem Rucksack!»

Kaum war der Krieg zu Ende, macht sich Hans Weigel, zusammen mit seiner damaligen Frau, der Schauspielerin Udi Ramlo, auf den Weg nach Wien – mit je einem Rucksack, dem Gepäck für die Zukunft.

«Da waren alle Manuskripte drin, die ich in der Schweiz für den Start in Österreich verfasst habe: Manuskripte zu einem Roman ‚Der grüne Stern‘, zu einer Novelle: ‚Das himmlische Lebern, Theaterstücke wie ‚Barabbas‘ und ‚Angelicas‘»

Die Rückkehr nach Österreich vollzieht sich abenteuerlich. «Ich hatte Kontakte zu einer Gruppe, die Heimkehrer wie mich mit einem Merkblatt versehen haben – da ist dringestanden, was wir alles mitnehmen sollten an Dokumenten und Impfscheinen. Es wurde uns geraten, uns gegen Typhus impfen zu lassen. Und dann war sogar genau der Weg beschrieben, den wir nehmen sollten – das war eine Stelle zwischen St. Margareten in der Schweiz und Höchst in Vorarlberg: Da verlief ein Kanal, den sollten wir entlanggehen, und dann käme irgendwann rechts ein Stacheldraht, und wenn wir darunter durchkriechen, sind wir auch schon in Österreich.»

In Vorarlberg melden sich Weigel und seine Frau bei einer empfohlenen Adresse; dort wird ihnen bescheinigt, dass sie offiziell in Österreich Aufenthalt genommen haben.

Die Reise – einen Zug zu bekommen war damals ja ein nicht kalkulierbares Vorhaben – geht in Etappen weiter über Tirol, Salzburg nach Linz. Hinter Linz, an der Demarkationslinie, werden sie aufgehalten und zurückgeschickt. Weigel geht wieder nach Salzburg, wo er bis zum Oktober wartet. Endlich klappt der Einzug in Wien.

«Ich habe da sofort mit einigen Freunden Kontakt aufgenommen und war auch dann sehr bald mittendrin im Wiener Kulturleben.»

Bereits zu Weihnachten 1945 erscheint sein erstes Buch bei Alfred Ibach: die Novelle «Das himmlische Leben». Die Saat geht auf, der Inhalt seines Emigranten-Rucksacks erreicht das Publikum, für das er gedacht war: das Theater in der Josefstadt bringt Weigels «Barabbas», im Jahr 1946 erscheint im Wiener Verlag sein «Grüner Stern». – Zu dieser Zeit schreibt er bereits ständig für Wiener Zeitungen Theaterkritiken und Feuilletons. – «Es war ein Start wie im Lesebuch – so glatt, so selbstverständlich.»



Der zwanzigjährige Qualtinger

Weigel hat in diesen Jahren einen unstillbaren Hunger nach Theater, nach Kabarett, Ausstellungen, Lesungen – nach allem eben, was die Zeit in Wien damals an Kulturellem bot.

Eines Abends sitzt er im Café Dobner auf dem Naschmarkt. Dieses Kaffeehaus ist für ihn mit Erinnerungen aus der Vorkriegszeit verbunden: Hier war ja die berühmte «Literatur am Naschmarkt» zu Hause, das Kabarett der dreissiger Jahre mit seinem ersten Mittelstück, für das bisweilen auch Jura Soyfer geschrieben hatte, ein Freund Weigels – Soyfer war am 16. Februar 1939 im KZ Buchenwald siebenundzwanzigjährig gestorben: er war Leichenträger gewesen und hatte sich mit Typhus infiziert. Diese «Literatur am Naschmarkt», für die auch Weigel vielfach tätig gewesen war, gab es zwar nicht mehr, trotzdem wurde am selben Ort wieder Kabarett gespielt, aber es war nun nicht sehr gut. . .

«In diesem Café Dobner, in dem scheusslichen Saal ganz hinten, war die Premiere jenes Kabarettprogramms, das ich mir damals nicht pflichtgemäss als Kritiker, sondern aus persönlichem Interesse angeschaut habe.» Am Nebentisch sitzen ein paar junge Leute und stänkern. Das allein ist nichts Bemerkenswertes, aber: «Sie haben es höchst fachkundig getan, auf eine sehr belesene und intelligente Weise.»

Auf der Bühne wird ein Sketch gespielt – eine Satire auf literarische Neutöner –, eine etwas dümmlische Polemik. Die jungen Leute am Nebentisch mokieren sich darüber, es fällt das Wort «Expressionismus».

«Und da habe ich aufgehört – denn solche Worte waren damals, kurze Zeit nach Kriegsende und kultureller Barbarei, keineswegs üblich. Man war also schon glücklich, wenn ein junger Bursche ein Wort wie ‚Expressionismus‘ überhaupt in seinem Vokabular gehabt hat!»

Der «junge Bursche» war Helmut Qualtinger. «Damit hat meine Bekanntschaft mit Qualtinger begonnen – bei einem Kabarettprogramm, das für uns beide qualvoll war.»

Man begegnet einander immer wieder – Weigel und Qualtinger bewegen sich in eng benachbarten Kreisen. «Ich kann mich erinnern, dass er mir als Exponent der damaligen jungen Leute sehr sympathisch gewesen ist.»

Eines Nachts wird Qualtinger auf der Strasse überfallen und mit einem Messer ernsthaft verletzt. «Das hab' ich erfahren – ich weiss heute nicht mehr, ob aus der Zeitung oder über gemeinsame Bekannte.» Weigel beschliesst, Qualtinger an dessen Krankenlager zu besuchen. Er macht seine Adresse ausfindig. Qualtinger wohnte damals in Währing in der Hofstattgasse. «Es war ein zerbombtes Haus, eine halbe Ruine; darin ist Qualtinger nun in seinem Bett gelegen – sehr arm und sehr kläglich.»

Der Kontakt mit Qualtinger führt ins «Studio der Hochschulen», wo auch Michael Kehlmann wirkt. «Diese beiden waren damals ein Gespann wie Dor und Federmann, Kastor und Thieck oder Schlegel und Pollux.»



«Zwillinge»: Reinhard Federmann und Milo Dor.

Weigel lernt Kehlmann bei einem Vortragsabend kennen – «einer Diskussion oder einer Vorlesung von mir, das weiss ich nicht mehr genau jedenfalls war da so ein kluger, gleichfalls schlecht aussehender junger Mann unter den Diskutanten, und das war der Michael Kehlmann».

Selbst Literat, hatte Weigel damals bereits auch eine Reihe junger österreichischer Literaten gekannt. 1948 ist er Zuhörer bei einer Lesung im Keller des Konzerthauses – «jenes Kellers, in dem so vieles begonnen hat, die Kombination Bronner-Qualtinger, also der ‚G'schupfte Ferdl‘, wo Kehlmann sein Theater aufgemacht hat» (und wo es vorläufig endet,

denn das Interview mit Hans Weigel findet gleichfalls im Konzerthaus-Theater statt; Weigel hat Elfriede Ott hierherbegleitet, probt gerade ein neues Programm) –, in jenem Konzerthaus-Theater, das in diesen späten vierziger Jahren noch gar kein Theater

Das Studio der Hochschulen hielt kürzlich einen Diskussionsabend ab, in dessen Verlauf unter anderen Hans Weigel das Wort ergriff. Er wollte, wie er zu verstehen gab, für das Studio eine Lanze brechen, und stellte fest, daß diese akademische Schauspielergemeinschaft Großartiges geleistet habe. Seiner Ansicht nach wäre es jedoch unbedingt notwendig, das Hauptaugenmerk auf Uraufführungen zu legen und begabten jungen Österreichern den Weg in die Öffentlichkeit zu ebnen.

Welt am Abend, 8. Juli 1947

war, sondern irgendein vergessener Keller, fand damals also eine Lesung junger Autoren statt.

«Da hat der Karl Wawra Eigenes gelesen, da wurde Friederike Mayröcker gelesen – sie war dort, ich glaube aber nicht, dass sie selbst gelesen hat – da war etwas vom Herbert Eisenreich . . .»

Das kleine Kellerlokal war nur halbvoll. Aber: «Was damals dort oben auf dem Podium gelesen wurde, fand ich begabter als irgendetwas Erwachsenen innerhalb der österreichischen Literatur dieser Jahre – mit Ausnahme von Lernet-Holenia; den Doderer hat's ja damals nur als Menschen, aber nicht als literarische Figur gegeben.»

An diesem Abend beschliesst Weigel, etwas für Österreichs Nachkriegsautoren zu tun. «Da gab es einen jungen Journalisten namens Günther Winkelbauer. Dem hab' ich gesagt, er soll mir helfen, er würde dafür ein Honorar von der Zeitung bekommen.» Die Zeitung, für die Weigel damals arbeitete, war die «Weltpresse». «Hier habe ich durchgesetzt, dass man einmal eine ganze Seite ausschliesslich mit junger österreichischer Literatur bringt. ‚Junge Dichtung‘, glaube ich, hab' ich's genannt, mit einem kleinen Kasteri von mir, in dem ich die Leute vorgestellt habe. Und da hab' ich auf eine Seite gepresst, was

nur draufgegangen ist: Da war ein bisserl Eisenreich, ein bisserl Hertha Kräfner, Friederike Mayröcker, ein kleines Prosastück vom Jörg Mauthe, den ich damals auch schon gekannt habe, Walter Toman, Ingeborg Bachmann, Christine Busta – also eine ganze Seite bunt zusammengewürfelt –, und das war eigentlich der Beginn jener Aktion für die Jungen.»

Es geht weiter mit Lesungen im Kosmos-Theater. Weigel veranstaltet in diesem nun amerikanisch verwalteten Kino in der Siebensterngasse «Österreichische Abende»: «Da musste auch immer Musik sein, natürlich von jungen Komponisten: Ernst Kőlz, Paul Kont, Gerhard Rühm» – der damals noch nicht schrieb.

Manche der Jungen musste Weigel sich holen, viele kamen von selbst. «Den Federmann, zum Beispiel, hab' ich vom PLAN her gekannt – dort war ein Roman-Fragment von ihm abgedruckt: ‚Weltbürger im Niemandsland‘; und da hab' ich mir den Namen gemerkt. Und der Milo Dor war auch in der Umgebung des PLAN zu finden – damals hiess er noch Doroslovac.»

Wichtigster Treffpunkt der jungen Literaten war das Café Raimund gegenüber dem Volkstheater: «Als ich nach 1945 in Wien eintraf, habe ich mich gleich nach einem Kaffeehaus umgesehen. Das ehemalige Literatencafé Museum hatte diese Rolle ausgespielt gehabt, also verfiel ich auf das Café Raimund, das war ganz in der Nähe meiner Wohnung.»

Das «Raimund» wird Weigels neue Wohnadresse: Als einmal ein Brief an ihn kommt, der nur mit den Worten adressiert ist: «Herrn Weigel, Schriftsteller, Wien», vermerkt die Post ergänzend auf dem Umschlag: «Café Raimund».

In diesem «Raimund» trifft man einander nun, stellt sich vor, wird vorgestellt. «Bertrand Egger und Gerhard Fritsch sind zum Beispiel durch den Federmann gekommen, der Kudrnofsky durch den Toman. Die Jeannie Ebner musste erst herangeschleppt werden, die wohnte in einem Postfach – eine Adresse hat von der niemand gewusst. Ilse Aichinger und



Ingeborg Bachmann schwamm erst nach ihrer Emigration nach Deutschland zum Ruhm.

Ingeborg Bachmann hingegen kannte ich bereits von früher.»

Im Herbst 1949 beginnt Weigels allwöchentliche Mitarbeit bei der «Welt am Montag»: «Dort hatte ich nun genug Gelegenheit, mich für die jungen Autoren einzusetzen.»

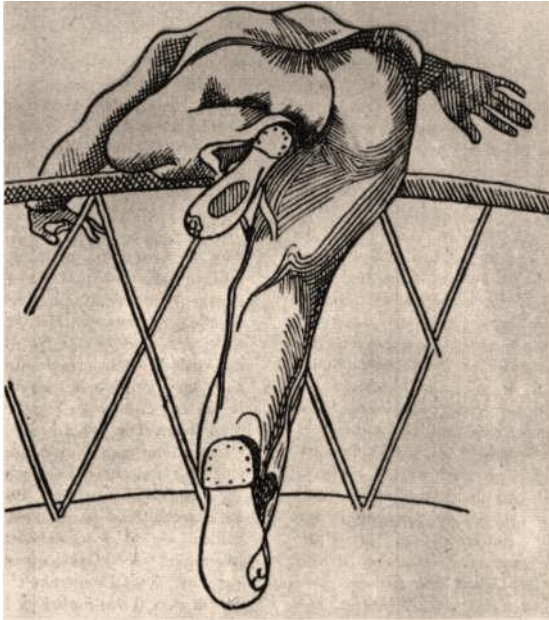
Dies geschieht zum teilweisen Missvergnügen der Redaktion: «So habe ich einmal, als der Chefredakteur gerade nicht da war, ein Alphabet der jungen Autoren gemacht, mit Beschreibung und Kurzbiographie.»

Dieses Alphabet brachte ihm doppelten Tort. Da war einmal der Vorwurf des Chefredakteurs: «Aber den hab' ich abgebogen, weil seine Vertreterin mir die Sache erlaubt hatte.» Doch dann trafen ihn auch noch die Giftpfeile eines jungen Kärntner Autors, der sich in Weigels Lexikon nicht würdig genug beschrieben fühlte: «Das war der Michael Guttenbrunner, der mich in einem Brief von vielen Seiten furchtbar beschimpfte, weil ich über ihn – im Spass

natürlich – geschrieben hatte: ‚Guttenbrunner, Michael: Halb Lindwurm, halb Drache . . .‘ – Das hat ihn furchtbar erbost. Ich habe zwei, drei grobe Briefe von ihm; er hat mir aber auch sehr viel Freundliches geschrieben . . .»

Das Los des Satirikers: Die Freundschaften, die ihm beschert sind, werden häufig durch Ambivalenzen gestört. Als Satiriker hat Weigel übrigens auch Beiträge für das Wiener Kabarett verfasst – nicht nur vor 1938, für die «Literatur am Naschmarkt», sondern auch nach 1945, für die Revue «Seitensprünge»: «Das war 1947/48, als die Josefstadt noch in der Liliengasse gespielt hat, da hab' ich mit dem Alexander Steinbrecher zusammen ein Kabarettprogramm gemacht.»

Darin gab es eine vielgespielte Nummer: Leopold Rudolf als Psychoanalytiker, der ein Kapitel aus «Max und Moritz» mit auf seinen sexual-ödipalen Gehalt abklopft.



Zeichnung von Albert Paris Gütersloh, «Plan» 1946.

Dann brach in Wien die grosse Kabarett-Pause aus, vermutlich weil den Leuten beim Wiederaufbau das Lachen vergangen war. Und als dann in den fünfziger Jahren die Ära des Bronner-Merz-Qualtinger-Kabarets einsetzte, hatte er sich's mit den Leuten vom Konzerthaus theater gerade verscherzt gehabt, und das war so gekommen:

Kehlmann hatte das Theater im Konzerthaus mit seinem «Reigen '51» eröffnet. Das Stück – in dem neben Kehlmann auch Maria Urban, Kurt Radlecker, Bert Fortell, Trude Pöschl und andere mitspielten – war beim Publikum ein Riesenerfolg. Nur Hans Weigel konnte sich nicht recht dafür begeistern.

«Ich habe darüber in der ‚Welt am Montag‘ geschrieben und dazu eine Anekdote zitiert: Der alte Graf Keyserling hält einen Vortrag über die Ehe; als er damit fertig ist, fragt eine Zuhörerin ihre Nachbarin: ‚Wie hat dir der Vortrag gefallen?‘ worauf die

andere antwortet: ‚Es wär' halt schön, wenn alle von diesem Thema so wenig wüssten wie der Vortragende!‘ – Zu dem vielen, das in diesem Stück nicht stimmte, kam auch noch ein allzu positiver Schluss, ein ziemlich unpassendes Happy-End.»

Hatten die Konzerthaus-Leute schon über diese Kritik gemurrt – restlos sauer wurden sie, als sie von Weigel in Sachen «Reigen» noch eine weitere Abfuhr einstecken mussten.

Wie schon anderswo geschildert, hatten Kehlmann und Kollegen bald auch einen Plagiatsprozess am Hals. «Da sollte ich als sachverständiger Zeuge vernommen werden, dass es kein Plagiat ist. Das habe ich abgelehnt. Denn wenn man mich gefragt hätte, hätte ich sagen müssen: ‚Es ist ein Plagiat.‘»

Es kommt zum Zerwürfnis. «Sie waren alle furchtbar böse auf mich und haben mich jahrelang nicht gegrüsst.»

Aber Ähnliches hat Weigel ja schon oft erlebt: «Im ‚Neuen Österreich‘ hab' ich einmal etwas über ein russisches Stück geschrieben, das hiess ‚Der lustige Sünder‘ und wurde im Akademietheater gespielt – damit hatte ich zum letztenmal für diese Zeitung geschrieben.»

Bei der «Welt am Montag» erfährt er nach zweijähriger Mitarbeit, dass mit Jahresende seine Tätigkeit «hiemit beendet» sei, «und das könnte damit Zusammenhang haben, dass ich im Sender Rot-Weiss-Rot in der Sendung ‚In den Wind gesprochen« etwas gegen den damaligen sozialistischen Vizekanzler Doktor Schärf gesagt habe – aber das ist nie ausgesprochen worden».

Und bei der RAVAG wird Weigel nicht beschäftigt, weil er – der Kreis schliesst sich – in der «Welt am Montag» einmal eine Glosse gegen Hans Nüchtern, den Leiter der literarischen Abteilung dieses Senders, geschrieben hatte.

Eines Tages wird er von einem Unbekannten angerufen und bedroht: «Wir werden Ihr Haus in die Luft sprengen!» Der Mann, der sich als jüdischer Terrorist vorstellt, ist natürlich Helmut Qualtinger, und so ist die Sache wieder ein Freundschaftsbeweis.



Jörg Mauthe,
als er bei Rot-Weiß-Rot arbeitete
(oben) und heute.

Script-Department – was ist das?

JÖRG MAUTHE

Einer der Väter des legendären «Watschenmannes» ist Jörg Mauthe, Verantwortlicher für die Programmplanung und -koordination beim ORF. Damals, als der «Watschenmann» entstand, war er Leiter des Script-Departments beim Sender Rot-Weiss-Rot, jenes «Piratensenders der amerikanischen Besatzungsmacht», als welchen ihn die Russen sahen.

Heute, kurz vor unserem Interview, sitzt Mauthe neuerlich mit den Kollegen von damals zusammen und berät wie einst über den «Watschenmann».

Der «Watschenmann» ist eine kritische Sendung, die bewirken soll, dass wir unseren Alltagsärger «abreagieren» und nicht verdrängen, «denn so was kann nur zu Komplexen führ'n».

Eine derartige Therapie war gerade in den Jahren der Besetzung nach dem Krieg «äusserst wichtig», wie es ebenfalls in der Kennmelodie heisst – sie war immerhin so wichtig, dass man sich nach dem Erhalt des Staatsvertrages in Österreich höheren Orts beeil-

te, dem «Watschenmann» so schnell wie möglich das Brummen abzuwürgen, hätte er doch ansonsten vielleicht gar noch die Staatsraison verwirrt.

Der «Watschenmann» ist heute das Produkt einer Team-Arbeit. Und er war dies schon damals, als er entstand. Nur war das Team kleiner, die Leute waren noch jung und ständig auf der Suche nach interessanter und ausbaufähiger Arbeit.

Etwa Jörg Mauthe: Er hatte in Wien Kunstgeschichte studiert, sein Vater, Hans Mauthe, innenpolitischer Redakteur bei der «Presse», lieferte, so scheint's das handwerkliche Vorbild – jedenfalls wurde Mauthe bereits in den frühen Nachkriegsjahren Kunstkritiker bei der «Furche», einer katholischen Wochenzeitung, was schon darum bemerkenswert ist, weil man im Hause Mauthe protestantisch war.

Protestantisch, Protest – vielleicht steckte man ihn deswegen in die kritische Abteilung. Jedenfalls schrieb Mauthe in dieser Zeit so viel Kritisches, dass

er sich schon ganz bösartig vorkam, und so wurde sein Wunsch, sich zu verändern, allmählich dringlicher.

«Ich hab' erst unlängst wieder ein paar meiner Kritiken von damals in die Hand bekommen. Und ich muss sagen: Es war gar nicht so schlecht. Nur bei ei-

**Ei ja, da bin ich wirklich froh,
denn Gott sei Dank, ich bin nicht so!**

«Stossgebet zum Nazi-Gesetz».

Aus: *Basilisk* 2/2

nem habe ich furchtbar danebengehaut – das war der Hundertwasser!»

Friedensreich Hundertwasser, heute Maler-Millionär, war damals bettelarm. Als Fritz Stowasser hatte er im Art-Club einen Stuhl mit dekorativen Augen und Schlangenlinien bemalt und das so aufgewertete Möbel um hundert Schilling verkaufen wollen. Aber es fand sich niemand, der diese hundert Schilling zahlen wollte. Schliesslich war Fritz sogar bereit, den Stuhl umsonst herzugeben, aber die Leute wollten ihn nicht einmal geschenkt. Auch nicht Mauthe. «So kann man sich irren!»

Bei den Künstlern war es hauptsächlich Kurt Moldovan, mit dem Mauthe sich auch privat befreundete. Und Moldovan brachte ihn wieder in den Literatenkreis um Hans Weigel, der damals im Café Raimund, gegenüber dem Volkstheater, residierte. Dort sassen neben Kurt Absolon, dem Graphiker, der Schauspieler Inge Konradi und etlichen anderen auch ein scheues blondes Dichterkind namens Ingeborg Bachmann – und zwei, drei Plätze daneben ein schwarzgelockter junger Mann im Dandy-look, gleichfalls Dichter, aber doch mehr Journalist, der in Mödling bei Wien das Beinahe-Millionenblatt «Mödlinger Nachrichten» redigierte: Peter Weiser. Wenn man dort keine Meldungen für Mödlings Bürgerschaft hatte, behalf man sich eben, indem man welche er-

fand. So geisterte eine Zeitlang die Botschaft durch die Spalten, in Mödling gebe es ein Gespensterhaus. Und dann folgten immer wieder Protokolle über die angeblichen Aktionen von Poltergeistern und ähnlichem Spuk. – Ein Kollege von Peter Weiser bei dieser Zeitung und Mitverfasser der Gespenstergeschichten war ein gewisser Werner Riemerschmied. Wieland Schmid, heute Museumsdirektor in Hannover, war übrigens auch mit von der Partie.

Mit diesem Peter Weiser freundete sich Mauthe nun an. Die beiden beschliessen, bei dem in Wien mit einer Zweigstelle etablierten amerikanischen Besatzungssender Rot-Weiss-Rot mitzuarbeiten und ihre Mission künftig über den Äther zu verbreiten. Sie denken an Kunst, Literatur, Theater und vielleicht auch an Gespenstergeschichten. Aber es sollte zunächst einmal ganz anders kommen.

Bei den Kontaktgesprächen mit den zuständigen amerikanischen Herren übernimmt Peter Weiser die Führung. Er geht zum Gebäude der Radiostation, Wien 7, Seidengasse. Dort stellt er zunächst fest, dass er sich wohl geirrt haben muss, denn es ist ein Filialhaus der Wiener Gebietskrankenkassa. Und was hat eine Krankenkassa schon mit dem Rundfunk zu tun, ausser bei Husten und Heiserkeit? Doch nein, es hat seine Richtigkeit, im ersten Stock, in einer ehemaligen Wohnung, ist tatsächlich ein Sender untergebracht. Es ist fast, als wäre Weiser einem Geheimsender auf die Spur gekommen. Er betritt die Wohnung. Niemand ist zu sehen. Aber hinter einer Tür reden zwei Männer – ein Amerikaner und ein Wiener. Der Wiener ist Josef R. Sills, der österreichische Direktor des Ganzen, der Amerikaner ein gewisser Mr. Stricker. Weiser wird – natürlich ganz und gar unfreiwillig! – vom Flur aus Zeuge dieses Gesprächs. Die beiden da drin beraten über eine aussenpolitische Sendung, die auf die Beine gestellt werden soll. Aber wen dazu nehmen? Es sind zu dieser Zeit genug Journalisten in Wien – wann hat es davon schon einmal zuwenig gegeben? –, aber viele waren Nazis, und so was können die Amerikaner nicht brauchen. Und die



Kurt Moldovan, Ende der vierziger Jahre.

es nicht waren, haben natürlich längst schon ihren Job. Woher also nehmen?

Als Weiser das hört, gibt er seine Absicht auf, der Sendeleitung Freund Mauthe und sich selbst als Kulturapostel zu empfehlen. Er macht, dass er so schnell wie möglich wegkommt, bevor ihn die beiden noch entdecken. Weiser läuft zu Mauthe, berichtet das Gehörte. Und dann schmieden sie ihren Plan . . .

Am nächsten Tag klopft es bei Mr. Stricker an der Tür. Herein treten zwei zielbewusste junge Männer. Sie hätten da einen Vorschlag zu machen, und zwar betreffend eine Sendung zu Fragen der Aussenpolitik. Lange schon lechzte das österreichische Volk nach Aufklärung in Dingen der Weltpolitik, und so wäre ihnen nun, den beiden Besuchern, eine Idee gekommen, wie man diesem Mangel abhelfen könne .

. . .

Mr. Stricker spitzt die Ohren – «Ein seltsamer Zu-

fall!», denkt er. «Gerade gestern erst habe ich doch...» Er lässt die beiden ihren Plan entwickeln.

«Wir wollten damals», erinnert sich Mauthe, «auf die Art, wie Wondra und Zwickel ihre Doppelconferenzen hielten, über die Weltlage reden. Von dieser Idee war Mr. Stricker begeistert, und so hat er uns vom Fleck weg engagiert.»

Die Sendung heisst: «Wie geht's, wie steht's?» und läuft lange Zeit. Die Dialogpartner sind ein gewisser Herr Stockinger und ein «Herr Doktor». «Ich war der ‚Blede‘, also der Herr Stockinger, und musste mich von dem gescheitern Herrn Doktor, also dem Peter Weiser, über die Weltlage aufklären lassen. Von Aussenpolitik haben wir damals ebenso wenig verstanden wie heute.»

Aber sie hatten damit den Fuss wenigstens in die Tür gestellt. Bald stand ihnen diese Tür völlig offen. Denn Mr. Stricker hatte die Sendung ungemein ge-



Im «Studio der Hochschulen» gastierte das Kabarett «Der rote Hund» mit «Liebe im Resselpark». Von links nach rechts: Wolfgang Kudrnofsky, Edith Hüttl und Jack Reindl.

fallen, und so plante er bald Grösseres mit den jungen Leuten.

Dieser Mr. Stricker war ein alter Amerikaner von schnellem Entschluss. Eines Tages lässt er die beiden rufen und verkündet ihnen, er wolle ein «Script-Department» gründen.

«Wir haben keine Ahnung gehabt, was das ist, haben uns aber natürlich nicht lange bitten lassen.» So werden sie Angehörige des Senders und in die Wohngemeinschaft, die Rot-Weiss-Rot heisst, aufgenommen. Speisezimmer und Küche sind die Arbeitsstätten des künftigen Script-Departments. Mauthe und Weiser beziehen das Speisezimmer.

Für die Küche wird eine Dame gesucht. Es meldet sich eine Besucherin aus dem Café Raimund, das blonde Dichterkind Ingeborg Bachmann. Etwas später stösst noch ein Küchengehilfe dazu, ein gewisser Wolfgang Kudrnofsky, gleichfalls aus der Raimund-Runde. Zu viert und mit Hilfe zweier Sekretärinnen

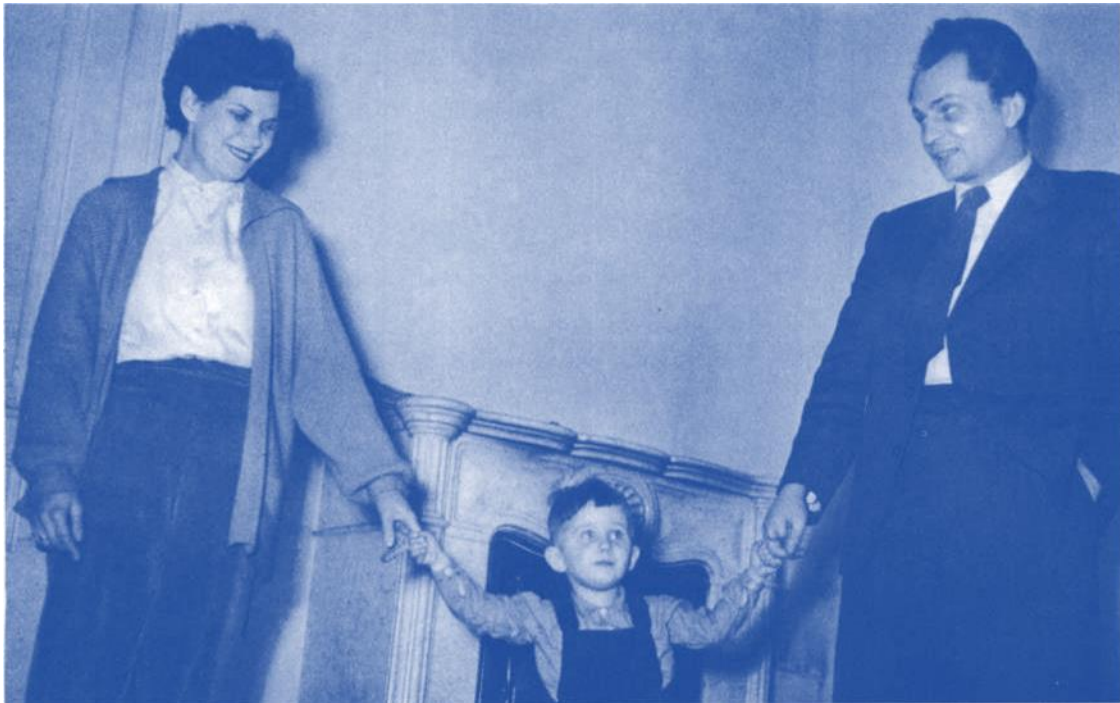
– Frau Gerth und Frau Wehle – wird nun das Script-Department eröffnet.

«Wir hatten damals alles zu machen, was die anderen Abteilungen entweder nicht tun konnten oder wollten: Hörspiele aussuchen und selbst schreiben, Features verfassen oder in Auftrag geben.» Eines Tages macht ein Amerikaner aus der Direktion –

Raubüberfall im Eisenbahnzug

Auf der Fahrt von Sankt Veit an der Glan wurden drei Frauen in ihrem Zugabteil von einem Ausländer überfallen und ihrer Habseligkeiten beraubt. Der Täter befand sich in Gesellschaft von drei Mädchen, denen er die geraubten Sachen übergab. Die Erhebungen führten bisher noch zu keinem Erfolg.

Welt am Abend, 3. Jänner 1947



Die «Radiofamilie» als Jörg-Mauthe-Familie.

Arthur Bardos, ein Weltmann ungarischer Herkunft («Ich denke heute noch mit Respekt an ihn, weil er nämlich wirklich g'scheit war!») – dem Team der? Vorschlag, eine «Radiofamilie» zu gründen. In den USA gab es da schon seit langem die sogenannten «Soap-Operas», kurze Radio-Dramen, die von Firmen bestellt und bezahlt wurden, die auf solche Art für ihre Produkte – meist Seife oder Waschpulver – warben.

Nach solchem Muster sollte also nun auch für Österreichs Seifenbenützer eine Oper mit Fortsetzungen über Rot-Weiss-Rot gesendet werden, natürlich auf österreichisch und mit weniger Seifengeschmack, weil es damals ja auch keine Waschmittel-fabriken gab, die das Geld für so was aufbringen konnten.

«Die Bachmann und ich haben uns dann in das kleine Tschoch in der Bandgasse gesetzt und beraten. Innerhalb von zwei Stunden hatten wir das Konzept beisammen.»

Geboren wurden damals die «Florians aus der Taubengasse», eine gutbürgerliche Wiener Familie, Vater Landesgerichtsrat, Mutter daheim, die Kinder hütend: Tochter Helly, Sohn Wolfgang und «Putschkerl», das Nesthäkchen; hin und wieder kam auch noch das Enfant terrible zu Besuch, Onkel Guido. Und der Freund von Wolfgang, der Holzinger.

Über die Besetzung war man sich bald klar. «Auf jeden Fall musste die Degischer hinein, denn für die hatte ich schon als Gymnasiast eine Schwäche.» Des Weiteren spielten mit: Hans Thimig als Vater, Helli Servi, Wolfgang Brandstetter, eine Krähestimme aus dem Tonarchiv, Guido Wieland als Onkel Guido, Rosi Dorena als Haushälterin Gamsbartl, und eine Menge anderer Mimen, denn die Familie Floriani bekam ja sehr oft Besuch. Die Regie besorgte Walter Davy, der zugleich mit Mauthe zu Rot-Weiss-Rot gekommen war und eigentlich auch zum Team ge-



Regisseur bei RWR.: Walter Davy

hörte, wengleich er nicht schrieb, sondern nur redete und anschaffte.

Die Radiofamilie war eine Wochenendsendung und hatte eine enorme Hörerzahl. Das veranlasste Küchenhelfer Kudrnofsky zu der Überlegung, dass man da mit einem Landesgerichtsrat aus einer Turtel-Taubengasse wohl nicht die richtigen Schichten ansprach. Sein Vorschlag war eine Gegen-Familie: ein Hausmeisterehepaar mit einem schwachsinnigen Sohn und einer Tochter, mit welcher der Vater Blutschande treibt – eine Art «Addams-Familie» auf wienerisch halt. Der Vorschlag wird mit Skepsis aufgenommen. Kudrnofsky redet sich warm, später heiss. Doch die Idee wird vom Team verworfen. Er sieht sich daraufhin nach einem Teppich um, in den er beissen könnte, findet keinen, stampft mit dem Fuss auf – und geht.

Die Radiofamilie hatte aber auch sonst ihr Gutes – sie brachte ihr Team auf andere Gedanken, so auch

auf jenen, dereinst einen Watschenmann auf die Beine zu stellen.

«Dieser Watschenmann verdankt sein Leben dem Umstand, dass es zu dieser Zeit in der RAVAG» – also dem österreichischen Staatsrundfunk, damals unter russischer Kontrolle – «eine sehr populäre Sendung gab – soweit ich mich erinnern kann, die einzige: Heinz Conrads’, ‚Was gibt es Neues?’ am Sonntag Vormittag. Dieser Sendung wollten wir nun gezielt etwas Attraktiveres entgegenstellen.»

Das war dann jener Watschenmann, der gleichfalls am Sonntagvormittag über den Äther ging, nur eben vom amerikanisch lizenzierten Sender Rot-Weiss-Rot ausgestrahlt. («Ich muss übrigens betonen, die Amerikaner haben uns nie in irgendetwas dreingeredet; sie haben uns zwar Vorschläge gemacht wie die Radiofamilie, aber Zensur haben sie keine ausgeübt!»)

Das Rennen um das Wohlwollen des Sonntagvormittags-Radiopublikums geht eindeutig zugunsten von Rot-Weiss-Rot aus. Und auch sonst war Rot-Weiss-Rot der meistgehörte Sender:

«Ich kann mich erinnern: Da hat es einmal eine Ausstellung im Künstlerhaus gegeben, die von der RAVAG bestritten wurde – Rot-Weiss-Rot hatte nur ein kleines Eckerl für seine Exponate bekommen, und auch die übrigen Sender sind dabei nicht gerade fürstlich behandelt worden.»

In diesen Jahren gab es neben der RAVAG im Osten Österreichs noch «Rot-Weiss-Rot» mit seinen Studios in Salzburg, Linz und Wien, die Sendergruppe Alpenland – unter Kontrolle der Engländer – sowie die Sender Tirol und Vorarlberg in der französischen Zone.

«Anlässlich dieser Ausstellung hat nun die RAVAG einen Fragebogen ausgegeben, in dem sie sich nach den Hörergewohnheiten der Leute erkundigte. Und dabei stellte sich heraus, dass an die achtzig Prozent der Besucher ausschliesslich Rot-Weiss-Rot hörten. Die Ergebnisse sind daher auch nie publik gemacht worden.»

In Sachen Demokratie war man bei der RAVAG damals also noch etwas scheu. Bei Rot-Weiss-Rot



Stadtgespräche der vierziger Jahre: Daniel Brier «Radio-Parlament».

hat man dem Volk schon genauer aufs Maul zu schauen verstanden: Da war einmal besagter «Watschenmann» – für den neben den Leuten vom Script-Department auch noch Walter Davy, Wolf Neuber und Robert Horky gearbeitet haben, Regisseure und Redakteure also, die ihn heute noch betreuen; und dann gab es auch noch das «Radio-Parlament», gewissermassen ein Vorläufer der heutigen Fernseh-»Stadtgespräche«.

Das Radio-Parlament fand vor Zuschauern statt, die sich an den Diskussionen mit den jeweiligen Fachleuten vor dem Mikrofon streiten durften. Das war damals etwas völlig Neues, denn während der Nazizeit hatte es selbstverständlich keine Debatten gegeben – und schon gar nicht in der Öffentlichkeit; und während der Ersten Republik war die Schule der Demokratie nicht über das Kindergartenstadium hinausgekommen.

Leiter des Radio-Parlaments war Daniel Brier. Als

gebürtiger Tscheche hatte er in Wien Sprachen und Theaterwissenschaft studiert. Nachdem Hitler nach Österreich gekommen war, ging Brier nach England und war dort von 1940 bis 1945 Angehöriger der Army. Danach arbeitete er als Kommentator und Hörspielautor bis Mai 1948 beim Europäischen Dienst der BBC. Im selben Jahr übersiedelte er nach Österreich und übernahm seine Position beim Sender Rot-Weiss-Rot in Wien, wo er als Kommentator, Regisseur und ständiger Vorsitzender des Radio-Parlaments bekannt wurde.

Brier schrieb auch Gedichte. Eines hiess «Hymnus an den Zweiten Mai» und war in Hans Weigels «Stimmen der Gegenwart» veröffentlicht worden. Eine der Strophen:

Ah, Zweiter Mai!
Bitterster Feind des Ersten Mai. . .
Unbedeutend bist du,
Nicht politisch,
Nicht festlich,
Nicht bannertragend.
Kein Anlass, kein verwöhntes Datum.
Arm bist du, ziellos,
Kein Rhythmus dröhnt dir, Kennst die Lust nicht
am Schauen, Nicht am Geschautwerden.
Keine Macht hast du über Strassenbahnen,
Über Hupen, Gewerkschaften, Bünde, Zeit,
Plätze, Herzen.
Alltäglich bist du.
Polizisten ziehen ihre Stiefel aus
Und baden ihre wunden Füsse,
Die Knüppel werden an die Wand gehängt,
Die Buchstaben besinnen sich der Wahrheit,
Die geschrien haben, schweigen,
Und die Drohenden träumen.
Mütter haben ihre Kinder wieder . . .

Daniel Brier ist noch vor 1955, dem Ende von Rot-Weiss-Rot, gestorben.

«Er war an Krebs erkrankt, man hatte ihn ins Spital gebracht, und er hat vom Spitalsbett aus sogar noch Sendungen geleitet. Am Ende war dann nur noch seine Stimme da, sein Körper war bereits unbeweglich.»



Discjockey Fred Ziller und Rot-Weiss-Rot-Starsprecherin Louise Martini.

1955 bekam Österreich den Staatsvertrag; das bedeutete das Ende auch für die Massenmedien der Besatzungsmächte, für Zeitungen und Rundfunkstationen. Zurück blieben nur noch die Parteiblätter und ein paar Spezialzeitungen – Boulevardblätter von heutigem Zuschnitt gab es damals noch nicht – und ein einziger grosser Rundfunk: die RA VAG, die ab nun «Radio Österreich» hiess und verpflichtet war, alle bisherigen Stationen auf österreichischem Boden zu übernehmen. Seither gibt es ja auch die vielen Länderstudios, zu viele fast für ein so kleines Land.

Die Wohnung in der Seidengasse mit dem Türschild «Rot-Weiss-Rot» übernahm die Wiener Gebietskrankenkassa. Die Mitarbeiter des Script-Department wurden in alle Winde zerstreut: die Bachmann übersiedelte nach Deutschland, wo sie bereits ihre Kontakte mit der «Gruppe 47» hergestellt hatte, Karl Bednarik, der Nachfolger Kudrnofskys, ging zu

seinem häuslichen Schreibtisch zurück, die Stamm-Mannschaft: Mauthe, Weiser und Davy (Schöpfer auch eines sonntäglichen Literaturrätsels: «Ist dieses Gedicht von a) Schiller, b) Hölderlin oder c) Goethe?» – es war tatsächlich von Ingeborg Bachmann) gingen zur «Austria Wochenschau».

Wenn Mauthe sich heute an Rot-Weiss-Rot erinnert, meint er: «Ich will mir ja kein Federl auf'n Hut stecken, aber ich glaube doch, dass wir damals einiges für die österreichische Literatur gemacht haben!»

So zum Beispiel wurde im Sender Rot-Weiss-Rot Österreichs Grotesk-Klassiker Fritz Herzmanovsky-Orlando wiederentdeckt: «Ich hab' damals im Meraner ‚Standpunkt‘ ein Feuilleton von Otto F. Beer über Herzmanovsky gelesen. Und weil mir das so gefallen hat, bin ich dem nachgegangen; ich bin in meinem Urlaub nach Meran gefahren, habe Herzmanovsky aber nicht angetroffen.

Von Wien aus habe ich ihm dann einen Brief geschrieben.»

Die Folge war eine nicht endende Flut von Manuskripten aus Südtirol, die wir alle aufzuarbeiten hatten. Es entstand sehr bald eine erste Sendung mit Auszügen aus dem «Gaulschreck», dem «Masken-

Eines Österreicher's Chance auf Karriere
Ist, wenn er zu Haus bleibt, nicht sehr groß.
Nur wer Sitzfleisch hat, der bringt's zu Ruhm
und Ehre —
Der Erfolg ist eine Frage des Popos ...

Herzmanovsky-Orlando.

Aus: *Kaiser Joseph und die Bahnwärterstochter*

spiel der Genien» und so weiter. Schliesslich wurde auch noch von seinem Bühnenstück «Kaiser Joseph und die Bahnwärterstochter» durch Friedrich Torberg eine Hörspielfassung hergestellt. «Kaiser Joseph» gelangte also noch vor dem Tode Herzmanovskys, 1954, zur Uraufführung; das Burgtheater brachte das Stück erst 1957.

«Vor ein paar Tagen hat mich der Peter Weiser angerufen und mir schöne Grüsse von Thomas Bernhard bestellt.» Bernhard hatte in diesen Jahren einmal in Wien das Script Department aufgesucht. Arbeit hat er zwar keine unterbringen können, aber «wir haben ihn doch, wie Weiser gesagt hat, wenigstens ermutigt, weiterzumachen mit seinem Werk.»

Bei anderen jungen Autoren war die Sache leichter, sie schrieben «funkgerechter», wie Rudolf Bayr, der heute beim ORF Leiter der Hörfunk-Kulturabteilung ist.

«Wir haben den Jungem damals geholfen, so gut wir konnten. Die RAVAG tat ja nicht allzuviel für junge österreichische Autoren.» Zuständiger Herr in Sachen Autorenpflege war damals bei Österreichs Nationalsender Hans Nüchtern, der aber mehr seine eigenen Generationskollegen pflegte.

«Kannst dich noch erinnern an das Autoren-Duo: Dor-Federmann? Zuerst ist immer der magere Federmann hereingekommen und hat seine Sachen ausgebreitet – einen Roman zuerst. Und wenn wir gesagt haben: ‚Romane bringen wir nicht‘, hat er geantwortet: ‚Macht nix, ich hab‘ von dem Stoff auch ein Hörspiel!‘ – ‚Mit Hörspielen sind wir für das nächste halbe Jahr eingedeckt‘, haben wir ihm sagen müssen. In diesem Augenblick ist dann der stämmigere Dor

An den Sender Rot-Weiß-Rot
Wien VII., Seidengasse 13

Wien, 9. 6. 53

Es gelüstet mich an Sie einmal die volle Wahrheit zu sagen! Ich verstehe überhaupt nicht, was Sie mit Ihrem dauernden Hystärie-Charakter wollen, ein Mensch der ein anständiges, bescheidenes, zurückgezogenes Leben führt, sich keines wie irgendgearteten Verstoßes gegen die menschliche Gesellschaft zu Schulden kommen läßt, wird seit Jahren fortwährend auf eine bestialische Art gefoltert... — Lassen Sie doch endlich einen Menschen in Ruhe so wie er ist, dann ist keine ewige Psychoanalyse von Nöten, ich besitze ohnehin keinen schlechten Charakter!... —

So und jetzt empfehle ich mich
Ihnen als ewige künstlich geformte
Hystärikerin

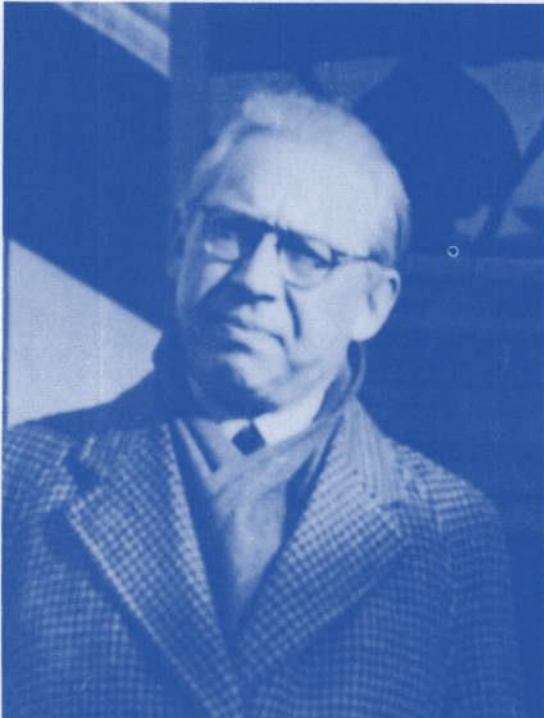
Nachschrift:

Bitte geben Sie es einem Ihrer berüchtigten
Psychiater, vielleicht besitzt dieser Mann soviel
Gemütsrohheit und hält mich als geistig anormal.
Es wäre bei Leibe nicht das erstmal!

Ahoi!

Aus der Hörerpost des Senders Rot-Weiss-Rot

aufgetreten, hat bedrohlich ein dünnes Manuskript hervorgezogen und hat mit serbischem Zungenschlag gesagt: ‚Wir haben auch Kurzgeschichte davon!‘ – Was ist uns anderes übriggeblieben, haben wir halt die Kurzgeschichte gebracht!»



Karl Hartl in den vierziger Jahren (oben) und heute (mit Paul Hörbiger).



«Reden Sie mit dem Karas . . .»

KARL HARTL

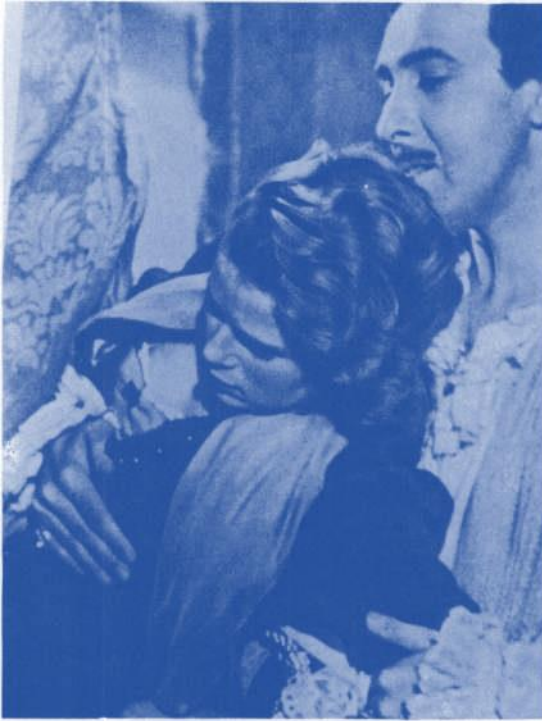
Ursprünglich hätte der Nazifilm «Jud Süß» in Wien gedreht werden sollen. Für die Hauptrolle schlug das Propagandaministerium Siegfried Breuer vor. Der Film wurde dann in Berlin gemacht, die Hauptrolle spielte Ferdinand Marian. Dass weder Siegfried Breuer noch Wien für das filmische Agit-Prop-Werk der Nazis verwendet wurden, verdanken sie dem Eingreifen eines Mannes, der damals zwar ein prominenter Filmmann, dennoch weder Nazi noch Parteigenosse war: Regisseur und Produzent Karl Hartl, Ehemann der Filmschauspielerin Marthe Harell.

Karl Hartl, Jahrgang 1899, stand, als die Nazis nach Österreich kamen, auf dem Höhepunkt seiner Karriere: Er hatte Filme inszeniert wie «FP 1 antwortet nicht», oder «Der Mann, der Sherlock Holmes war» mit Hans Albers und Heinz Rühmann. Nun schickte man ihn von Berlin aus nach Wien, wo er die «Tobis-Sascha» in den Schoss der UFI (nicht UFA) überzuführen hatte, dem Sammelkonzern für alle bereits verstaatlichten Filmfirmen im Grossdeut-

schen Reich. – Die UFI selbst unterstand dem Reichspropagandaministerium, also Josef Goebbels.

Hartl kam zwar gerne nach Wien zurück – er war seit 1927, seit dem Tod Sascha Kolowrats, Regisseur in Deutschland gewesen. Doch vor dem Auftrag des Propagandaministers Goebbels, Produktionschef einer neuen «Ostmärkischen Filmkunst» zu werden – so sollte die «Wien-Film» ursprünglich heißen – hatte er doch Bedenken. Erst als seine «Wiener Spezl» ihm klarmachten, dass er damit einem Abgesandten aus dem «Altreich» den Platz wegnähme, stimmte er dem Angebot zu.

Der Mann mit dem einen Auge – das rechte hatte er bei einem Unfall während der Regiearbeiten zu dem Film «Berge in Flammen» verloren –, der sehbehinderte Karl Hartl also hatte einen scharfen Blick für die Entwicklung der Dinge. Und so verstand er es bald glänzend, die Wien-Film so abzuschirmen, dass



«Jud Süß»: Ferdinand Marian und Christina Söderbaum.

sie weitgehend unbehelligt blieb – von den Bonzen aus Berlin und vom Geist der Zeit.

Bald nach seinem Amtsantritt wurde ihm die Aufgabe übertragen, einen Film über den Dollfuss-Mord vom Juli 1934 zu drehen, bei dem die nationalsozialistischen Attentäter Planetta, Holzweber und Domes zu Helden der Nation hinaufstilisiert werden sollten.

Hartl schaltete den niedersten Gang ein, den für steile und lange Bergstrassen. Er liess Jahre vergehen, ehe Drehbuch, Besetzungsvorschläge und Kalkulation fertig waren. Und als sie es endlich waren, hatten die Nazis bereits die Lust verloren, einen Film daraus machen zu lassen, denn für Helden *dieser* Art war die Zeit nun schon vorbei.

Die Devise, nach der man in Wien zwischen 1938 und 1945 Filme machte, zielte auf eine Flucht in die Vergangenheit. Das entspricht zwar einer Haltung, wie sie auch heute noch typisch ist für die Mentalität

der Wiener, damals jedoch war sie ein Mittel, einem ungeliebten System auszuweichen und dessen Repräsentanten ein Schnippchen zu schlagen.

Also bemühte man die Grössen der Vergangenheit. Hartl selbst drehte «Wen die Götter lieben», einen Film über Mozart, den einzigen übrigens, den er als Regisseur in diesen Jahren verfertigte.

Bei «Prinz Eugen» hatte die Wien-Film allerdings weniger Glück; damals hatte sich das Reich gerade mit der Türkei verbündet, und so sahen es die Herren aus Berlin für wenig opportun an, einen Film zu drehen, in dem Türken als die Feinde des Abendlandes hingestellt wurden.

Um den Betrieb bei der Wien-Film zu kontrollieren, kamen einmal im Monat Abgesandte aus dem Propagandaministerium in Berlin zu Besuch nach Wien. Sie taten dies umso lieber, als hier noch zu einer Zeit Frieden herrschte, als in der Reichshauptstadt bereits die Bomben fielen. Ausserdem gab's hier den «Heurigen» und die «Weana Madeln», und das hatte auf die Herrschaften aus dem Altreich immer schon das ausgeübt, was man dort «Scharm» nennt.

Einer, der darauf besonders ansprach – vor allem, wenn's um die «Madeln» ging –, war Josef Gobbels, genannt «der Bock von Babelsberg». Der kleine Mann mit der grossen Schnauze – da und dort

«... Die Wiedervereinigung der Ostmark mit dem Reiche brachte einen gigantischen Anstieg der Geburten und Eheschließungen... Wien, Graz und Linz haben die Heiratshäufigkeit aller übrigen deutschen Großstädte um fast das Doppelte überboten... Im Jahre 1939 kamen in der Ostmark rund 150.000 Kinder zur Welt... Damit hat die Ostmark das Geburtenfoll von 21 v. T. erreicht...»

Völkischer Beobachter, 13. März 1940

bekannt auch unter der Bezeichnung «die Kaulquappe»: sie besteht nur aus Kopf und Schwanz – kam zwar lediglich einmal im Jahr nach Wien, dafür aber meist ziemlich ausgiebig.

«Er besuchte uns», erinnert sich Hartl, «meist im



Im Jahre 1941 wurde der Film «Wiener Geschichten» zu einem grossen Publikumserfolg.

Oktober. Da war dann in der Kantine am Rosenhügel ein schlichtes Eintopfessen und nachher Inspektion der Dreharbeiten und der gerade fertiggestellten Filmmuster.»

Damals war Goebbels in einer schweren privaten Krise. Im verflixten siebenten Jahr seiner Ehe mit Magda Behrend, geschiedene Frau Quandt, hatte er die junge und attraktive Tschechin Lida Baarova kennengelernt. Die Filmschauspielerin, die zu dieser Zeit mit ihrem Kollegen Gustav Fröhlich liiert war – Fröhlich und Goebbels waren Hausnachbarn auf der Havelinsel Schwanenwerder –, löste die langjährige Bindung und widmete sich nur noch ihrem Propagandaminister.

Es gab damals viele Krachs im Hause Fröhlich und Goebbels. Lida bekam von Gustav eine Ohrfeige; dass Fröhlich bei dieser Gelegenheit auch den

Minister watschte, ist freilich bis heute un- und verifiziert geblieben. Jedenfalls dachte Goebbels wirklich daran, sich von seiner Frau – Mutterkreuzträgerin und ab 1940 Herrscherin über sechs Kinder – scheiden zu lassen. Er war sogar bereit, seine «gute Stellung» aufzugeben und nur noch seiner Romanze mit Liduschka zu leben.

Lida Baarova wusste damals zu berichten: «Zuweilen spielte er stundenlang auf dem Klavier, und ich hörte ihm zu. Noch nie erlebte ich an einem Mann so viel geballte Romantik und Faszination.»

Doch als Goebbels auf einer Privataudienz seinem Führer den Vorschlag macht, ihn als Botschafter nach Japan zu schicken, winkt Hitler ab – nun, da die Vorsehung die Geschicke Deutschlands gerade so günstig lenke, sei ein solcher Skandal höchst inopportun.

Goebbels gibt klein bei. Brieflich teilt er Lida Baarova mit, dass er im Staatsinteresse – so schwer es ihm auch fiele – dem Wunsch seines Herzens derzeit nicht folgen dürfe und schlägt Liduschka eine probeweise Trennung für ein Jahr vor. Nach dieser Zeit wird die Schauspielerin nach Prag abgeschoben

Ein völkischer Staat wird damit in erster Linie die Ehr auf dem Niveau einer dauernden Rassen-schande herauszuheben haben, um ihr die Weihe jener Institutionen zu geben, die berufen ist, Eben-bilder des Herrn zu zeugen und nicht Mißgeburten zwischen Mensch und Affe . . .

Adolf Hitler, *Mein Kampf*

und verschwindet dort allmählich in der Versenkung.

Nun, da Goebbels an einem schönen Oktobertag in der Kantine des Wiener Rosenhügel-Ateliers sitzt – und genug weit weg von der Reichskanzlei des Führers in Berlin –, glaubt er, sein Herz ausschütten zu sollen.

«Wir sassen also bei unserem traditionellen Eintopfessen – der Moser, die Hörbigers, die Wessely, der Forst, die Krahl und meine Frau –, und mitten drin der Goebbels. Wir haben ein bisserl Wein getrunken, und so hat sich der Goebbels allmählich recht gemütlich gefühlt. Auf einmal wird er zutraulich . . .»

Er beginnt sein Herz auszuschütten: «Sie werden doch sicherlich von den Gerüchten gehört haben», wendet er sich an die Mimenrunde, «die in Verbindung mit meiner Person kursieren. Ich weiss, dass man mich den ‚Bock von Babelsberg‘ nennt; aber das ist in Wirklichkeit ja alles ganz anders . . .»

Und dann erklärt er den Schauspielern, dass er doch immer für sie da gewesen sei und dass so mancher, dem er geholfen habe, ihn nun mit Dreck bewerfe. Abschliessend appelliert er an die Fairness und Noblesse der Wiener Künstler. . .

«Es war zum Weinen», erinnert sich Karl Hartl an diese ministerliche Seance auf dem Rosenhügel. Und

viele liessen sich auch tatsächlich rühren, so etwa Hartls Regiekollege Emo, der nachher ganz zerknirscht feststellte: «Da sehts wieder, was wir für eine Bagasch’ san – was diese Komödianten so alles erzählen ...! – Ihr habts es ja jetzt g’hört, wie man ihm Unrecht getan hat – dem armen Menschen! Politisch is er mir natürlich auch net recht, aber als Mensch . . .»

Nach Drehschluss zieht sich alles in seine Quartiere zurück.

«Am selben Abend», berichtet Hartl weiter, «sitzen wir vor dem Hotel Krantz, auf der steinernen Bank, und auf einmal fährt ein dicker Mercedes vor. Heraus springt einer aus dem Goebbelsschen Gefolge, ein Polizeioberleutnant Jäger aus Berlin . . .» Zwischen dem Polizisten und dem Regisseur entwickelt sich folgender Dialog:

Polizist: «Das is ja prima, dass ich Sie gerade hier treffe. Bei Ihnen im Hotel wohnt doch auch die Winnie Markus, nicht?»

Hartl: «Ja, die wohnt hier. Was wollen Sie denn von ihr?»

Polizist; «Ach, wissen Sie, der Minister speist gerade auf dem Cobenzl zu Abend.

Geschäftliche Empfehlung

Keiner kann mehr geben, als er hat! Jeder Kaufmann macht es sich heute zur besonderen Pflicht, die knappen, aber markentreuen Nahrungsmittel, wie Knorr-Suppen und Suppenwürfel, gerecht zu verteilen. Allerdings kann er der heute so enormen Nachfrage nicht immer entsprechen, da auch die Rohstoffe, die man für Suppen- und Suppenwürfel braucht, größtenteils für die Wehrmacht verarbeitet werden. Denn - Nahrung ist Waffe!

Völkischer Beobachter, 3. Jänner 1945

Und da er so allein ist, hätte er gerne eine Dame am Tisch . . .»

Hartl: «Aber es ist doch nach neun Uhr! Die Winnie Markus muss morgen um fünf Uhr früh aufstehen. Wir haben gleich am Morgen ein paar Einstellungen mit ihr.»

Polizist: «Na, werden Sie die eben ’n bisschen

später drehen, der Herr Minister wird das schon machen!»

Also gut. Hartl erkundigt sich beim Portier nach Fräulein Markus. Es stellt sich heraus, dass sie vor einer halben Stunde weggegangen ist, ihre Mutter besuchen.

Der Polizist lässt sich die Nummer geben und ruft bei Frau Markus an. Es meldet sich Tochter Winnie.

Goebbels' Gesandter sagt sein Sprüchlein auf. Hartl kann hören, dass er seine Überredungskünste spielen lassen muss, um Fräulein Markus für den Abend zu gewinnen.

«In einer Viertelstunde ist sie da», meldet er strahlend, nachdem er den Hörer aufgelegt hat.

Eine Viertelstunde später ruft ihn der Portier zum Telefon. Am anderen Ende ist Frau Markus. Ihrer Tochter sei plötzlich sooo schlecht geworden, der Herr Minister möge nicht böse sein, aber es ginge nun leider doch nicht.

Der Polizeioberleutnant ist ratlos. Dann hat er einen Einfall: «Hören Sie, Herr Hartl, bei Ihnen spielt doch auch die Irene Meyendorff?»

Hartl: «Schon, schon. Aber die Meyendorff muss auch morgen um fünf Uhr früh aufstehen . . .»

Polizist: «Na ja, Sie müssen mich verstehen, der Minister . . . Was soll ich ihm denn nur sagen . . . Ich kann ihn ja nicht so vor den Kopf stossen . . .»

Nun war Fräulein Meyendorff an diesem Abend mit Siegfried Breuer, ihrem damaligen Flirt, weggegangen. Wann sie wieder zurück sein würde, wusste niemand; es konnte aber, wegen der Dreharbeiten am nächsten Tag, nicht allzu lange dauern. Der Polizeioberleutnant ruft am Cobenzl an und meldet seinem Chef die veränderte Sachlage. Goebbels befiehlt zu warten.

Endlich, kurz nach zehn, kommt die Meyendorff. Sie ist recht aufgekratzt, doch als sie hört, wozu sie heute noch abkommandiert werden soll, wird sie sauer. «Auf den Cobenzl soll ich jetzt noch fahren? Um zehn? Ich denke nicht daran!» sagt sie schnippisch.

«Aber was soll ich dem Herrn Minister denn nur sagen?»

«Sagen Sie ihm, ich bin müde und habe morgen Aufnahmen. Ich gehe schlafen.» Und zu Hartl gewandt: «Was meinen Sie dazu – Sie sind der Produk-

Die Sammlung ©on Reibung unb 2luôrûftungô= gongftänbcn ift ein erneutes Opfer ôcs öeutfdjen Dettes für feine Oolbaton. 3\$ beftimme bû^er: tDer fid) an gefammelten ober nom Derfügungsberedjtig» ten \$ur Sammlung bestimmten Oadjn bereichert ober foldje Oadjn fonft ihrer Dermengung entzieht, wirb mit bem Tobe bestraft

Suhrerhauptquartier, ben 10. Jänner 1945

Der Rührer

2lbolf fitter

tionschef und der Regisseur, würden Sie es zulassen?»

«Wenn Sie mich so fragen», meint Hartl, «kann ich es natürlich nicht erlauben! – Aber was soll ich machen, wenn der Chef selbst sagt, dass Sie morgen nicht drehen?»

«Ja, wenn das so ist», sagt Fräulein Meyendorff gedehnt, «dann werde ich morgen natürlich drehen. So – und jetzt gehe ich schlafen . . .» Sie verschwindet im Lift. Und der Abgesandte des Ministers muss mit langer Nase abziehen.

Als sie wieder allein sind, sagt Hartl zu Emo, der mittlerweile ebenfalls ins Hotel zurückgekehrt war: «Da hast du deinen ‚armen Menschen‘ – jetzt muss er doch tatsächlich seinen Wien-Besuch ohne galante Abenteuer überstehen.»

Zu dieser Zeit, anfangs der vierziger Jahre, war das filmische Leben nicht nur in Sachen Freizeitgestaltung sehr rege: Man drehte allein in Wien im Jahr zwischen zehn und zwölf Filme, und da man an der Donau vorwiegend historische und komische Stoffe verarbeitete, waren auch etliche Kassenschlager darunter.

Das änderte sich mit den Kriegsjahren; die Filme wurden weniger, und so lustig waren sie zuletzt auch



Paul Hörbiger als Lehrer an der deutschen Filmakademie (1940).

nicht mehr. Wenn Schauspieler schon so verdrossen sind, dass sie sogar ihr Leben aufs Spiel setzen, wie Paul Hörbiger, ist selbst in Wien der Karren bereits verfahren.

«Der Paul ist zwar einige Male verwarnt worden wegen seiner Redereien gegen die Nazis, aber das hat ihn nicht sehr beeindruckt. So ist er eben eines Tages verhaftet und ins ‚Landl‘ eingeliefert worden. Zu einem Prozess ist es aber gar nicht erst gekommen. Ehe die soweit waren, sind auch schon die Russen dagewesen.»

Als die Russen in Wien einmarschierten, arbeitete man gerade an zwei Filmen. Der eine hatte den viel-sagenden Titel: «Ein Mann gehört ins Haus», Regie: Hubert Marischka; der andere hiess «Ein Herz muss schweigen» und hatte die Wessely zur Hauptdarstellerin. Der «Mann» wurde auf dem Rosenhügel gedreht, das «Herz» im Sieveringer Atelier.

Während der ersten Tage nach den Kampfhandlungen stand der Betrieb natürlich still, dann kamen aber sehr bald russische Kommissare und sahen sich zunächst einmal um. Da zu dieser Zeit Wien noch nicht viergeteilt war – das kam erst im August 1945 –, sondern einheitlich unter russischem Besatzungskommando stand, kontrollierten sie auch die Ateliers in Grinzing und Sievering. Es wurde inventarisiert und registriert und da und dort natürlich auch requiriert – hauptsächlich Kameras und Scheinwerfer.

Hartl selbst blieb ungeschoren. Er hatte nur ein einziges Mal fünf Minuten Angst auszustehen, und das war, als die ersten Russen in seinem Bezirk, dem dreizehnten, einmarschierten und die Häuser durchsuchten.

Waffen hatte er keine im Haus, aber ein Luftdruckgewehr für Kinder. Das entdeckten die Russen und waren sofort erbost. Er musste sich mit erhobe-

nen Armen vor ein Bücherregal stellen und wurde von einer Maschinenpistole in Schach gehalten.

Die Sache sah ziemlich bedrohlich aus. Glücklicherweise meldete sich gerade jetzt der Nachbar, ein ehemaliger Hauptmann, der während des Ersten Weltkriegs in russische Gefangenschaft geraten war

Neue Stromsparmaßnahmen

Ab heute werden vormittags die Kabelgruppe B, Gleich- und Drehstrom, sowie die bisher von Abschaltungen ausgenommene Hälfte der Kabelgruppe C abgeschaltet.

Nachmittags kommt dann die Gleich- und Drehstromkabelgruppe A und die andere Hälfte der Kabelgruppe C zur Abschaltung. Schichtwechsel um 13 Uhr...

Welt am Abend, 12. Oktober 1946

und Russisch sprach. Der erklärte den Soldaten, dass das Ding da lediglich ein Spielzeug für Kinder sei; dann zerbrach er es mit einem Ruck über dem Knie. – Die Russen waren zufrieden und zogen wieder ab. «Aus solchen Geschichten sind damals immerhin auch echte Tragödien entstanden», meint Hartl rückblickend.

Besagtes Haus in der Hietzinger Wenzgasse blieb dann lange Zeit hindurch von den Russen verschont. Dennoch war zu befürchten, dass auch Hartl – genau wie die Bewohner ringsum – eines Tages mit Einquartierung würde rechnen müssen.

Nun war ein grosser Teil des Hauses mit Material der Wien-Film gefüllt – Drehbücher, Archivmaterial, Unterlagen zur Wirtschaftsführung. Wenn Hartl nun tatsächlich Gäste ins Haus bekommen hätte, wäre dieses Material gefährdet gewesen. So entschloss er sich, beim damaligen Bundespräsidenten Renner um entsprechenden Schutz anzusuchen.

Renner wohnte unweit von Hartl, in der Bleimschein-Villa. Hartl telefonierte mit Frau Pollak, der Sekretärin des Präsidenten, und bekommt einen Besuchstermin. Der Regisseur sucht also den Präsidenten auf. Als er das Haus betritt, trifft er auf einen rus-



Titelseite des Kinoprogramms: «Der dritte Mann»

sischen Oberst, der vor dem Zimmer des Präsidenten Wache hält. Der Oberst sieht Hartl, reisst die Hacken zusammen und salutiert, dass ihm beinahe der Helm vom Kopf fällt; zackiger und strammer hätte er wahrscheinlich nicht einmal Marschall Konjew begrüsst.

«Nanu», denkt Hartl, «der wird mich wohl mit jemanden verwechseln!» Und dann stellt es sich heraus: Hartl hatte für den Besuch beim Bundespräsidenten seinen Steireranzug angezogen, mit grünen Lampassen an der Hose und Spangen auf der Schulter; der Russe, der so etwas noch nie gesehen hatte, war der Meinung, einen General vor sich zu haben, und gab daher sein Bestes.

Der Besuch in der Präsidentenvilla fiel aber auch sonst günstig für Hartl aus: Renner veranlasst, dass sein Haus nicht für Einquartierungszwecke verwendet werden soll, und die Russen respektieren das auch während der nächsten Monate. Erst gegen Ende

Wien-Döbling: Sowjetischer Posten vor einem beschlagnahmten Industriewerk (1945).



Juli 1945 kommt die russische Filmoffizierin und bereitet Hartl darauf vor, dass er demnächst einen General ins Haus bekommen würde. Hartl fügt sich in das Unvermeidliche und zieht sich mit Familie in den oberen Stock zurück. Als die Gäste bei Hartl einziehen, stellt sich heraus, dass der General in Wirklichkeit ein Oberst ist, der aus Leningrad stammt und dort eine Universitätsprofessur innehat. Mit ihm kommen fünf junge Offiziere und eine Handvoll Wachmannschaften. Der gesamte untere Teil des Hauses wird russische Zone, gerade jener Teil, wo Hartl seine Drehbücher aus der Wien-Film-Zeit liegen hat.

«Mir kam das Ganze ein bisschen merkwürdig vor: Während rundherum die Russen bereits überall wieder aus ihren Privatquartieren auszogen, bekam ausgerechnet ich russische Gäste . . .»

Das Rätsel findet bald seine Lösung. Vier Wochen, nachdem der Oberst in Hartls Haus eingezogen war, wird der Regisseur zu einer Besprechung in das Unterrichtsministerium auf dem Minoritenplatz ein-

geladen. Der damalige Unterrichtsminister Ernst Fischer vergattert die Kulturschaffenden Wiens – Raul Aslan, Josef Krips und viele andere –, um ihnen den Anbruch eines neuen Kulturfrühlings zu verkünden: die russische Besatzungsmacht lege grossen Wert darauf, dass die Theater wieder aufmachen, die

Wohnungstausch: Tausche wunderschönes Barockschloß, zweistöckig, leicht besetzt, im Niederösterreichischen herrlich gelegen, gegen Mansarde im Salzburgischen. Eilangebote unter »Honny soit, qui mal y pense« an die Expedition.

Anzeige im *Basilisk*, 2. Jänner 1948

Museen instandgesetzt werden, die Orchester spielen. Und dass auch die österreichische Filmindustrie wieder zu arbeiten beginnt. . .

Da geht die Tür auf, und herein kommt der Oberst, der seit einem Monat in Hartls Haus wohnt, zusam-



Im Dezember 1945 wurde der Cziffra-Film (Wien-Film Sievering) die Lizenz erteilt.

men mit seiner Mannschaft. Er lächelt Hartl freundlich an und beginnt seine Rede. In lupenreinem Deutsch.

Es stellt sich heraus, dass er die Zeit seiner Einquartierung bei dem Regisseur vorzüglich genutzt hat; er kennt sämtliche Drehbücher und Exposés, die Hartl in seinem Archiv liegen hat, er hat sie Seite für Seite studiert. Nun weiss er Bescheid – über den österreichischen Film und über die Person Karl Hartls.

Der ehemalige UFA-Produktionschef der Wien-Film wird für vertrauenswürdig erachtet, die neuen Wien-Film-Betriebe zu führen. Hartl wird zum öffentlichen Verwalter für den Rosenhügel bestellt. Unter seiner Leitung werden die ersten Nachkriegsfilme gedreht.

Die Arbeit wurde ziemlich schwierig. Im August 1945 kamen die Alliierten nach Wien, und so musste der Braten geteilt werden: «Der Rosenhügel war russisch, Sievering und das Zentralbüro in der Sieben-

sterngasse amerikanisch, das Schönbrunn-Atelier englisch, und das Filmlager mit dem Archiv lag in der französischen Zone in Penzing. Wenn wir zum Beispiel Scheinwerfer vom Rosenhügel nach Sievering transportieren wollten, mussten erst schwierige diplomatische Verhandlungen geführt werden.»

Der Krieg mit Waffen war zu Ende, dafür begann nun der Papierkrieg, und so ist Hartl recht froh, als er eines Tages vor die Entscheidung gestellt wird.

«Es war im Herbst 1946. G.W. Pabst hat gerade seinen ‚Prozess‘ gedreht – da komm’ ich in mein Büro und sehe in meinem Stuhl einen Mann in russischer Uniform sitzen: Oberst Lunin.»

«Ja», sagt der Oberst, «ab heute bin ich hier der Leiter. Und so muss ich Sie fragen, Cherr Chartl: Wollen Sie lieber arbeiten für amerikanski oder für sowjetski Film?»

«Wenn ich mir's aussuchen darf», antwortete Hartl, «dann würd' ich sagen: amerikanski Film!»

«Gut», erwiderte der Oberst, «dann müssen wir eben Abschied voneinander nehmen. Rosenhügel ist ab heute zur Gänze sowjetisches Unternehmen.»

Spielfilmherstellung

Land	1946	1947	1948	1949	1950
Dänemark	10	14	8	10	13
Deutschland*)	1	9	23	62	82
Frankreich	94	78	91	108	117
England	107	170	120	132	125
Osterreich	3	13	25	25	16
USA	397	370	394	361	395

*) Ost und West

1947 macht Karl Hartl seinen ersten Nachkriegsfilm als Regisseur, den «Engel mit der Posaune», nach dem Roman von Ernst Lothar. Es spielen Paula Wessely, Attila Hörbiger, Hans Holt, Maria Schell und Oskar Werner. Während der Dreharbeiten kommt eine Dame aus London, Elisabeth Montague. Sie ist in der Presseabteilung der London-Film tätig. «London-Film» – das war damals gleichbedeutend mit dem Namen Alexander Korda.

Nun sind Hartl und Korda alte Freunde: Hartl hat in den frühen zwanziger Jahren bereits mit Korda gearbeitet, 1923 sind die beiden nach Berlin gegangen. Rund ein Viertel] ahrhundert später kommt eine Abgesandte des Sirs aus Ungarn und bestellt Grüsse. Hartl behandelt Lady Montague als Gast und lässt sie bei den Dreharbeiten zusehen. Als die ersten Muster kommen, ist sie auch bei der Vorführung. Elisabeth Montague ist begeistert – obwohl noch kein Ton zu hören ist, aber allein die Darstellung des Wiener Mi-lieus entzückt sie.

«Diese Lady Montague war vor dem Krieg regelmässig in Salzburg bei den Festspielen und ist dadurch – wie es ja etliche unter den Engländern gibt – ein Österreich-Fan geworden. Nach der Vorführung

ersucht sie mich, ob ich ihr nicht vielleicht ein Duplikat vom ‚Engel‘ für Korda mitgeben könne.» Hartl lässt eine zweite Kopie der stummen Muster herstellen, und die Lady geht damit nach London.

Zwei Monate später taucht sie wieder bei Karl Hartl in Wien auf und bringt eine sensationelle Nachricht: Sir Alexander Korda habe das Bisherige so gut gefallen, dass er daran denke, den «Engel mit der Posaune» für das englische Publikum in London nachzudrehen. Sensationell ist diese Nachricht deshalb, weil es in der österreichischen Filmgeschichte zum erstenmal – und das im zweiten Nachkriegsjahr – geschieht, dass eine grosse ausländische Firma den Wunsch nach dem Remake eines österreichischen Stoffs äussert.

«Ich hab' mich also nach London begeben und mit Alexander Korda gesprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ich Graham Greene und Carol Reed kennengelernt.»

Zehn Tage ist Hartl in London, und in dieser Zeit

Mutter Austria und ihre Kinder

Zur Premiere des Karl-Hartl-Films »Der Engel mit der Posaune«

Den österreichischen Beitrag zur Psychologie der Trümmerfilme, und zwar der politischen und seelischen Trümmerfilme, brachte der Karl-Hartl-Film der Vindobona »Der Engel mit der Posaune« nach dem gleichnamigen Roman von Ernst Lothar mit Paula Wessely in der Hauptrolle . . .

Alles in allem: Ein tief pessimistischer Film vom Untergang Österreichs mit einer wahrhaft großen Schauspielerin im Mittelpunkt und mit dem Untertitel: Das war das Ende.

Welt am Abend, 18. Oktober 1948

gibt es kaum einen Abend, an dem Graham Greene nicht an der Seite des Wiener Gastes zu finden ist. Greene quetscht Hartl nach allen Regeln eines Reporters aus: er will wissen, wie es in dieser Stadt heute aussieht, wie das mit den Schleichhändlern sei,



Karl Hartl (links) und Sir Alexander Korda in Wien, zur Zeit der Aufnahmen zum «Dritten Mann».

ihn interessiert die Stimmung der Bevölkerung, das Verhältnis der Besatzungsmächte untereinander – kurz, er sammelt Stoff für ein Buch, das er schreiben möchte, ein charakteristisches Buch mit Wien als Schauplatz.

Und unter dem Begriff «Buch» verstehen er und Hartl zu dieser Zeit nicht ein Drehbuch, sondern ein richtiges Buch, das man im Laden zu kaufen kriegt, also einen Roman.

Zuletzt gibt Graham Greene bekannt, dass er am liebsten selbst nach Wien kommen würde, um sich weitere Einzelheiten zu holen – ob Hartl ihm dann behilflich sein könne.

Der Regisseur sagt zu.

Wenig später läutet bei Hartl das Telefon: Graham Greene meldet sich, er wäre nun in Wien, und wenn Hartl Zeit hätte, ihm Verschiedenes zu zeigen, würde er ihm sehr dankbar dafür sein; Carol Reed sei übrigens auch gleich mitgekommen.

Der Schriftsteller Greene und der Regisseur Reed werden nun einen Monat lang herumgereicht. Sie

lernen Leute und Lokalitäten kennen, lassen sich das Wiener Kanalnetz zeigen und fahren mit dem Riesenrad. Und eines Tages landen sie natürlich auch bei einem Wiener Heurigen, draussen in Sievering. Um seinen Gästen die gebührende Stimmung zu vermitteln, will Hartl die Wien-Film-Schrammeln – das gab es damals noch – aufspielen lassen.

Das Musikerquartett ist aber ausgerechnet an diesem Abend unabhkömmlich – als Angestellte der Wien-Film waren sie verpflichtet, auch ihre russischen Arbeitgeber musikalisch zu betreuen, und so waren sie an diesem Tag nach Baden gefahren, um im dortigen russischen Hauptquartier bei Wodka und Wein Wiener Stimmung zu verbreiten.

Wer sollte nun also den englischen Gästen aufspielen? Da erinnert sich Hartl eines Zitherspielers, der gelegentlich bei dem Heurigen spielte, den sie nun besuchen wollen.

«Da kam also der Karas mit seiner Zither, hat sich hingesetzt und zu spielen begonnen.

Von diesem Augenblick an hat sich der Carol Reed für niemand anderen mehr interessiert.»

Am andern Tag lässt Reed den Zither spieler zu sich ins Hotel Astoria kommen. Anton Karas muss dem Regisseur vier Stunden lang Wiener Lieder vor-

**11.000 Postangestellte werden abgebaut
Daluege zum Tode verurteilt
Neue Kriegsverbrecherprozesse gegen
prominente Nazi
1 kg »Morphiumbase« 80.000 Schilling
Ausländische Plünderer verhaftet
Ausgabe neuer Seifenkarten in Nieder-
österreich und im Burgenland**

Überschriften vom 23. Oktober 1946 aus *Welt am Abend*

spielen, bis es ihm zu dumm ist – er lässt Reed durch den Dolmetsch ausrichten, dass er ihn für verrückt hält.

Carol Reed lacht nur, entlohnt den Heurigenmusiker und fährt bald wieder – zusammen mit Graham Greene – nach London zurück. Der Regisseur beginnt Vorbereitungen zu einem neuen Film, der Schriftsteller zieht sich in die Klausur zurück, um seinen Wien-Thriller zu schreiben. Er widmet ihn «Carol Reed in Bewunderung und Verehrung» und schreibt ihn «im Gedenken an die vielen Wiener Nächte, die wir im ‚Maxim‘, im ‚Casanova‘ und im ‚Oriental‘ verbrachten», wie schliesslich in der Buchausgabe auf der Widmungsseite steht.

Währenddessen stellt Karl Hartl seinen «Engel mit der Posaune» fertig. Mit der Kopie unterm Arm fährt er abermals nach London zu Alexander Korda.

Der grosse englische Produzent ist begeistert. Innerhalb von fünf Minuten ist der Fall erledigt, Korda ist entschlossen, das Remake zu machen: «Wir drehen das Ganze noch einmal in Englisch. Ich möchte die Wessely, den Oskar Werner und die Schell. In ein paar Monaten werden sie wohl so viel Englisch ge-

lernt haben, dass sie ihren Part aufsagen können!»

Schell und Werner sind begeistert – die Wessely lehnt ab: in einer fremden Sprache wolle sie nicht filmen, und Synchronisieren käme schon gar nicht in Frage. Bei dem Gespräch über die englische Version des «Engels mit der Posaune» gibt Korda dem Wiener Regisseur ein Drehbuch zu lesen: «Der dritte Mann». «Da war bereits alles disponiert, Korda wollte nur noch wissen, ob ich gewillt sei, das Projekt in Wien vorzubereiten, die Drehplätze auszumachen und die technischen Möglichkeiten zu erkunden.»

In seinem Vorwort zum Buch schreibt Graham Greene: «Der ‚Dritte Mann‘ wurde nicht geschrieben, um gelesen, sondern um gesehen zu werden.» Trotzdem war der Stoff in seinen Uranfängen eine Roman-Idee gewesen: «Ich hatte vor Jahren auf der Klappe eines Briefumschlages folgenden ersten Absatz einer Erzählung niedergeschrieben: ‚Vor einer Woche hatte ich von Harry für immer Abschied genommen, als sein Sarg in die im Februarfrost erstarrte Erde hinabgelassen wurde. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich ihn in London im Menschengen-

Carol Reed dreht in Wien

Wie das »Neue Österreich« bereits vor einigen Tagen berichtete, ist Carol Reed, der Meisterregisseur des Mason-Films »Der Gehetzte«, in Wien eingetroffen, um mit den Außenaufnahmen für seinen neuesten Film »The Third Man« zu beginnen. Die Atelieraufnahmen dieses Films der Alexander-Korda-Produktion werden in London weitergedreht.

Neues Österreich, 21. Oktober 1948

wühl des ‚Strand‘ ohne ein Zeichen des Wiedererkennens an mir vorüberziehen sah...»

Und: «Als Sir Alexander Korda mir den Vorschlag machte, für Carol Reed einen Film zu schreiben, der auf unser ‚Kleines Herz in Not‘ folgen sollte, konnte ich ihm nicht mehr anbieten als diesen ersten Absatz.»



Dreharbeiten zur englischen Fassung des «Engel mit der Posaune». Von links nach rechts: Karl Hartl, Maria Schell, Oskar Werner und John Justine (London, 1948).

Korda wollte damals einen Film über das Wien der alliierten Besetzung. Da fällt Greene seine Notiz auf dem Kuvert ein. Er bespricht die Idee mit Korda, und so entsteht schliesslich eine Mischung aus Kordas Absicht und Greenes Kuvert-Notiz: die im Februarfrost erstarrte Erde soll die Erde des Wiener Zentralfriedhofs sein. Und die mysteriöse Penicillin-Schieber-Geschichte eine Angelegenheit von Besatzungsoffizieren.

Dennoch fängt Greene nicht gleich mit der Arbeit an dem Drehbuch an. «Für mich», sagt er in dem Vorwort, «ist es nahezu unmöglich, ein Drehbuch zu schreiben, ohne den Vorwurf zunächst als Erzählung zu behandeln.» Er musste sich also erst einleben in die Charaktere und Aktionen der Handlung, daher der kaum 150 Seiten umfassende Roman, der 1950 bei William Heinemann in London erscheint.

Anfang 1948 beginnt Carol Reed in Wien mit den

Dreharbeiten zu seinem «Dritten Mann». Es wird ein Grossunternehmen. Neben dem Scheinwerfer-Park der Wien-Film verwendet Reed auch Beleuchtungs- und sonstige technische Requisiten, die er von London in das besetzte Wien schafft. Er braucht viel Licht, um Wiens Unterwelt, das verzweigte Kanalnetz, filmisch aufbereiten zu können.

Während Carol Reed in Wien an seinem «Dritten Mann» arbeitet, beginnt Karl Hartl in den Londoner Shepperton-Studios den «Engel mit der Posaune» zu drehen.

Im April 1948 ist Reed mit seinen Wien-Aufnahmen fertig und kommt gleichfalls nach London, um hier die Atelierszenen aufzunehmen. Gleichfalls in den Shepperton-Studios. Nun arbeiten die beiden Regisseure, Hartl und Reed, Tür an Tür, Hartl an seinem englischen «Engel», Reed an seinem «Dritten Mann» aus Wien.

«An einem Sonntagnachmittag im April sind wir beim Korda im ‚Claridges‘. Da sagt der Korda zu mir: ‚Sie, der Carol ist verrückt geworden! Der will einen Zitherspieler aus Wien kommen lassen, der ihm die Musik zu dem Film machen soll!‘ – ‚Aha‘, sag’ ich, ‚das wird bestimmt der Karas sein.

Der Zitherspieler Anton Karas war bis zum Tage, da der Regisseur ihn hörte, eine höchst unbeachtete Kapazität seines Instruments. Er spielte weinseligen Filmleuten beim Sieveringer Heurigen seine Gspäß und Gstanzln vor; nachher kassierte er, was die Gäste freiwillig auf seinem Teller zurückließen. Bis Carol Reed ihn hörte und erkannte, daß der seltsam abrupte, metallische Klang des Saiteninstruments, dessen Namen er nicht einmal wußte, die ganze wehmütig-melancholisch-unerbittliche Stimmung seines Films auszudrücken verstand: Dieses wienerische »O du lieber Augustin, alles ist hin!« Die Zither des Tonerl aus Sievering charakterisierte das Wien von 1947 besser, als es ein philharmonisches Orchester vermocht hätte, und so nahm Carol Reed das Wagnis auf sich, seinen ganzen Film lediglich von einer Zither und einer einzigen Melodie untermalen zu lassen: Dem Harry-Lime-Thema, das die geschickten Finger des Sieveringer Heurigenmusikanten aus den Saiten der Zither zupften und das zu einer gewaltigen Symphonie des Bedrückenden, Hoffnungslosen und Unterweltlichen anschwillt, wenn der Held des Films, Harry Lime, auftaucht. Symbol eines nicht von den vier fremden Mächten, aber von allen guten Geistern verlassenen Wien.

Neues Österreich, n. März 1950

Mit dem hat er schon damals in Wien so einen Kult getrieben!»

Eine Stunde später kommt Carol Reed mit seiner Frau. Er ist tatsächlich völlig besessen von seiner Idee mit der Zithermusik. «Sie müssen den Karas sofort aufstöbern, wenn Sie wieder in Wien sind!» redet er auf Hartl ein. «Ich brauch’ ihn so schnell wie möglich hier in London!»

Bald danach ist der «Engel mit der Posaune» auch in seiner englischen Fassung abgedreht – mit einer noch billigeren Musik als jener für den «Dritten

Mann» geplanten, denn Hartl braucht sie nur der österreichischen Urfassung zu entnehmen, während Reed immerhin einen Mann engagieren muss.

Doch dieser Mann – Anton Karas – will nicht recht. Er hat Angst vor der fremden Stadt. Ausserdem glaubt er nicht, dass er so etwas fertigbringt – Musik für einen ganzen Film zu komponieren. Er hat doch noch nie etwas komponiert. . .

«Wir haben zehn Tage gebraucht, ehe wir den Karas so weit hatten. Zuletzt mussten

»Der dritte Mann« und seine Hinter-männer

Der wienerische Harry Lime ist von Beruf Fleischhauer — Operettenbariton, Ex-Europameister und Filmkomparse »doublen« für Joseph Cotten

Wer glaubt, daß ein Double dem darzustellenden Star aufs Haar gleichen müsse, geht fehl. Das beste Beispiel hiefür ist der österreichische Harry-Lime-Darsteller oder der wienerische Orson Welles: Otto Schusser, der »im Zivil« in der Fleischhauerei seines Bruders in der Hetzendorferstraße arbeitet. Nur in seinen Mußestunden ist er Edelkomparse in den Rosenhügel-Ateliers . . .

. . . Erst als eine Sanitätärpatrouille den Kanal desinfiziert und allen Unrat beiseite geräumt hatte, erschien Welles — von einer Parfümwolke umgeben und nach den neuesten Modellen gekleidet. In Wiener Filmkreisen erzählt man sich sogar, daß von Welles nur ein paar Großaufnahmen gemacht wurden. Alles andere aber — die abenteuerliche Flucht durch die Winkelgassen der Altstadt oder über die Ruinenfelder, die Flucht im Kanal und überall dort, wo ein raffiniertes Helldunkel die Gesichtszüge nicht genau erkennen ließ, erlebt der Zuschauer eine filmische Täuschung: Otto Schusser statt Orson Welles . . .

Immer dort, wo das nächtliche Dunkel die Gestalt nur schwer erkennen läßt, ist an Stelle Cotten — der übrigens nicht, wie im Film, für Whisky, sondern für Kognak schwärmt und ohne diesen selbst am Zentralfriedhof nicht filmen wollte — Andreas Steinbach zu sehen, während der populäre Boxer Heinz Lazek nur jene Szenen drehte, in denen man vom Gesicht nur wenig, dafür aber von einem den Hals verdeckenden aufgeschlagenen Mantelkragen sehr viel sieht . . .

Neues Österreich, 12. März 1950



Dreharbeiten zum «Dritten Mann» in einem Wiener Kanal (1948)

wir ihn fast mit Gewalt in den Zug nach London verfrachten . . .»

In London angekommen, wird der Zitherspieler sofort von Carol Reed in Beschlag genommen. Er bringt ihn in das Studio und führt ihm den Rohschnitt des «Dritten Mann» vor. In diesem Stadium ist der Film noch zweieinhalb Stunden lang.

Bis zu viermal am Tag muss Karas sich den Film anschauen. Er hat seine Zither vor sich aufgebaut und soll gleich zu den einzelnen Szenen improvisieren.

Zwei Wochen geht das so – Anton Karas wird diese Februartage 1949 bis an sein Lebensende nicht vergessen. Später erzählt er: «Ich war schon völlig fertig. Damals in Wien, im Hotel Astoria, wo ich dem Reed vier Stunden lang vorspielen musste, sind mir die ersten drei Takte von dem Harry-Lime-Thema eingefallen. Aber das war auch schon alles, was mir eingefallen ist – mehr ist nicht draus gewor-

den. Schliesslich bin ich ja auch kein Komponist, sondern ausübender Musiker.»

Diese drei Takte spielt er nun unentwegt zu den Szenen, die Reed ihm vorführt. Tag für Tag. Er ist schon ganz verzweifelt und fleht den englischen Regisseur an, ihn doch nach Hause fahren zu lassen; es fiel ihm ja doch nichts mehr ein.

Aber Reed ist unerbittlich. Er drückt nochmals auf den Startknopf – da haut ihm Karas auf die Finger. Doch der Film läuft schon. Und nun erlebt der kleine Heurigenmusiker aus Wien einmal etwas ganz Sonderbares: Er hört zum erstenmal sich selbst spielen. Dort oben von der Leinwand kommt seine Musik herunter – Reed hat während des Improvisierens heimlich Aufnahmen gemacht und sie in die Szenen montiert.

Dieses grosse, dröhnende, knallende Spielen einer unsichtbaren Zither wühlt Anton Karas so sehr auf,

Alexander Korda und D. O. Selznick zeigen:

DER *dritte* MANN

Ein London-Film in deutscher Sprache im Verleih der
Sascha

Buch: Graham Greene — Bauten: Vincent Korda, John Hawkesworth und
Joseph Bato — Photographie: Robert Kraaker — Zithermusik, komponiert und
gespielt von dem Wiener Anton Karas

Produktion und Regie: Carol Reed

Darsteller:

Martina	Joseph Cotten
Anna	Alida Valli
Calloway	Trevor Howard
Harry Lime	Orson Welles
Kurtz	Ernst Deutsch
Winkel	Erich Ponto
Popescu	Siegfried Breuer
Portier	Paul Hörbiger
Seine Frau	Annie Rosar
Annas Hauswirtin	Hedwig Bleibtreu



Im «Dritten Mann» agierte eine
Starbesetzung.

dass er plötzlich zu komponieren anfängt. Er hat auf einmal Ideen – für diese Einstellung, für jene Szene. Reed nimmt alles auf, und bald ist die Musik für den «Dritten Mann» beisammen. Der Film kann fertiggestellt werden. Ende 1949 kommt er heraus.

Und damit beginnt für den kleinen unbekanntem Zitherspieler aus Wien die grosse Karriere. Carol Reed reicht ihn zunächst in London herum. Er spielt dort in den fashionablesten Klubs sein Harry-Lime-Thema. Livrierte Diener tragen ihm die Zither auf einem Samtkissen nach. Schliesslich lädt ihn sogar die englische Königin in den Buckingham-Palast, und bald danach kommt die Audienz beim Papst.

Heute besitzt der kleine Mann mit der dicken Brille für Weitsichtige drei Villen in Sievering – er, dessen Eltern arm waren und der immer alles mit seinen sechs Geschwistern teilen musste. Von seinem

Harry-Lime-Thema sind mittlerweile 4½ Millionen Platten verkauft worden. Und dennoch: Anton Karas hat nach dem «Dritten Mann» nie wieder Filmmusik komponiert. . .

Auch der «Engel mit der Posaune» ist damals ein internationaler Erfolg geworden. Doch die Zeit für den österreichischen Film geht langsam ihrem Ende zu.

Willi Forst, der 1946 in die Journalistik einsteigt und eine Zeitschrift mit dem Titel «Film» herausbringt, in der er die Emigranten der Filmzunft zur Rückkehr nach Österreich auffordert, sieht bald ein, dass das alles nicht mehr viel Sinn hat. Er geht nach Hamburg, wo er mit Hildegard Knef die «Sünderin» dreht. Karl Hartl folgt seinem Beispiel und übersiedelt 1952 mit seiner Frau Marthe Harell nach München.